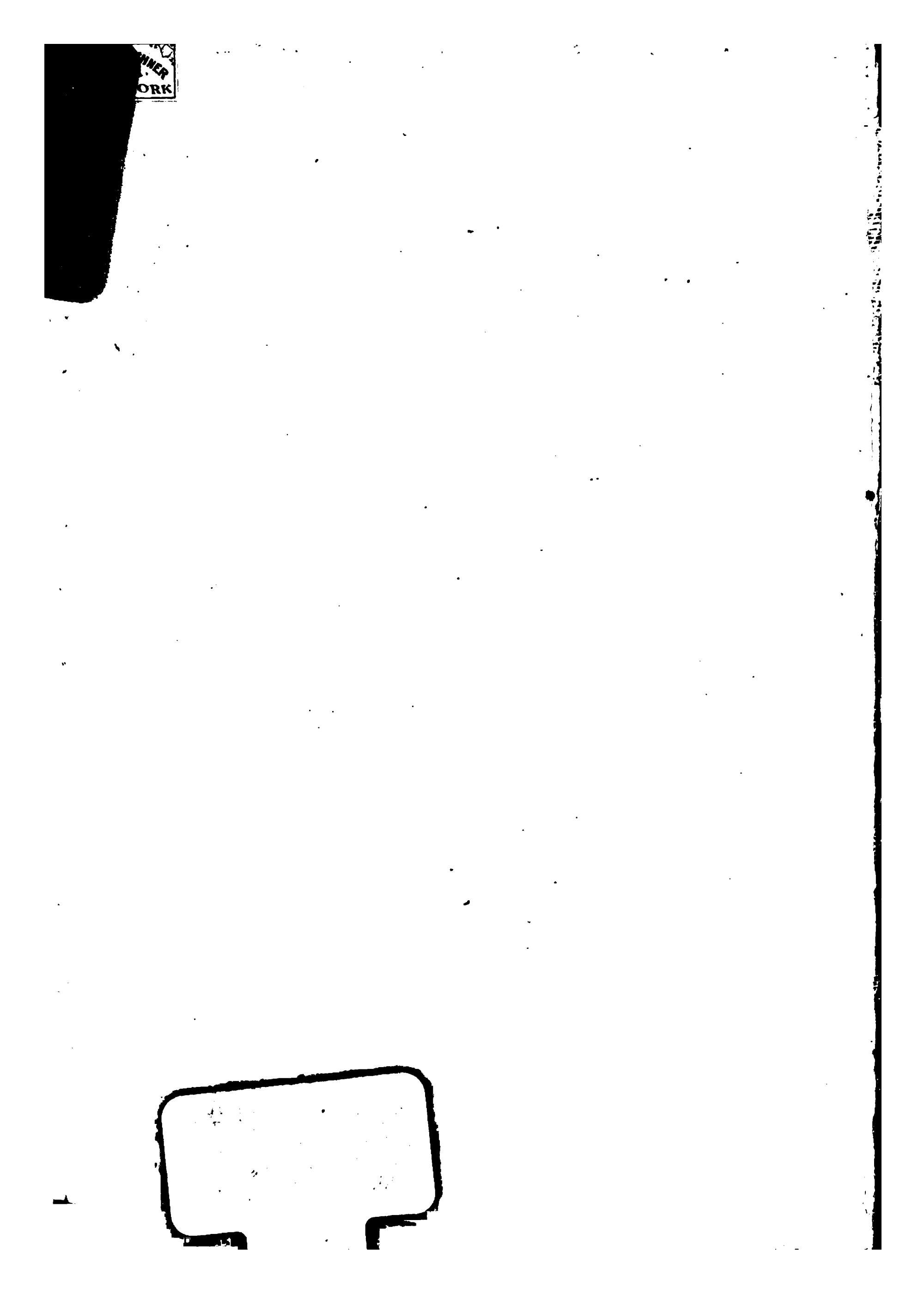
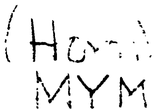


HANDBUCH

des

JAGD-SPORT.

Zweite, verbesserte Auflage.



HANDBUCH

des

JAGD-SPORT.

Von

OSCAR HORN.

Mit 20 Abbildungen.

Zweite, verbesserte Auflage.



WIEN. PEST. LEIPZIG.
A. HARTLEBEN'S VERLAG.
1894.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

DEM ANDENKEN SEINER HOHEIT

HERZOGS ERNST II.

VON SACHSEN-COBURG-GOTHA ETC. ETC.

IN DANKBARER TREUE

GEWIDMET.

Die Neuauflage dieses Buches sollte vor längerer Zeit schon erscheinen. Seine Hoheit Herzog Ernst, dem der Verfasser für wiederholte gnädige Einladungen zu Dank verpflichtet ist, hatte die Widmung desselben gütigst entgegengenommen. Nun ist das Büchlein fertig, aber statt es bei frohem Jagen in die Hände des theuren Herrn geben zu können, kommt es eben recht, zu Füssen seines Sarges niedergelegt zu werden, in stiller Trauer, als letzter Gruss deutschen Waidwerks, das der hohe Todte so über alles geliebt hat.

O. H.

Vorwort zur ersten Auflage.

Dem Verfasser war die Aufgabe geworden, ein „Handbuch des Jagdsport" zu schreiben, aber er hat sich nicht daran gehalten. Wollte er ein „Handbuch" schreiben, so war ihm das bei dem bestimmt zugemessenen kleinen Raum nicht anders möglich, als indem er fast ausschliesslich jedem Jäger Bekanntes wiederbrachte, höchstens vielleicht in anderer Form. Das besorgten aber bereits vorhandene Bücher zur Genüge, und nur aus zehn Schriften rasch eine elfte zusammenstoppeln, damit auch die Jagd in dieser „Sportbibliothek" nicht fehle, ist nicht meine Art. So setzt' ich denn den Bergstock ein und sprang über die Hindernisse hinweg und schrieb ein Buch nach meiner Weise, dessen sorgfältiges Register allein das „Handliche" darin ist. Dies ermöglichte mir's, neben den unvermeidlichen Wiederholungen in der Form leichter Plauderei hier

und dort so Manches einzuflechten, was vielen Jägern noch gar nicht, anderen nur beiläufig bekannt war und was dem Büchlein am Ende gar einigen Werth verleihen könnte. Auch die Naturgeschichte des Wildes zu berühren, verzichtete ich. Eins oder das andere, Naturgeschichte oder Jagd, hätte darunter leiden müssen; der Jagd wollt' ich aber unter allen Umständen nicht wehe thun. Ich habe also nur dort ihr Gebiet gestreift, wo neuere Forschungen mittlerweile wirklich Neues aufs Tapet gebracht haben, oder wo ich glaubte, durch einen leisen Hinweis berufene Kräfte zu weiterem Nachdenken veranlassen zu sollen. —

München, im Treibjagdmonat 1881.

Oscar Horn.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Nach zwölf Jahren! Und doch — sei nicht unbescheiden, lieber Freund; Kobell's berühmter „Wildanger" ist 1859 erschienen und ist heute noch nicht so glücklich, wenn man es „Glück" nennen darf, wiederholt aufgelegt zu werden.

Darum Dank allen Denen, die dem „Jagdsport" zu besagtem „Glück" verholfen haben.

Unbekannte Menschen sind mir durch ihn liebe Freunde geworden, und an manchem Ort, wohin die Wanderlust und die Jagdleidenschaft seinen Verfasser führten, war er schon vor ihm und hat mir zu freundlichem Empfang verholfen. Es war eines Abends nach glücklicher Gemsjagd, tief hinten im Zillerthal, in der schönen Stillup, und eine erlesene Jagdgesellschaft war in der „Vincenzhütte" versammelt. Draussen um lodernde Feuer lagerten Jäger und Treiber. Der fürstliche Jagdherr brachte bei der Tafel mit einemmal das Gespräch auf die verregnete Procession und die nasse Pirschjagd, von der im Julimonat die Rede ist. Als wir vom Tisch aufstanden, begrüssten mich zwei der Cavaliere in ihrer Eigenschaft als Besitzer und Verehrer meines Buches, und draussen bei den nächtlichen Feuern kam ein Bauer zu mir, im Zillerthal wohnend und als Träger dem anwesenden englischen Botschafter beigegeben: „Sind Sie der Oschkar Horn, der das Jagdbuch geschrieben hat, das mir der Herr P. aus J. zum Lesen gegeben hat?" — Also so weit geht dein Ruhm bereits, dass die Tiroler Bauern schon dich kennen und lesen? Doch Spass beiseite — an jenem Abend durchzog etwas wie stille Freude meine Seele, und ich segnete das Los des Dichters, des Schriftstellers, das für Reihen von Ent-

behrungen und Enttäuschungen doch hinwieder auch einmal einen solchen Augenblick gewährt.

Also noch einmal herzlichen Dank Allen, die meinem Büchlein zu seinem Erfolg verholfen haben. Für die gegenwärtige Auflage bin ich besonders Herrn Victor Grossbauer Edlen v. Waldstätt, Redacteur der Wiener (A. Hugo's) Jagdzeitung, und Herrn Forstmeister Max Siber in Sihlwald (Zürich) verpflichtet für ihre Mittheilungen über die österreichischen und schweizerischen Schonzeiten.

Und nun, liebes Büchlein, geh' denn mit Gott die zweite Reise; willst du mich noch unter den Lebenden treffen bei der Heimkehr, wirst du dich wohl etwas mehr beeilen müssen, denn das erstemal. Aber freuen soll mich's doch, wenn ich dich noch einmal sehe! —

Lohr a. Main, Feistmonat 1893.

Oscar Horn.

INHALT

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

October.

November.

December.

ANHANG.

Gesetzliche Schon- und Schusszeiten.

I. Deutsches Reich.



HANDBUCH
des
JAGD-SPORT.

Januar.

„Raubzeugmonat."
v. Wildungen.

Kein Heger — kein Jäger! Mit diesem alten, ehrwürdigen Spruche soll auch dies Büchlein eröffnet werden. Er ist zwar nicht mehr recht zeitgemäss. Denn vom Hegen will die Mehrzahl unserer heutigen „Jäger" nichts wissen, denen einzig nur darum zu thun ist, nach der Jagd im Kreise der Freunde mit Hekatomben von Wild zu renommiren, die der unersättlichen Schiesswuth geopfert worden sind. Schiesswuth, das ist das richtige Wort für Hinz und Kunz, wie sie jetzt den Hinterlader durchs Revier schleppen. Und namentlich, seit die Jagdzeitungen angefangen, die Abschusslisten der grossen Herren zu veröffentlichen, seit die Tagesblätter jeden Auerhahn- oder Spielhahnschützen, vor allem natürlich den glücklichen Erleger eines Hirsches wie ein Wunderthier durch ihre Spalten schleifen — seitdem will's Einer dem Anderen

zuvorthun, und die ehrliche, alte, sorgsame Jägerei nimmt immer mehr ab. Der „Jagdsport" ist an die Stelle des „Waidwerks" getreten ... Aber Freundchen, du ereiferst dich; du, der du selber eben beginnst, ein Handbuch des „Jagdsports" zu schreiben, willst denen die Hölle heiss machen, die diesem „Sport" huldigen? Nun, dass wir's gestehen, wer ein Buch des Jagdsports in den folgenden Blättern erwartet, der möge sie lieber gleich aus den Händen legen. Alle Hetzjagd ist darin verpönt, alles Fremde, dem Geiste unseres Volkes Widersprechende, ihm Aufgepropfte abgelehnt; die eingestellten Jagden der grossen Herren als das bezeichnet, was sie sind: Metzeleien; Fleischbänke heissen heute noch im Volksmund gewisse Waldabtheilungen nach solchen Heldenthaten. Wer aber, die sichere Büchse unterm Arm, den treuen Schweisshund hinter sich, im Hochwald mit mir pirschen will, übern Grat des Hochgebirges ausspähen nach dem Latschenbock, in Feld und Wald nach Väterart die Jagd betreiben — waidmännisch, d. h. den Schöpfer im Geschöpfe ehrend, sein Wild hegend und beschützend ... der findet vielleicht in diesen Zeilen, was ihm gefällt, so dass er gerne hie und da einen Blick hineinwirft und ihrem Verfasser von Zeit zu Zeit freundlich zunickt.

Kein Heger, kein Jäger! Wir beginnen auch das Jahr damit. Der entlaubte Wald beugt sich unter der Last des Schnees, der die Zweige der Bäume zu brechen droht. Im Hochwald dröhnt es von Zeit zu Zeit wie Büchsenknall: die Rinde der Buchen platzt, weithin schallend, vor Frost; auf dem Felde knirscht der Tritt im gefrorenen Schnee, der Bach liegt unter der Eisdecke; auf dem Flusse, dessen rasches Gefälle dem Eis nicht Zeit lässt, zu stehen, stossen und drängen sich die Schollen, und von der Quelle, die im Sommer kalt und im Winter warm ist, dampft es wie Rauch empor. Ein Flug Enten steigt auf, weit ausserhalb des Bereiches der Flinte! Nur der Anfänger schickt ihnen in die blaue Ferne etwas Pulverrauch nach: es sind ja Zugvögel, sagt der Schiesser, die vogelfrei sind. Im knisternden Schnee vernehmen die scheuen Vögel ungemein weit den Jäger, dessen Vorsicht an solchen Tagen meist umsonst ist. Man spricht so viel vom Winden der Vögel. Man sagt den Enten, dem Spielhahn nach, dass ihnen mit schlechtem Winde ebenso wenig beizukommen sei, wie dem Haarwild. Das ist doch nur bedingungsweise zuzugeben. Insoferne nämlich, als den mit einem ausserordentlich feinen Gehör begabten Vögeln der sich im schlechten Winde nähernde Jäger eher vernehmbar ist.

Der vom Jäger nach dem Wild zu wehende Wind trägt natürlich das geringste Geräusch dem letzteren ganz anders zu, als wenn der Luftzug vom Wilde gegen den Schützen geht. Gesicht und Gehör unserer Wildvögel sind eminent, der Geruch ist ihr schlechtest ausgebildeter Sinn. Davon kann man sich überzeugen, wenn man im weichen, thauenden Schnee einen Bach abpirscht, das lässt sich beobachten im Schirm. Man kann den letzteren doch nicht jeden Morgen und Abend je nach der herrschenden Windrichtung hierhin und dorthin stellen, und wie oft fallen Enten und Gänse trotz schlechtesten Windes zu seinen Füssen und also auch zu Füssen des darin passenden Jägers ein, so nahe, dass der letztere sie erst einige Schritte weit fortrinnen lassen muss, denn sonst müssten sie es ja hören, wie lautlos er auch den Zwilling an die Backe führt.

Und ebenso der Spielhahn. Wer auf den Wind beim Pirschen auf den Vogel achtet, thut natürlich immer wohl, aber nur in Berücksichtigung seines Gehörs; die Verfechter des „Windens" der Vögel mögen nur einmal die „Nasen" derselben anatomisch untersuchen und mit den gleichen Organen unserer Quadrupeden vergleichen, sie werden dann von selber von ihrem Irrthum zurückkommen.

Auf den grossen Binnenströmen tummelt sich jetzt viel fremdes Volk. Die nordischen Gäste hat uns die Kälte zugeführt, und es ist eine Lust und Freude, die bunte Gesellschaft so Tag für Tag zu beobachten; mit dem Schiessen freilich wird man nichts oder wenigstens nicht viel ausrichten. An den Ufern steht das Eis, das zwar bei einzelnen Ausbuchtungen oder über wärmeren Quellen offene Stellen lässt, an welche man sich anpirschen kann, vorausgesetzt, ein hügeliges Gestade gestattet es, und Schnee und Frost haben ebenfalls nichts dawider; hier kann man zeitweilig dann seine Stockente, auch zwei, sich holen, wenn man sie nämlich so trifft, dass sie steintodt herunterfallen und, ohne sich mehr rühren zu können, auf der Oberfläche des Wassers, noch besser des Eises, oder am besten auf dem Ufer selbst liegen bleiben, wo der Jäger sie jetzt nach seiner Bequemlichkeit aufnehmen und an die Tasche hängen kann. Wenn das aber nicht der Fall ist! Und wie selten ist es der Fall bei Enten, auf welche man an grossen Flüssen meist weitere Schüsse riskirt! Der Federpanzer, der das Wassergeflügel im Winter umgürtet, lässt es an einigen Stellen geradezu unverwundbar gegen die Schrotkörner sein. Kopf und Hals und unter den Flügeln sind seine sterblichen

Theile. Mit zerschmettertem Flügel stürzt der Vogel wohl aus der Luft und ins Wasser, dann aber beginnt der zweite, mühsamere und nicht immer erfolgreiche Theil der Entenjagd. Ich habe es gesehen, dass die geflügelte Ente auf dem Wasser nicht aufschlug, sondern, das Köpfchen voran und die Ruder fest angezogen, direct untertauchte, als fehle ihr nicht das geringste, wie ein Taucher mit dem Tigersprung sich unter das Wasser stürzt. Weg war sie, und der Jäger am Ufer kann die Augen aufreissen, wie er will, nach ihr, er bekommt sie nicht wieder zu sehen. Der Hund, der Hund; wo bleibt der Hund? hör' ich den Leser rufen. Um einen Hund im Winter an grossen Strömen — und von diesen ist hier die Rede — verwenden zu können, muss man erstens einen brauchbaren Hund überhaupt haben, und zweitens muss dieser Hund so geeigenschaftet sein, dass man ihn um diese Jahreszeit ins Wasser schicken kann, ohne mit den Antithierquälerei-Vereinen in Conflict zu gerathen, mehr noch, ohne sich selber Vorwürfe machen zu müssen. Die modernen, feinhaarigen Hunde taugen für solche Jagd nichts. Ihr Jagdeifer ist zwar so gross, wenigstens bei einzelnen von ihnen, dass sie darüber die Scheu vor dem kalten Wasser überwinden und mit Todesverachtung hinein-

springen, geht ihnen die Kälte aber durch die dünne Behaarung an den Leib, dann winseln sie und trachten möglichst schnell das Ufer zu gewinnen, wo sie, steif gefroren, oft wie vom Schlage gerührt, zusammenstürzen, und man nun seine liebe Noth hat, sie zu reiben und zu bürsten, bis das Leben wiederkehrt. Dann darf man mit ihnen heimeilen, so schnell die Füsse laufen, um sie zu Hause völlig trocken in Tücher zu hüllen und zu pflegen. Etwas bleibt aber den armen Thieren immer zurück, Rheuma und Gliederreissen, der Keim frühen Todes. Für die Winterwasserjagd taugt der zartbehaarte Hund nicht, und es ist unverantworlich, ihn dazu zwingen zu wollen, umsomehr als uns die Natur dafür seine dichterbehaarten Brüder gegeben hat, den langhaarigen deutschen Hühnerhund, vor allem aber den drahthaarigen, der durch seinen ganzen Körperbau für diese Art Jagd wie geschaffen erscheint. Ihm ist kein Tag zu frostig, sein zottiges Fell hält die grimmigste Kälte ab, die breiten Pfoten sind wie zum Schwimmen gebaut, und mit unermüdlicher Ausdauer rudert er sich durch Schlamm und Schilf, zwischen den Eisschollen hindurch, taucht unters Wasser dem tauchenden Erpel nach, beisst mit den Zähnen in das schwache Eis, bis er irgendwo festen Anhalt findet, und

bringt endlich, mit ein paar kräftigen Bewegungen Wassertropfen und Eiszapfen von sich schüttelnd, die erbeutete Ente seinem Herrn. Und selbst diesen Hund würde ich mich scheuen, ins Treibeis zu schicken, wo eine grosse Scholle ihm an den Kopf bis zur Bewusstlosigkeit schlägt, zwei zusammenstossende Eisklumpen seinen Brustkasten quetschen, ihn hinunterdrücken können in das ungastliche Element. „Was du nicht willst, dass man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu!" Das Sprichwort passt besonders auf den Umgang des Jägers mit seinem Hund. Jene rohen Gesellen, die den Hund mit Füssen treten und bei der geringsten Gelegenheit — ich kann mir ja wieder so ein „Viech" kaufen — im Uebermass ihres Zornes ihn über den Haufen schiessen, gehören mit Schimpf und Schande von jeder Jagd hinweggewiesen. Was ist der Jäger ohne seinen Hund? Ein halber Geselle. In abertausend Fällen ist er auf diesen treuesten Kameraden angewiesen; so gehört sich's auch, dass man ihn danach behandle als guten Kameraden, „als wär's ein Stück von mir". Und mögen sich obiges Sprichwort namentlich auch jene bequemen Stadtjäger merken, denen es unangenehm ist, wenn auch beim Hunde der Naturtrieb erwacht und Hund und Hündin sich suchen. Um nicht aus ihrer

Bequemlichkeit gestört zu werden, wird dann zum Thierarzt oder Schinder geschickt, und aus dem kraftstrotzenden Stier, der die Welt zwischen seine Hörner nimmt, ein lendenlahmer, fauler Ochs gemacht. Die edelsten Hündinnen werden auf diese Weise verstümmelt, weil man die „Wirthschaft" nicht haben will! Pfui Teufel! —

Wir sind noch immer an dem grossen Binnenstrom. Die kleinen Gewässer im Lande sind zugefroren oder nicht ruhig genug. Die fremden Gäste lieben die Wasserfäden überhaupt nicht; sie sind die See gewohnt oder grosse blitzende Flächen, wo der Mensch nicht zu ihnen gelangen kann, ausser im Boot, das weithin sichtbar ist. Sie sind in einzelnen Arten nicht sonderlich scheu, diejenigen nämlich, die der Frost zum erstenmal nach dem Süden vertrieben hat, aber auch die nur so lange, bis sie einigemale Feuer erhalten haben. Dann kennen sie das Raubthier Mensch und wissen einen Gewehrlauf von einer Mistgabel zu unterscheiden, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes gethan. In der Mitte des Stromes lassen sie sich behaglich treiben; wo die Ufer flach ins Land hineingehen, sonnen sie sich auf dem Eise, und bei grosser Vorsicht gelingt es wohl zuweilen, eine besonders verschlafene Ente zu berücken. Einzelne liegen

überhaupt fester, als ein grosser Schwarm. Am besten kommt man ihnen noch bei, wo sich Gräben vom Fluss wegziehen, in welche das Hochwasser dringt. Der Frost bildet eine Brücke darüber, und wenn das Wasser fällt, halten sich die Enten gern unter solchen Eisdecken, die sie vor Wind und Wetter schützen, und in denen doch auch so Manches für den nimmersatten Magen gefunden wird. Hier sie zu überraschen, ist amüsant. Man treibt sie unter dem lichten Eis, unter dem sie sich überstürzen und in toller Angst das dümmste Zeug aufführen, dem offenen Wasser zu. Recht oft freilich kommt man nicht zu so günstiger Gelegenheit.

Für gewöhnlich stehen sie weit, sehr weit auf, schwenken im Bogen stromauf- und abwärts, bis sie wieder einen passenden Platz, einzufallen, gefunden haben. Dort hinab geht es dann mit Pfeifen und Sausen. Der Schütze merke sich die Regel, dass die Ente schussmässig ist, wenn er ihre rothen Ruder (Latschen) unterscheiden, überhaupt, wenn er ihre Farben deutlich erkennen kann. Hier holt sie ein guter Schuss mit Leichtigkeit herab. Aber gut gezielt muss sein. So leicht die aus dem Wasser schwerfällig sich erhebende Stockente — bei den kleineren Gattungen geht auch das viel schneller — zu treffen ist, wenn man ihr auf

den Kopf hält nämlich, nicht, wie die alberne Regel heisst, den Vogel auf dem Gewehr aufsitzen lässt, so schnell muss man selber sein, eine flüchtig vorbeistreichende zu treffen. In den meisten Fällen schiesst der langsame Schütze hinter ihr weg. Man gewöhne sich überhaupt daran, den Vogel mit dem vollen Korn zu decken, tief in ihn hineinzugehen, wenn er schräg vorüberstreicht; ein guter Ruck nach vorn und jetzt der Flinte das Zünglein gelöst, so fällt die Creatur, vom vollen Schrotschuss getroffen, und wird die Beute des ruhigen Jägers.

Sie fiel im Feuer und liegt im Wasser. Eine Ente in der Hand ist aber mehr werth, als ihrer mehrere im Wasser. Ist ein Apporteur zur Hand, mag er sie holen. Sonst kann man ja auch einen Schiffer beordern, der an einem passenden Platz im Strome hält und vom Kahn aus die Enten ergreift. Solch ein Schiffer kostet aber schon Geld, denn umsonst will er nicht stundenlang darauf warten, ob der Jäger Wild antrifft und auch trifft, und dann ist es schier wiederum nöthig, dass man jede geschossene Ente bis zum Nachen verfolge und sich überzeuge, dass sie wirklich dort geborgen wurde. Die Herren Fischer sind natürlich sehr ehrenwerthe Leute, aber einen billigen Braten verschmähen sie niemals; wer die Fischer-

quartiere der Städte an unseren Strömen kennt, weiss das. Darum lässt man den unsicheren Bootsmann lieber zu Hause; ist es denn überhaupt verbrieft, dass du schussmässig an Enten kommst? Tragt lieber eine lange Leine im Rucksack mit einer Kugel an einem Ende, die man nach der treibenden Ente wirft, wie der Mexikaner den Lasso, und versucht, sie damit näher ans Ufer zu lootsen, bis man mit dem Stock oder der Hand nach ihr langen kann. Man hat auch Stangen am Ufer versteckt mit daran gebundenen Haken, die man, wenn sie inzwischen nicht gestohlen wurden, im Bedarfsfalle nimmt und mit ihnen ausgabelt und sich streckt und streckt, aber der Arm will nicht länger werden und die Stange noch weniger; so versucht man eben noch einen Tritt und noch einen, da fällt das Ufer steil ab und — patsch! drinnen liegt der Jäger in der verwünschten, kalten Sauce, und draussen treibt die Ente von dannen und neben ihr die Stange, die jetzt auf einmal lang genug geworden ist, denn beim Sturz ins Wasser hat sie einen Stoss nach vorn bekommen und ist lustig hinausgeflogen auf Nimmerwiedersehen. In solch einem Falle — nässer als nass kann der Mensch ja doch nicht werden — bin ich, wenn die Wasserverhältnisse es irgend gestatteten, nun erst recht der



zu-
folge, „die Brun daran ... Fisch",

und Schuhsohlen, auf die gleiche Weise zubereitet, hätten ein nicht schlechter schmeckendes Gericht abgegeben. Nein, nein, die Mehrzahl der Jäger hat ein Haar in dieser Art Jagd gefunden; sie ist interessant für den Ornithologen, der manch seltenen Gast aus dem höchsten Norden ein- und das anderemal entdeckt, seine Freude daran hat vielleicht der Schiesser, denn er kann zeitweilig nach Herzenslust knallen, zumal wenn er sich aus den „Entfernungen" nichts macht. Der Jäger aber, der sich sagt, du schiessest sechs und sieben solcher Vögel herunter, von denen du einen aufhebst — bedankt sich für solch zwecklose Todtmacherei. Wenn die geschossenen Vögel nur wenigstens einem Anderen zugute kämen! Die meisten aber treiben im Eise fort, zerschunden und zerstossen, bis die Krähen, die Galgenvögel, sie entdecken und sich daran delectiren. Sie scheuen den Thrangeruch der Säger nicht. Einmal, am Main, liess ich mich so von der Schiesswuth hinreissen und gab Feuer auf einen Flug Stockenten, die mitten in dem prächtigen Strom über dem Treibeis strichen. Sie flogen ruhig weiter, als hätte mein Schuss sie gar nichts angegangen. Plötzlich trennt sich die zweite in der Reihe — auf die erste hatt' ich geschossen — vom Flug, steuert nach dem Lande, hebt sich hoch in die Luft und

fällt dann steintodt, mit hörbarem Plumps, auf das Ufer nieder, leider aber auf das gegenüberliegende, unter hessischer Landeshoheit stehende, und mitten unter die dort, zum Verschiffen bereit lagernden Holzstösse. Ein Arbeiter, den sie im Niederfallen beinahe getroffen hätte, hob sie auf, hielt sie mir höhnisch entgegen und machte mir zur Bezeugung seines Dankes zwei Complimente, eines von vorn und eines verkehrt.

Leichter ist die Entenjagd an den kleineren Bächen und Teichen in der Nähe ihrer grossen Wasserstrassen. Weitweg in Holz und Feld, sind es oft unscheinbare Tümpel, tief unten ein Quell, dessen Wasser nicht gefriert, wo sie regelmässig einfallen. An seichten Stellen des Abends, im tieferen Wasser am frühen Morgen. Man kennt im Revier von Alters her die „Entenfälle", und der neue Besitzer, dem der neidische Vorgänger im Pacht sie nicht verräth, findet sie bei einiger Uebung selbst. Die Stellen, wo die Ente im Grund nach Nahrung sucht, sind aufgewühlt und licht gegen die Farbe des übrigen Bodens. Oder man stellt sich in der Dämmerung an und horcht hinaus in die dunkelnde Welt. Wer dann langsam den Bach entlang sich schleicht, hört das plätschernde, schnatternde Volk, und wenn die Gesellschaft auch aufgeht, nimmt



sie das nicht so übel, dass sie von da an den gewohnten Platz vermeide Ist Schnee in Sicht, lässt sich schnell ein einfacher Schirm dort aufstecken, der in Bälde eingeschneit ist und nun nicht mehr von den fallenden Enten beachtet wird. Auch bei eintretendem Thauwetter scheuen sie die langsam aus ihrem weissen Mantel sich schälende Hütte nicht mehr. Sonst freilich ist es rathsam, die Schirme bei Zeiten zu bauen, so dass ihre grünen Aeste dürr, respective deren Laub und Nadeln fahl werden mit der herbstenden Natur.

Einen guten Fall übermässig frequentiren, ist vom Uebel. Schliesslich vertreibt man die Enten mit Gewalt. Aber von Zeit zu Zeit ihn besuchen, dazwischen fleissig körnen — das letztere sollte man an bestimmten Plätzen das ganze Jahr über thun – das lohnt. Manchmal, namentlich am frühen Morgen, bringt man 20 und mehr Stück nach Hause, und, was die Hauptsache ist, die Mehrzahl schmackhafte Stockenten. In der Hütte hat man sich nur ruhig zu verhalten. Langeweile wird der Jäger nie verspüren, der Sinn und Augen für die Welt um sich hat. Morgens freilich heisst es früh aufstehen, um vor Tagesanbruch zur Stelle zu sein. Dann aber, wenn es lebendig wird hoch oben in der Luft, und ein Schatten, wie der Blitz so schnell, aufs Wasser niederfällt,

Schatten auf Schatten folgen, und nun geht ein Geschnatter, ein Erzählen an, ein sich Jagen und Flügelschlagen, ein Lärmen manchmal, wie in einer höheren Töchterschule: Das ist doch wunderschön und entschädigt reich für den Abbruch an Schlaf. Zumal denjenigen, der die Vogelstimmen versteht und es ruhig abwartet, bis ein paar besonders schwatzhafte Frauen Basen jetzt die Köpfe zusammenstecken, um die übrige Verwandtschaft zu lästern. Dahinein einen richtigen Schuss. Bautz! fährt die Gesellschaft auseinander, und die boshaften Schwätzerinnen schlagen noch ein paarmal mit den Flügeln, dann haben sie ausgeschändet. Bald wieder gehts von neuem an. — Abends kommen sie mit dem Gebetläuten — wie man in den katholischen Ländern sagt — um die Zeit, wenn die Dämmerung in Nacht übergeht. Gerade dass man sie noch deutlich auf dem blanken Wasserspiegel erkennen kann, wie sie durcheinander rinnen, tauchen und wieder aufwärts kommen. Man kann sich eine Stange mit einer Art Rechen neben dem Schirme bereit halten, meist sind auch sonst Vorkehrungen getroffen, wasserabwärts die erlegte Beute aufzufangen, denn im Schirm ist es noch weniger rathsam, sich eines Hundes zum Apportiren zu bedienen. Soll er, unmittelbar aus dem kalten Wasser heraus,

wieder in die Hütte hinein und hier zu Füssen des Jägers, ohne sich zu regen, den weiteren Verlauf des Falles abwarten? Er müsste ja zu einem Eisklumpen gefrieren und könnte selbst dem hartherzigen Herrn nicht mehr die Füsse warm halten, aus welchem Grunde meistens Tiras oder Hektor mit in den Schirm genommen werden.

Auch sonst ist der Abendfall hochinteressant. Dort schleicht ein Füchslein den Bach herauf. Der rothe Gauner weiss auch, dass um diese Zeit gar leckere Vögel zu Besuch kommen, und hofft auf einen Braten, den man in der Noth des garstigen Winters doppelt gut gebrauchen kann. Ein Reiher lässt sich schwerfällig mit den breiten Flügeln nieder, zieht den Ständer auf und sieht regungslos ins Wasser. Dort! Nein, dort! Dummes Zeug, das ist ja ein morscher Pfahl! Ich sehe ihn aber deutlich ... Unsinn ... Da hat er Unrath gemerkt und hebt sich empor. Nun ist er freilich nicht mehr zu verkennen, und ein rascher Schuss holt ihn aus der Dämmerung herab, eh' er mit ihr in einförmiges Grau verflossen ist. — Wie die Pelzhaube einer Bäuerin taucht es jetzt aus dem Wasser auf, um blitzschnell wieder darunter zu verschwinden; manchmal steigt der Otter aber ans Land, ein Blitz, und einen gefährlichen Räuber sind die Wasser

auf Stunden Weite in der Umgegend los. Freilich muss man den Otter nicht für eine Katze halten, wie Lieutenant v. D., der ganz tiefsinnig mich nach dem Abendeinfall aufsuchte mit der Frage, ob denn die Katzen so weit vom Dorf weg aufs Fischen gingen. Ihm gegenüber sei eine grosse schwarze Katze aus dem Wasser gestiegen. Der Aermste, der es im edlen Waidwerk nie über den Anfänger hinaus gebracht hat, wusste nicht, dass man „so weit vom Dorf weg" eine Katze erst recht auf den Kopf schiessen muss, und nun gar erst eine schwarze Katze, die nächtlicherweile aus dem Wasser heraussteigt!

Wenn der Schnee weich ist, lässt sich leicht an den Bach herankommen, in dessen Krümmungen unter Buschwerk und überhängendem Ufer die Enten ihre Lieblingsplätze haben. Aber bei hellem Wetter schreckt ein Schuss sie auf weite Strecken empor. Dagegen ist bei grimmiger Kälte, noch besser bei Sturm und Regen, bei Nebel und Schneegestöber, die Pirsche oft recht erfolgreich. An solchen Tagen drücken sie sich unters Gestade, dass man sie geradezu heraustreten muss, wie junge Hühner von einem gesprengten Volke. Da ist es dann ein Hochgenuss, und man vergisst Regen und Sturm, wenn einer der schweren Vögel nach dem

anderen sich an der Tasche aufreihen und diese herunter drücken. Aber die Brille darf man bei solchem Wetter nicht auf der Nase haben. Denn die boshafte Ente steigt ganz gewiss in dem Augenblick auf, da das Glas wasserüberlaufen, das Auge regenblind ist, oder der Hauch vom Munde wie eine dicke Eiskruste auf den verwünschten Doppelfenstern liegt. Gleichwohl, solche Pirsche ist Manneswerk, und der heulende Sturm und der vom Wind gejagte, klatschende Regen vermögen es wahrlich nicht, der echten Waidmannsfreude Abbruch zu thun.

Kein Heger, kein Jäger! In den Januar hinein erstrecken sich, landein, landaus, in Flur und Wald noch die Treibjagden. Leider! Was soll denn jetzt gejagt werden? War in den Monaten November und December nicht Zeit genug, Busch für Busch abzuklopfen und den letzten „Kapuziner" aus seiner „Sass" herauszustöbern? Aber nein; dem hat's einen Jagdtag verregnet, dort war das Feld nicht trocken oder gefroren genug, ein Stand- oder Kesseltreiben abzuhalten; jenem sind das erstemal die Hasen zu wenig „vorgegangen", so muss er noch einmal sein Revier mit Hunden und Treibern durchhetzen; in andere Wochen fielen überhaupt zu viele Treibjagden, als dass Nummer vier die nöthige Schützen-

zahl zusammengebracht hätte, die ihm die vorgesteckte Zahl Wildes, so viel seiner Meinung nach das Terrain abgeben muss, erlegt hätte u. s. w., was eben die Antworten alle sind, die man auf die Frage erhält, warum in den Januar hinein die lärmenden Treibjagden noch partout fortgesetzt werden müssen.

Die Naturgeschichte des Hasen müsste heutzutage ein offenes Buch sein, in welchem Jedermann zu lesen verstehen sollte. War der Winter streng — und der Januar ist es gemeiniglich — so dass er Feld und Flur mit hartem Schnee bedeckt hat, dann ist des Hasen schlimmste Zeit. Dann ist alles Raubzeug hinter dem klapperdürren Burschen her, so dass man meinen sollte, er habe keinen Augenblick des Tages stille Zeit vor Krähen, Raben, Füchsen und dem sonstigen Gesindel, was nach Wildungen ihn „Alles, Alles fressen will". Der letzte Rest des den ehrsamen Köchinnen und Hausfrauen beim Zurichten seines „Kerns" so unangenehmen „Schmalzes" ist verschwunden; Alles dahin, was er sich an den jungen Saaten des Herbstes im Lotterleben angemästet hat. Wie eine Jammergestalt hoppelt er über die Schollen des Sturzackers, weitaufstehend vor dem Jäger, als ob er ihn selber nicht in die Verlegenheit bringen wollte,

auf ihn Feuer zu geben, und in beständiger Unruhe, wie es sich für einen solch dürren, hungernden Burschen nur geziemt, der nun mit gefrorenen Baumrinden vorlieb nehmen muss und mit dürren Strohhalmen. Wer nur mühsam durch den beeisten Schnee sich nach der spärlichen Saat durchscharrt, der hat nicht den festen Schlaf des vollgeästen Schlemmers; wer von Minute zu Minute das kümmerliche Dasein fristet, hat jeden Augenblick auf der Hut zu sein, dass er das Zweiglein, das dürre Blatt erspähe, das der schneidig kalte Wind ihm mitleidig vielleicht entgegenweht. Und dahinter noch hetzen und jagen und ein Gerippe heimbringen, das unter dem allerdings guten Balg nichts hat als „Haut und Knochen?" Trotz all dieses Elends aber, trotz nagenden Hungers und schneidender Kälte, kommen dem leichtsinnigen Herrn mit dem wachsenden Tage schon die „schlechten" Gedanken. Man sollte meinen, das kleine Näslein habe nichts eifriger zu thun, als nach der Oelsaat zu schnuppern, die hier unter dem „Harst" liegt; da stiess aber das Näslein auf eine weitere Hasenspur, und vergessen sind die Sorgen um die leidige Existenz, und hinterdrein geht's hinter dem Setzhasen, der mit den dümmsten Capriolen und Complimenten der Welt aus seinem Lager heraus begrüsst wird und seiner-

seits nun ebenfalls über der beginnenden Liebeständelei alles Weh der verschneiten Welt vergisst.

Und nun gar erst, wenn ein milder Winter über das Land zog! Da findet man um Weihnachten schon frisch gesetzte Hasen in den Misthaufen auf den Feldern, und was auf den späteren Treibjagden erlegt wird, sind Setzhasen, deren Aufbruch den voll ausgebildeten Fötus zeigt, und Rammler von einer Appetitlichkeit des Aussehens — prost Mahlzeit dem Gast desjenigen Restaurateurs, der solche Waare kauft! Um Mitte Januar eines milden Winters ist Lampe im vollen Zeugungsgeschäft begriffen, ein Grund mehr für den vernünftigen Jäger, alles Jagen auf ihn einzustellen und sich eher darum zu kümmern, wie man dem liederlichen Burschen über den unausbleiblichen Rückschlag der Witterung, über die noch kommenden schlechten Tage hinüberhelfen kann.

Und wie mit dem Hasen, geht es mit dem Rehbock, dessen Schusszeit noch in diesem Monat fortdauert, wenigstens nach der Mehrzahl der verschiedenen Schongesetze. Kein edleres Thier ist so lange im Jahre vogelfrei wie der Rehbock. Man lässt ihm nicht Zeit, sich zu verfärben, so beginnt schon im Frühjahre die Knallerei auf ihn. Wenn er sich

mühsam vor den Schlichen des Pirschjägers gerettet, an dem Versteck des Anstandjägers glücklich vorüber gekommen ist, wenn er den Lockungen des Blattes widerstanden und durch alle die zahllosen „Riegel" geschlüpft ist, ohne einen tiefer gehenden Schrot auf die rothe Decke bekommen zu haben — dann geht beim hohen Schnee das Preschen auf ihn erst recht wieder los. Freilich gehört im Winter ein geübtes Auge dazu, den flüchtig über einen Waldweg wechselnden zu erkennen, der den weithin sichtbaren Schmuck des Gehörnes jetzt nicht mehr trägt, und manch einer der stattlichen Recken verdankt nur dem Mangel dieses Auges bei der Mehrzahl unserer Treibjagdschützen sein weiteres Dasein. Manchmal bedünkt mich's aber fast, als ob solche Wintertreibjagden auf Rehe — wenn „der weisse Schweisshund liegt" — in gewissen Gegenden abgehalten würden, damit auch „aus Versehen" einige Geissen auf die Strecke gebracht werden, die in einigen Ländern eine fortwährende Schonzeit, in anderen doch wenigstens nur eine kurze Schusszeit haben. So ein Reh — gleichviel ob Geiss oder Bock — repräsentirt bei den heutigen theueren Wildpretpreisen ein kleines Sümmchen, das man halt gar zu gern in der Tasche hätte. Der Habsucht predigen, heisst

vor tauben Ohren reden, und so wird die Bitte, den Bock zu schonen von dem Augenblick an, wo er sein Gehörn abgeworfen hat, vergebens ausgesprochen sein; gleichwohl sei sie hiermit gethan. In strengen Wintern soll die Büchse des Jägers nur für das Raubzeug geladen sein, und der Rucksack statt Pulver und Blei lieber ein paar Hände voll Hafer für das nutzbare Wild enthalten. In milden Wintern aber haben die Rehe im Januar schon von den Engerlingen zu leiden, und dann verbietet sich der Genuss ihres Wildprets aus sanitären Rücksichten. Ich denke eines solchen Winters 1880/81, da wir an einem Januartage auf der L. Jagd des Malers W. bei M. sechs gute Böcke schossen; fünf von ihnen waren dermassen mit Engerlingen durchwachsen, dass ihre Ziemer aussahen, als hätte die Köchin sie bereits gespickt, und dass keiner der Schützen einen Bissen davon geniessen wollte. Die Gasthäuser der Grossstadt natürlich kauften sie dennoch, und die Wirthshausgourmands mögen sich daran delectirt haben. Sie wussten wenigstens nicht, wie ihr geliebter Braten im rohen Zustande ausgesehen hatte. Wer aber das weiss, der verzichtet auch auf die Jagd unter solchen Verhältnissen.

Futter im Rucksack! Ja, das ist das Zeichen des Jägers, dass er nach waid-

männischen Grundsätzen in der guten Zeit sein Wild vermindert, in schlimmer es beschützt vor Hunger und Raubzeug. Man füttert doch auch seinen Hund nicht nur an den Tagen, an welchen man Dienste von ihm verlangt. Aber wie alles, so muss auch dieser Theil des Waidwerkes mit Verstand betrieben werden. Die Schirme auf dem Feld, unter welchen man den Hühnern Getreide, Abfallgetreide, wie man es in jeder Mühle gern und billig bekommt, mit Heublumen gemengt, vorstreut, müssen so dicht und fest auf dem Boden aufsitzen, dass wohl das Huhn mit Leichtigkeit darunter schlüpft, dem Raubzeug aber der Eingang erschwert ist, so dass während seiner allenfallsigen Raubversuche die Kette leicht nach den anderen Seiten des Busches entwischen kann. Ebenso muss das Huhn sich im Inneren des Futterschirmes nicht allzu schwer erheben und von innen heraus Fluglöcher finden können, um vor Ueberfällen des kleineren Haarraubwildes auf die ihm natürlichste Weise sich retten zu können. Tag für Tag müssen die Schirme abgesucht werden, denn sonst bemächtigt sich das schlimmste aller der Jagd gefährlichen Raubthiere, der löbliche Bauernknecht, des Wildes, für welches dort gedeckt ist, und fängt, ehe der Jäger sich's versieht, die Hühner

in Rosshaarschlingen. Pfarrhöfe und Wirthshäuser nehmen ihm das gefrevelte Gut trotz Sonntagspredigt über das siebente Gebot und Gesetzen, welche den Hehler wie den Stehler strafen, jederzeit bereitwilligst ab.

Für die Hasen empfiehlt es sich, Hafergarben, die nicht allzu leer gedroschen sind, vorzuwerfen, auch grobes Kleeheu wird gern von ihnen genommen, Lupinenstroh, Reiserbündel; namentlich im Walde soll nichts Anderes vorgelegt werden. Es transportirt sich das „Heuseil" der Cavallerie zwar viel leichter, namentlich für den Jagdbesitzer, der sein Wild selber zu füttern pflegt; aber die Rehe würgen das festgeschlungene, verknotete Heu, überhaupt das Grasheu, im Heisshunger zu schnell hinunter, der geschwächte Magen hat nicht mehr die Kraft, es zu verdauen, und der gute Wille, wenn er nicht mit der nöthigen Sachkenntniss gepaart ist, verdirbt auf diese Weise, wo er es gut machen wollte. Rüben entsprechen besser dem Zwecke; wo Heu gefüttert wird, soll es stark mit Salz durchdrungen sein.

So ist der Januar seinem Ende zugegangen. Man merkt es an manchem Schweisstropfen, den uns die Mittagssonne auspresst, dass das Jahr im Steigen ist. Die Quartiermacher der Staare sind schon eingetroffen, haben sich umgesehen in der Gegend, die alten Häuser

revidirt und kehren dann wieder zurück, dem Gros zu melden, dass die Welt noch verschneit liege; aber:

Dulde, gedulde Dich fein,

piepsen sie sich zu,

Ueber ein Stündlein
Kommt Frühling und Sonnenschein! —

Februar.

„Jagdschlussmonat."
v. Wildungen.

Die Bezeichnung des alten Wildungen für den Hornung ist eine recht gezwungene: „Jagdschlussmonat." Was soll das heissen? Die meisten Jagdgesetze decretiren allerdings zu seinem Beginn das Ende der sogenannten Feldjagd und der allgemeinen Waldtreibjagden; zu jagen aber bleibt sowohl dem Schiesser wie dem verständigen Jäger noch immer genug. Der Schiesser wird, nachdem er seinen Hasen mit „Hahn in Ruh" des rechten Laufes Adieu gesagt hat, jetzt den linken überziehen, um der letzten Ente bis herunter zum kleinen Taucher auf Strom, Fluss und Bach nachzustellen und noch mehr Pulver und Blei denn sonst ins Wasser und in die Luft zu jagen; der Waidmann begrüsst den Februar als den hauptsächlichen Raubzeugmonat. Denn dieser Monat ist es, der ihm die meisten „Neuen" ins Revier bringt.

December und Januar hindurch liegt die weisse Schneedecke, namentlich im letztgenannten Monat, ziemlich gleichförmig und ständig über Feld und Haide und wohl hartgefroren auf Waldwegen und Blössen. Jetzt aber thaut unter Tags der Sonnenschein die Kruste auf, der offene Boden blickt allmählich hindurch und hüllt sich über Nacht schnell wieder in das weisse Laken: Da ist es dann die Zeit, dass der Jäger, die treue Büchsflinte unterm Arm, sein Revier controlire und hinter der grossen Gesindelfamilie unaufhörlich her sei, die sich unter dem gemeinsamen Namen des Haarraubwildes jetzt unangenehmer bemerkbar macht, denn je.

Dazwischen mag er auf den Feldern auch nach den Wildgänsen ausspähen, die der jungen Saat nachgehen und den Wintersamen durch ihre ätzende Losung ruiniren. In einzelnen Länderstrichen, für die sie seit Jahren eine besondere Zuneigung haben, halten sie sich zu Tausenden auf, so dass die Bauern eigene Leute besolden müssen, sie von den Feldern zu vertreiben, die doch nicht ganz ausschliesslich für das gefrässige Volk bestimmt sind. Vom einen werden sie verjagt, nebenan fallen sie wieder ein. Wenn sie ungestört sind, drücken sie sich im Schnee, von weitem als grosse dunkle Punkte sichtbar, ein schwarzer

Strich dazwischen, der lange Kragen einer vorsichtigen Grossmutter, die fortwährend die ganze Umgebung mustert, ob ihr noch immer zu trauen sei. Lasst die Gesellschaft ruhig schlafen; es ist doch umsonst, sie anpirschen und eine davon erlegen zu wollen. Wie oft hab' ich in dieser Beziehung schon Lehrgeld zahlen müssen! Wer die Gans für dumm verschrieen hat, konnte doch nur die im Umgang mit dem Menschen dumm gewordene Hausgans gemeint haben, ihre wilde Schwester ist es gewiss nicht. Wie oft kam ich schussmässig an einen, wie geschildert, im Schnee ruhenden Flug heran, schussmässig für die Büchsenkugel, aber gerade an diesem Tage hatte ich die Büchsflinte zu Hause gelassen. Einen Schritt weiter, nun noch ein paar; dann konnte man einen weiten Schrotschuss riskiren ... Da sind alle Krägen plötzlich lang geworden, und à tempo geht die ganze Gesellschaft auf und davon. Man hört den Hagel an dem starken Federpanzer anschlagen, aber ohnmächtig prallt er davon wieder ab. Hatte ich aber die Büchse dabei, ja wohl, da musste es ihnen Jemand verrathen haben; nicht auf dreihundert Schritte liessen sie mich herankommen. — Nach keiner Wildart wird so viel Schrot unnütz verschossen, wie nach den Gänsen. Nur wenn der Winter streng ist, Strom und Bach unter mächtig

dickem Eise gehen, hier und dort trotzt allein ein Quell und lässt eine dürftige grüne Stelle schneefrei, oder die heftige Strömung an einem Wehr, einem Uferbau hält ein Loch im Eise offen, da glückt es, ihrer oft viele zu erlegen. Dann lässt der Hunger auch diese scheuen Vögel zuweilen alle Vorsicht vergessen und ihr Federkleid die leichte Beute des geduldigen Jägers werden; ich nenne nur das Kleid, nach dem Braten wird in solch kümmerlichen Tagen schwerlich ein normaler Mensch Verlangen tragen! Haut und Knochen, und welch zähe Haut, man kann seinen Kindern Stiefel davon machen lassen!

Eine der berühmtesten Winterjagden auf Gänse erzählt Diezel aus dem Jahre 1829, da drei Aschaffenburger Schützen in einer Nacht 121 Gänse schossen, besser gesagt, so viele wurden unterhalb der dortigen Mainbrücke von dem dazu postirten Nachen aufgefangen. Erwähnte drei Schützen schossen oberhalb der Brücke, inmitten des Stromes auf einem Landsporn, der hier die Gewalt der Fluthen zu theilen hat. Sie hatten sich dort eine Eishütte gebaut und wechselten alle halben Stunden ab. Länger konnte es keiner in der grimmigen Kälte aushalten, die den heissen Grog, mit dem sie auf ihren Posten vom Main-Quai aus immer wieder übersetzten, kurz nach der An-

kunft in dem kalten Schirm schon halb in Eis verwandelt hatte. Die Gänse trieben, auf Eisschollen sitzend, gegen die Hütte und erhielten hier aus nächster Nähe die tödtliche Begrüssung. Die Geschichte ist dem seligen Diezel in jedem neueren Jagdbuche nachgeschrieben worden; wenn auch ich sie hier wiederhole, so geschieht es, weil der eine der drei dabei betheiligten Jäger, der Fischermeister Jakob Schramm in Aschaffenburg, sie mir wohl ein dutzendmal erzählt hat, ich sie also aus dem Munde eines Augenzeugen bestätigen kann. Schramm war für gewöhnlich zwar ein grosser Lateiner, hier scheint er aber die Wahrheit gesagt zu haben, denn er hat sich bei seinen oftmaligen Wiederholungen nie widersprochen; freilich giebt es auch Leute, sogar unter den Jägern, die schliesslich an die eigenen Lügen glauben, so oft haben sie dieselben schon vorgetragen.

Wenn solch furchtbar strenge Winter sie ihre Furcht nicht ablegen lassen — bei grosser Kälte kann man sie selbst mitten im Dorfe schiessen und an offenen Stellen sie bestimmt erwarten; hier ist dann auch der weisse Leinenüberwurf am Platze, der den nur dürftig hinter Eisschollen oder Schneewehen gedeckten Schützen ziemlich unkenntlich macht — ist das Erlegen einer Wildgans immer Zufallssache. Man sieht sie zwei-, dreimal in bestimmter

Richtung streichen, der Platz ist günstig, vielleicht ein Baum im Felde, an dessen Stamm man sich drücken kann; dazu breitet sich weisser Nebel über die Ebene: da kam es dann wohl vor, dass vier, auch sechs Stücke in kurzer Zeit herabpurzelten. Aber das Vergnügen dauert nicht lange; die nächsten Flüge streichen schon thurmhoch über dem gefährlichen Punkte, es müsste denn sein, der Nebel wird so dick, dass sie jede Richtung verlieren und planlos umherirren, so nahe der Erde, dass man sie schier mit den Händen greifen könnte. Die meisten Gänse sah ich zeitweise an der schleswig-holsteinischen Westküste. Dort hab' ich zum erstenmal es gesehen, dass es wie Wolkenschatten dunkel über den Boden flog, wenn diese Gänseschaaren sich erhoben. Anzukommen war ihnen, wo sie in so grosser Menge vorhanden sind, natürlich noch weniger, als bei uns, wo man vielleicht einigen wenigen, manchmal nur zweien oder einer begegnet. Dort verliess man sich auch auf den Nebel, und wie oft, wenn wir spät Abends von einem Novembertreiben heimkehrten, das Wasser rechts und links in den Teichen neben der Strasse lag feucht und dunkelgrau, ging es „prutt, prutt" an uns vorüber, man sah sie, man hörte sie noch öfter, und die ganze Jagdgesellschaft feuerte die Patronen nach der

ungefähren Richtung hin ab; ein zweckloses Vergnügen, denn ein Erfolg war in den seltensten Fällen erzielt. — Das Anfahren der Gänse, im Bauernwagen mit ein paar Kühen davor, ist unzuverlässig; Einer hat vielleicht einmal einen glücklichen Schuss auf diese Weise gethan, seitdem erbt sich diese „Jagdmethode" in den Lehrbüchern fort, die gedankenlose Nachschreiberei unserer Tage. Solch ein Apparat steht in gar keinem Verhältniss zu der Möglichkeit eines Erfolges. —

Auf Eisschollen in den grossen Strömen lassen sie sich auch tagsüber gern treiben; wenn man sie da von weitem sieht und die Strömung kennt, kann man sie, flach auf der Erde oder hinter einer Deckung des Ufers liegend, wohl herankommen lassen. Mir rannen einmal auf einer verhältnissmässig kleinen Scholle gegen zweihundert, eng aneinandergedrückt — um sich gegenseitig zu wärmen, schrieb mir ein Brauer aus K. über einen ähnlichen Fall — auf fünfundzwanzig Schritt vorüber; geschossen hab' ich nicht, so leicht in diesem Falle auch das Treffen gewesen wäre. Wozu? Damit sie, verendet oder mit dem Tode ringend, weiter getrieben wären? Nein, auf der einen Seite der wohlfeile Schuss, auf der anderen die Gefahr, den Hund in der grimmigen December-

kälte 1879 zu verlieren, der Einsatz war zu gross und der mögliche Gewinn zu klein.

Dass man Gänse in Fallen auch auf Saatfeldern fangen, dass man ihnen die bekannten, mit Vogelleim bestrichenen Papierdüten, eine Erbse oder dergleichen im Grunde, vorwerfen kann, die ihnen dann am Kopfe kleben bleiben, wenn sie den Köder daraus holen wollen, glaube ich; selber probirt habe ich es weder, noch werde ich es einmal probiren. Lange wird ein solches Vergnügen in keinem Falle währen. Man kann nicht wohl annehmen, dass sämmtliche auf dem Fangplatz eingefallenen Gänse à tempo die Krägen in die fängisch gestellten Eisen und Düten stecken, und wenn nur eine auf den Leim — hier passt der Ausdruck ja fast wörtlich — gegangen ist und jetzt flügelschlagend und kreischend die Freiheit wieder zu gewinnen sucht, dann nimmt so bald keine zweite Gans das Feld, auf dem dergleichen passirte, wieder an. Alle Gänsejagd ist — wie gesagt — Zufallssache; kehren wir lieber in den Wald zurück, dort ist jetzt so recht des Waidmanns Freude, der seine Geduld, sein Können und Wissen in vollem Masse zu zeigen Gelegenheit hat.

Ehe wir aber dem Raubzeug selber an den Hals gehen, gebührt sich's, ein Capitel dem treuen Gehilfen zu widmen, der uns zu

diesem Geschäfte unentbehrlich ist: Männi, dem schneidigsten aller Hunde, dem Dachshund. Was über dies kleine Kerlchen schon geschrieben wurde, ist Legion, aber die Mehrzahl davon Schund. Ein specifisch deutscher Hund, der deutschen Jägerei eigenthümlich, war auch er eine Zeit lang über die Achsel angesehen worden und konnte sich im Schlosshof mit Fuhrmannskötern und Pinschern herumraufen. Jetzt hat man ihn glücklich einrangirt in den modernen Hundesport, er ist ebenfalls gewürdigt worden, Preise, in komischen „Wettschliefen", zu erringen, und die Engländer feilschen um ihn, als Schosshund für ihre schmachtlockigen Ladies. O armer Waldmann! Statt in Fuchslöchern herumzukriechen, sollst du dich jetzt an Weiberröcke schmiegen und auf Seidenkissen verliegen neben dem aus der Mode gekommenen King Charles, Zuckerbrot fressen und im Traum vielleicht nur der tapferen Thaten deiner wackeren Ahnherrn gedenken, die den Dachs nicht scheuten und den Biss des Otters, die dem Fuchs in seine Schlupfwinkel folgten und nicht abliessen, bis der rothe Spitzbube endlich, regelrecht erlegt, zu Füssen des Jägers lag.

Mit zwei Hunden reicht der deutsche Jäger. Besondere Liebhaberei und besondere

Jagdverhältnisse machen natürlich Ausnahmen. Aber wo nicht eine Wildgattung — wie in Parks, Hochgebirgen etc. — hervorragend vertreten ist, so dass alles andere Wild dagegen in den Hintergrund tritt, wo alles Wild in ziemlich gleichem Verhältniss vorhanden — genügen ein guter Hühnerhund und ein guter Dächsel. Je nachdem die Arbeit des letzteren — auf den Hühnerhund kommen wir im Feldjagdmonat zu sprechen — mehr auf oder mehr unter der Erde verlangt wird, wählt man die schwerere oder die leichtere Race. Was er zu leisten im Stande ist, seine Vielseitigkeit in den Händen des wirklichen Jägers, ist geradezu staunenswerth. Er findet und verbellt die Sau, als Leithund fällt er die Hirschfährte an, hält sie und lässt sich durch kein Stück Wild, das darüber wechselte, irr machen; als Schweisshund kann man mit ihm wie mit jedem Hannoveraner am Riemen nachhängen. Graf Josef Frankenberg sagt: „Wer einmal einen guten Dachs auf der Schweissfährte geführt hat und sieht, wie angenehm es ist, mit einem schwachen Hunde zu arbeiten gegen die furchtbare Arbeit, die es kostet, mit einem starken hannover'schen Schweisshund nachzuhängen, wird gewiss die Dachshundrace allen anderen vorziehen. Ich habe es öfters erlebt, dass ein Dachshund den anderen Tag, wenn kein anderer

Hund mehr die Fährte hielt, vom Anschuss an die Fährte festgehalten und stundenweit geführt hat. Stellen thut sich ein angeschossenes Stück Wild viel leichter vor einem schwachen Dachshunde als vor einem starken Hunde, und haben jene auch meistens die vorzügliche Eigenschaft, verendetes Wild zu verbellen." Niederziehen freilich kann er ein Stück Wild nicht, wer etwa auch das noch von ihm verlangen wollte, der Jäger sieht aber das Stellen und Verbellen lieber, und im Hochgebirge hindern ihn die kurzen Läufe am Steigen. Dafür ist er wieder unbezahlbar im Wald und für die niedere Jagd. Wohin kämen wir vor Füchsen, wenn wir den braven Waldmann nicht hätten. Beim Graben im Bau verbellt er sie, im Herbst und Winter sprengt er sie; die Jungen würgt er, die Alten bringt er vors Rohr des Jägers. Im Bogen mag sich der schlaue Reinecke noch so sehr unter Baumwurzeln und Steine drücken, Waldmännleins Nase findet ihn, und mit wüthendem Gekläffe geht es hinter ihm drein; es ist ein ganz anderes Geläute, wenn der Dächsel einen Fuchs, einen Marder jagt, man merkt jedem Ton den grimmigen Muth an, den ererbten Hass gegen das räuberische Geschlecht. Auch sonst im Bogen ersetzt er ein halbes Dutzend der faulen Schlingel, die unter dem Namen „Treiber" für möglichst viel Geld

möglichst wenig leisten und Abends im Schnapsrausch eine Witterung verbreiten ... äh! Ich habe den Dachshund im Winter Enten aus dem kältesten Wasser beherzt apportiren sehen und habe im Feld schon Hühner vor ihm geschossen. Er stand sie natürlich nicht wie ein Hühnerhund, der sie von weitem anzieht, er stutzte aber vor ihnen und hielt aus, bis sie aufstanden, fing dann und brachte seinem Herrn den flügellahm geschossenen Gickel. Das Feld ist natürlich nicht sein Beruf, seine Aufgabe ist im Wald. So ein Fuchsriegeln mit ein paar Dächseln und einem Treiber; überhaupt eine Treibjagd mit kurzjagenden Hunden, welch erhöhten Reiz bietet sie, welches Leben gegenüber dem einförmigen, rohen „Hussdada" der Bauerntreiber. Dazu ist er in Haus und Hof scharf und wachsam wie Einer, und lange, bevor die träge Bulldogge aus dem Schlaf erwacht, hat er den Vagabunden schon angeknurrt und zerrt ihn bei der zerrissenen Hose.

Freilich hat Freund Dachsel auch seine schlimmen Eigenschaften, und wenn man ihn mit dem gutmüthigen Hühnerhunde vergleicht, verblassen die Farben seines Bildes etwas, namentlich im Zimmer, wo er nicht gerade der angenehmste Mitbewohner ist, wie wenigstens Frauen, Kinder und Dienstboten behaupten. Wenn er sich hier von einem Menschen etwas

sagen lässt, ist es nur sein Herr, die übrige Familie ist „Luft" für ihn. Das Modekleid der Gebieterin taugt ihm ebenso zur Unterlage, wie das schönste sammetne Sophakissen; reiten, wie auf dem Feldmann, darf der älteste Sprössling auf ihm niemals, und wenn das kleinste Baby ihn am Behang erwischt, knurrt er und schnappt auch nach dem Kinde, wo der Hühnerhund mit Engelsgeduld sich schinden und quälen lässt und, langsam wedelnd, seine Freude noch darüber bezeugt.

Viel wird in dieser Beziehung am Dachshund durch die Erziehung verdorben, vielmehr durch den Mangel jeglicher Erziehung. Weil der Dachshund nicht wie der gutherzig angelegte Hühnerhund sich vornehmen lässt und nicht wie dieser durch alle die Manipulationen, welche man Parforcedressur heisst, seine treue Hundeseele sich rettet, heisst es von ihm, man kann gar nichts aus ihm machen, er muss von Natur alles mitbringen, er ist eigensinnig, nimmt keine Dressur an u. s. f. Ja, eine Dressur mit Hundepeitsche und Apportirbock und Korallen freilich nicht, die macht ihn nur störrischer und verschlossener; aber führen kann man den Hund, und wer die Hundeseele zu studiren versteht und den jeweiligen Eigenthümer derselben darnach behandelt, der richtet auch aus dem Dachshund, was er nur will.

Ueber die Erziehung des Dachshundes hat — der zwischen der ersten und zweiten Auflage nun auch, wie so viele, verstorbene — Oberst Const. Freih. v. Podewils zu Landshut seinerzeit mir goldene Worte geschrieben, das Beste, ja noch mehr, das einzige Gute, was wir hierüber besitzen; folgen wir in Nachstehendem seiner Anweisung. Herr v. Podewils verlangt vom Dachshund als Jagdhund, dass er gehorsam sei, keinen falschen Laut gebe, keinem anderen Hunde zufalle, sondern selbstständig suche und jage, nicht über den Bogen hinausjage, sondern beim Schützen umkehre, endlich nicht anschneide. Die meisten Hundebesitzer begehen den Fehler, ihren Dachsel zu jung, oft ehe er noch ein Jahr alt ist, noch keinen Gehorsam, noch nicht einmal die Leine kennen gelernt hat, auf Treibjagden mitzunehmen, dort ihn mit Hühnerhunden zusammen jagen zu lassen, ihn dem Treiber zu geben u. s. w. Alle späteren Untugenden, das Gegentheil dessen, was soeben als Kennzeichen guter Hunde angeführt wurde, lernt er bei solchen Gelegenheiten. Der junge Jagdhund muss zuerst Gehorsam und Selbstständigkeit gelernt haben, ehe man ihn in Verwendung nimmt. Er muss mit drei Vierteljahren leinenbändig gemacht werden, d. h. er muss sich anhängen und führen lassen, beim Fuss

bleiben, darf nicht vorprellen, muss auf Ruf oder Pfiff kommen, an der Leine nicht laut werden noch winseln, sein Eigenwille muss wie beim Hühnerhund an der Leine gebrochen werden: alles Dinge, die man gelegentlich eines Spazierganges mit ihm üben kann. Dann erst nehme man ihn an der Leine zur Pirsche mit, wobei der Grund seiner einstigen Selbstständigkeit gelegt werden muss. Sein Instinct wird bald rege, er wird die warmen Fährten anfallen und ihnen folgen wollen. Das benützend, beginne man jetzt die eigentliche Abführung, und zwar mit dem Hasen. Der Hund darf ihn nicht gesehen haben, wohl aber der Jäger, der also weiss, dass die Fährte warm ist. Auf letztere führe man ihn und lasse ihn an der Leine ein paar hundert Schritte unter stetem Lobe und Zuspruch folgen. Allmählich dehnt man diese Uebung auch auf frische Rehfährten aus. „Der Hund lernt dadurch an der Leine ruhig suchen und seine jugendliche Hitze zähmen, wodurch er bei einiger Anlage auch fähig wird, später ein angeschossenes Stück zu finden." Ist das junge Wild inzwischen so weit herangewachsen, dass ein nicht zu flüchtiger Hund ihm keinen Schaden mehr machen kann, kann man den Hund im Walde lösen, und zwar Morgens, wo auf dem Thau die Fährten am wärmsten sind. Zuerst nur wieder

auf Hasen, die der Jäger gesehen hat, aber nicht der Hund. „Der Hund wird nun, wenn er anders von guter Race ist, sehr bald einzelne Laute geben, die sich in kurzer Frist mehren und immer schneller aufeinander folgen, je weniger er die Fährte verliert, was um so seltener der Fall sein wird, je öfter und richtiger man die vorherige Lection des Suchens an der Leine mit ihm geübt hat. Da, wo der Hund gelöst wird, bleibe der Jäger stehen, bis derselbe wieder zurückkommt. Nach der Rückkunft lege man ihn sogleich wieder lobend an die Leine, wenn er nicht zu lange ausblieb; jagt er zu lange, so versuche man durch kräftige Pfiffe ihn zurückzubringen, folgt er den Pfiffen nicht, so applicire man ihm, nach seiner Rückkehr und nachdem er angeleint ist, eine mehr oder minder empfindliche Tracht Prügel unter öfterem Pfeifen und Zucken an der Leine." Das Mass der Strafe richte sich nach der Weichheit des Hundes; Jagdhunde incliniren ebenso wie Hühnerhunde zur Handscheue, weshalb man sie nur an der Leine züchtigen darf. Ein zu lange jagender Hund darf unter einer Stunde nicht von der Leine, wo ihm Raison beigebracht, sein Gehorsam geübt und befestigt werden muss. Nach diesen Uebungen, und wenn der Hund gut jagen gelernt hat, lasse man ihn auf dieselbe Weise

unter Tags, wo ihm nicht mehr so viel warme Fährten begegnen, suchen und finden. So wird der Hund zur Treibjagd allmählich brauchbar, doch lasse man ihn vor einem Jahre, ehe er ferm eingejagt ist, nie mit Hühnerhunden in einem Treiben zusammen suchen. Der Hühnerhund im Bogen ist Gift für den jungen Jagdhund. „Schon das Rascheln, welches die flüchtigen Bewegungen des Hühnerhundes im Gebüsche verursachen, absorbirt die Aufmerksamkeit selbst eines älteren Jagdhundes. Giebt aber der Hühnerhund Laut, der nicht selten im Hochwind jagt oder hinter einem aufgestossenen Hasen nur so weit nachläuft, als er ihn sieht, ohne dabei auf der Fährte zu sein, so eilen sämmtliche Jagdhunde darauf los, können aber dem schnelleren Hühnerhunde nicht folgen, was sie, Laut gebend, immer eine Zeit lang fruchtlos versuchen. Dies führt endlich dazu, dem jungen Hunde Waidlaute zu entlocken und die mühselig beigebrachte Selbstständigkeit wieder zu verderben."

Für den Fuchsbau erzieht Herr v. Podewils den Dachshund nur zum Sprengen. Das Ausgraben kann mit Erfolg nur im ebenen Terrain stattfinden, wo die Baue meistens seicht sind. „Ich habe," sagt Herr v. Podewils, „in meinen früheren Jahren, so lange ich nicht die richtige Gattung Hunde zum Aushetzen

kennen lernte, auch im Nebel herumgegraben, oft mannstiefe Wannen geschlagen, bin dabei öfter von dem Eintritt der Dunkelheit überrascht worden, oder der Fuchs hat plötzlich den Platz verlassen, und die ganze mühevolle Arbeit war umsonst, mit dem Resultat eines auf längere Zeit verdorbenen Baues. „Zum Graben und zum Aushetzen des Fuchses gehören Hunde von total entgegengesetzten Eigenschaften. Der zum Graben zu verwendende Hund muss halbe Tage im Bau anhalten und vorliegen, um den Fuchs festzumachen; der zum Aushetzen bestimmte — Herr v. Podewils adoptirt für diesen den altbayerischen Provinzialismus „Gliegerhund" — soll nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde im Bau bleiben, sehr beweglich sein, den Fuchs durch schnelles Hinfahren und Zurückweichen möglichst molestiren und ihm wieder Luft lassen, um ausweichen zu können; endlich bald herauskommen und sich anleinen lassen. Solchergestalt springt der noch nicht vergrämte Fuchs entweder vor dem Hunde oder kommt, bald nachdem der Hund den Bau verlassen hat, vor die Röhre, windet einen Augenblick und macht sich dann möglichst rasch aus dem Staube, wenn der passende Jäger ihn nämlich gefehlt hat. Je kleiner der Hund, desto lieber springt der Fuchs. Die Erziehung des Dachshundes zum

Gliegerhund schildert unser Gewährsmann wie folgt: „Ich grub auf einem freien, ebenen Platz einen nach drei Seiten ausmündenden Graben von ein Fuss Breite und anderthalb Fuss Tiefe, deckte ihn quer mit Brettchen zu und legte auf diese die Rasendecke so fest, dass kein Lichtstrahl hindurchdringen konnte. In einer Wolfsgrube vor einem Fuchsbau fing ich eine Zucht junger Füchse und zog sie auf. Nach circa zwei Monaten, wenn sie sich wehren konnten, hetzte ich alle Tage einen in einem geschlossenen Raume 8 bis 10 Minuten lang mit dem jungen, 1 bis $1^{1}/_{2}$ Jahre alten Hunde, worauf ich letzteren anhing und den Fuchs wieder entfernte. War die Passion des Hundes rege, folgte die Arbeit an obigem Bau. Mit einem Bindfaden um den Hals wurde der Fuchs vor diesen gebracht und der Hund angehetzt; der Fuchs drängt in die Röhre, und wenn er mit halbem Leibe darin war, wurde der Bindfaden abgeschnitten, worauf er und gleich darauf der Hund einfuhren. Durch die dünne Decke lässt sich nun die ganze Arbeit des Hundes controliren. Springt der Fuchs, was meist schnell der Fall ist, wird er todtgeschossen, und der hinterdrein kommende Hund darf nach Herzenslust seinen Zorn daran auslassen. Kommt der Fuchs nach längstens einer Viertelstunde nicht, so hebt man ein

Deckbrettchen auf, nimmt den Hund heraus, hängt ihn an die Leine und erwartet nun, ruhig stehen bleibend, den Fuchs, um mit ihm wie in dem Falle zu verfahren, da er von freien Stücken springt. Das Manöver wiederholt man in immer grösseren Zwischenräumen, so lange Füchse dafür verfügbar sind; die letzten lässt man natürlich nicht mehr im Angesicht des Hundes einfahren. — Gräbt man vor dem „Gliegerhund", so wird er zum Aushetzen verdorben und lernt das blosse Vorliegen, welches er künftig stundenlang fortsetzt und immer auf die erwünschte Hilfe von oben wartet; ebenso sind Fehlschüsse für den jungen Gliegerhund am Bau, was eine Fehlsuche beim jungen Schweisshund ist."

Zum Schweisshund haben die alten Jäger den Dachshund abgerichtet, indem sie ein schwaches Reh krank schossen und nach einiger Zeit den Hund auf die Fährte setzten und ihn nun thun liessen, was er wollte. Der Hund fand natürlich das verendete Wild, schnitt es an und frass sich daran toll und voll. In der Erinnerung an diese Mahlzeit führte er später seinen Herrn zu jedem geschossenen Stück; wo er aber allein darauf stiess, erklärte er es für seine gute Beute. Eine derartige Hundeabrichtungsmethode sieht, Gottlob und Dank, heutzutage Niemand mehr

für waidmännisch an, und wir erreichen auf besserem Wege das Ziel. Der auf Podewilssche Art zum Halten der Fährte angeleitete Hund nimmt von selbst die Schweissfährte auf, und das Arbeiten mit der Gescheideschleppe, wie es der unter dem Pseudonym „Hegewald" schreibende Freiherr von Zedlitz empfiehlt, ersetzt vollständig obige Rohheit. Man schleppt ein Stück des Aufbruches 400 bis 500 Schritte weit, später 1000; anfangs gerade, dann mit Wiedergängen und Absprüngen und hetzt auf dem kalten Schweiss den Hund; am Ende der Schleppe wird natürlich das Gescheide sorgsam fortgenommen und dafür der mittlerweile per Karren dorthin gebrachte Rehbock etc. niedergelegt. Das letztere darum: Der Hund muss das Stück Wild dort finden, er muss wissen, weshalb er gearbeitet wird. —

Es ist Februartag, und die Nacht hat uns ein „Neu", eine „Neue" gebracht. Der zeitige Morgen schon sieht den Jäger im Revier; gilt es doch wieder einmal, seinen Wildstand zu controliren, und die Gelegenheit hierzu muss beim Schopf gepackt werden. Ein Blatt Papier liegt der jungfräuliche Schnee, und die Fährten und Spuren darauf schreiben das Zeugniss, welches der Jäger im Laufe des Jahres verdient hat. Dies Zeugniss trügt niemals.

Langsam seine Bestände umgehend, zeigt sich dem Waidmann ein Bild dessen, was er sein eigen nennen kann. So viel Fährten kommen, so viel gehen; was übrig bleibt, ist sein. Wenn man dies Rechnungsexempel drei, vier Neuen hintereinander wiederholt hat, ergiebt das Mittel so ziemlich sicher den anwesenden Wildstand. Hier treten Rehe nach einer gefährlichen Stelle heraus; ein alter Wischlumpen, eine abgeschossene Patrone veranlasst sie, einen anderen Wechsel zu nehmen. Die Füchse schnüren jetzt die ganze Nacht hindurch, meilenweit im Umkreis ist nichts vor ihnen sicher. Was dem nützlichen Wilde ein Greuel, der strenge Winter ist ihre Erntezeit. Hier glückt es ihnen, den Hasen, der sich hat einschneien lassen, aus dem verschneiten Lager herauszufangen; das Reh, das sich im Harst, bei jedem Sprung durchtretend, die Läufe wundgerieben hat, sie jagen es, leicht über die gefrorene Decke hinwegsetzend; am Wild, das aus Hunger eingegangen ist, delectiren sie sich. Alles ringsum krankt und kümmert, abgemattet, zum Gerippe zusammengehungert, nur Reineke mästet sich und strotzt von Wohlbeleibtheit. In solchen Wintern rennt die wohlgenährte Fähe zeitiger und der Rüd trabt, weg auf, weg ab, auf der Suche nach einer willigen Freundin — wer jetzt die zahllosen

Spuren des Räubers erblickt, möchte die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die Menge der ungebetenen Gäste. Es ist aber nicht so schlimm, wie wir beim Weiterschreiten uns überzeugen werden.

Ueber Reineke's Schlauheit sind Bände voll zusammengetragen worden. Wir brauchen hier die tausend und aber tausend Stückchen nicht zu wiederholen, die als Zeugnisse dafür erzählt werden. So viel ist sicher, in manchen Lagen zeigt der Kunde einen Verstand, um welchen ihn der Mensch beneiden möchte; ein andermal benimmt er sich dafür wieder so bornirt, so geradezu blitzhageldumm, dass man irre werden und sich fragen könnte, ob denn das derselbe Patron noch ist, den Dichter und Maler als den Ausbund von Durchtriebenheit zum Vorwurf ihrer Werke genommen haben. Während er, wo es gilt, für den allzeit hungrigen Magen etwas zu erhaschen, geradezu mit Berechnung zu Werke geht — ist all sein Verstand beim Teufel, beispielsweise in einem Treiben, wo er beim geringsten Lärm sofort vorwärts geht und immer auf dem bekannten, natürlich zuerst mit einem „Fuchsschützen" besetzten Pass in die Flinte läuft. Diese Fuchsriegel sind seit Menschengedenken in jeder Gegend bekannt, sind übrigens auch meistentheils sofort erkennbar:

dort, wo sich die benachbarten Dickungen am nächsten berühren; Reineke sucht sich Deckung, so lange er kann; geht er über eine Strasse, eine Blösse, giebt der drüben liegende Wald



die Richtung an: ein paar höhere Bäume, ein etwas dichterer Horst im lichten Bestand, die Linie, wo Hochwald und Mittelwald, Mittelwald und Jugend zusammenstossen; es ist just so, als ob der Fuchs im Bogen mit den Sehern

die gegenüberliegende Waldwand mustern und darnach seinen Weg, immer den nämlichen, einrichten wollte. Und jeder fremde Fuchs, der das erstemal ins 'Revier kommt, schnürt auf demselben Pass gegen den Schützen, selbst der auf dem Riegel schon mit einer Schrotladung begrüsste hält ihn immer wieder ein. Erst wenn ein unruhiger Schütze ihn dort „verstochen" hat, macht er mit hochgeschwungener Standarte Kehrt, und dann haben die anderen Schützen um das Treiben Hoffnung, dass er bei einem von ihnen durchzubrechen versucht und dort erhält, was ihm von Rechtswegen gebührt. Mit dieser Gewohnheit des Fuchses rechnet man für die Fuchstreiben im jetzigen Monat. Ein paar Schützen mit einem Treiber gehen von Haus und vertheilen laut Verabredung das Revier, dessen einzelne Jagen, Dickungen -- in den regelrecht abgetheilten Staatswaldungen geht das ja nach der Schnur — sodann abgespürt werden. Beim Rendez-vous berichtet man sich gegenseitig, und wo ein Fuchs steckt, wird in aller Stille vorgestellt, und der eine Treiber geht mit dem getreuen Dächsel langsam auf der Spur Reineke's in das Dickicht. Einmal auf der Fuchsspur, lässt sich Waldmännchen durch nichts mehr irre machen, und der Fuchs ist verloren, sobald nur die Schützen ihre

Schuldigkeit thun. Viel Lärm darf dabei allerdings nicht gemacht werden, und manchmal ists höllisch eng, wo der rothe Schatten durchwischt. Lang besinnen giebt es da nicht, Gewehr auf und Feuer geben, heisst die Parole. Die Sonntagsjäger sieht man darum auch weniger bei solchen Jagden, die mehr „entre nous" gehalten werden. Ihre Sache ist es nicht, den ganzen Tag im Schnee, oft noch dazu im nassen, thauenden, in dem sich die Fuchsbranten am besten abdrücken, herumzuwaten, ohne vielleicht einen Schuss anzubringen; denn hintragen kann man kein Wild, selbst nicht einmal den Fuchs, dem eingeladenen Gaste. Je weniger Schützen, desto besser gelingen auch in der Regel diese amüsanten kleinen Jagden. Ein einziger thut es auch. Dann verlappt man die Seiten des Jagens bis gegen den Schützen hinauf, der auf dem Hauptpass, natürlich immer im Winde, sich anstellt. Das Verlappen geht ungemein schnell, und die ganze Dummheit des Fuchses zeigt sich vor diesen kleinen bunten Fetzen, innerhalb deren er unaufhörlich hin- und wiederschnürt; hinüberzuspringen hat der sonst so freche Geselle keine Courage. Wo keine Lappen vorhanden sind, kann man sich mit Blättern Papier helfen, die man in Zwischenräumen an die niedrig hängenden Zweige

steckt, nur darf es auf dem Schnee kein weisses Papier sein, oder man versteckt bloss die übrigen Fuchsriegel, mit einem Taschentuch etwa und dergleichen mehr. Einmal hab' ich statt der Lappen Holzschindel, wie man sie zum Eindecken der Dächer in den Dörfern gebraucht, die gespalten waren und angenehm klapperten, an Bindfaden angereiht gesehen, auch kleine Glöckchen, kurz, der Phantasie des Jägers ist Thür und Thor hierbei geöffnet.

Ebenso dumm wie hinter den Lappen ist der Fuchs, wenn man ihn in den Bau gesperrt hat. Das letztere ist sehr einfach dadurch zu bewerkstelligen, dass man ein Läppchen oder Stückchen Papier an einem Hölzchen so vor die Röhre steckt, dass der Fuchs es sehen muss, will er den Bau verlassen, es aber nicht mit den Vorderbranten erreichen kann, ohne dass er mit dem halben Körper aus der Röhre herauskriecht. Tagelang schaut er diese Vogelscheuche en miniature an, wenn der Jäger seinen Hunger so lange auf die Geduldprobe stellen will. Dieses Einsperren in den Bau ist sehr nützlich, wenn der Jäger einen Fuchs hineinspürt und beispielsweise den Gliegerhund nicht gerade bei sich hat. Oder der Abend ist so weit vorgerückt, dass man für diesen Tag nichts mehr beginnen kann. — In der Ranzzeit ist die Baujagd am ergiebigsten;

auch wenn der erste Schnee im Jahre fällt, flüchten die Füchse gern unter die Erde, bis sie sich an den Anblick wieder einigermassen gewöhnt haben. Will man bei Spurschnee sich vergewissern, ob und wie viele Füchse im Bau stecken, so darf man natürlich nicht die Röhren selber absuchen, wo ein Fuchs viele Spuren hinterlässt, sondern sieht im Umkreis von etwa 40 Schritten darnach. Die Annäherung an den Bau geschehe im guten Winde und mit grösster Vorsicht. Auch wenn man nur einen Fuchs hineinspürt, dieser eine Fuchs bereits gesprungen ist, und der Hund den Bau verlassen hat, schadet es nicht, noch eine Weile zu warten; leicht waren ihrer doch mehrere darinnen, vor dem Schneefall eingefahren oder wie immer, und der Hund hat sich nur mit einem in der Röhre beschäftigt. Solche Füchse springen stets eher, an denen der Hund nicht ist. Geduld, geduldiges Abwarten ist überhaupt eine Cardinaltugend des Jägers, die sich häufig lohnt. — Angeschossene Füchse, die sich nach einem Bau flüchten, bleiben, wenn sie schwer krank sind, nie lange darin. Wenn sie merken, dass „Matthäi am letzten ist," kommen sie vor die Röhre, um „mit dem brechenden Auge noch einmal Gottes schöne Welt zu grüssen und dann die edle Seele ins Meer der Ewigkeit hinauszuhauchen".

Wenn man das auf dem Bau erwartet, braucht man ihnen ja nicht Zeit zu lassen, bis sie ihr Testament bis zum letzten Buchstaben geschrieben haben, und kann — mitleidig, wie der Mensch nun einmal ist — ihr Leiden kürzen. Manchmal steht man in der grimmen Winterkälte bei dem Abwarten auf dem Bau eine gute Portion Frost aus, und es ist geradezu unmöglich, mit der Flinte im Anschlag den Fuchs zu erwarten; die erstarrten Finger würden den Dienst versagen. Man muss das Gewehr unter den Arm nehmen und die Hände im Staucher halten. Um in solchen Fällen von dem Fuchs nicht überrascht zu werden, giebt es auch wieder ein Mittel. Man hält in der Nähe seiner Baue so viele 2 m lange, ausgeästete, möglichst dünne Birkenruthen vorräthig, als Röhren vorhanden sind. Ehe man nun den Hund löst, nimmt man vorsichtig die Ruthen an der Spitze und schiebt sie, ohne deren übrigen Theil mit der Hand oder den Kleidern zu berühren, so weit in die Röhren, dass etwa ihr fünfter Theil vorne heraussieht. Springt nun der Fuchs, so tritt er auf die Ruthe, oder berührt sie wenigstens noch im Bau, und in beiden Fällen bewegt sich das herausstehende Ende und bestimmt den Schützen zu schnellem Anschlag. Vorsicht ist bei der Baujagd natürlich nicht minder

erforderlich, und manch unvorsichtiger Schütze hat dabei statt des Fuchses schon den Hund erschossen. Wenn es dann nur immer der eigene gewesen ist!

Um die „Jagd am Bau" hier fertig zu schildern, so ist der langweilige Anstand an demselben natürlich nur Demjenigen zu rathen, der keinen Hund zum Aushetzen besitzt. Morgens und Abends lohnt er sich am ersten. Aber die Herren Füchse legen sich ihre Wohnungen meist nicht so günstig für den Schützen an, dass diesem der Anstand recht bequem gemacht wird. In Dickungen, im Buchenwald ist es um die Zeit, da Morgens oder Abends die Füchse auslaufen, gewöhnlich so düster, dass man nicht schiessen kann. Nur wo Junge im Bau sind, kommt die Frau Mama so zeitig und wiederholt ihre Ein- und Ausgänge öfter, so dass der Anstand dann nicht gar zu langweilig ist, zumal da die jungen Füchse, die vor dem Bau gern spielen, auch das Ihre zur Unterhaltung beitragen. Zu rathen ist dabei nur, dass man sich die Stiefelsohlen mit irgend Pferdeäpfeln oder Kuhfladen verwittere und auf dem Bau selbst strengstens auf den Wind achte — ein Hochsitz wäre freilich das beste — da die Füchsin auch bei der Ausübung ihrer Mutterpflichten ihre Vorsicht nie so weit ausser Acht lässt, dass sie

nicht vor dem zu Bau Fahren den letzteren umkreise und nach dem Rechten sehe. In den meisten Fällen kündigen sich die Raub zutragenden Herren Eltern der jungen Brut schon von Weitem durch ein heiseres Bellen an. Sind junge Füchse im Bau, so ist das Sicherste, erst die Mama wegzuschiessen und dann die Jungen durch einen scharfen Dachshund abwürgen zu lassen. Auch der Anstand auf die Jungen, wenn die Fähe erst einmal weg ist, ist unterhaltend — sie bleiben ja nicht lange im Bau, ihre Neugierde treibt sie immer wieder heraus — und in den meisten Fällen lohnender als das Graben. Einen Erfolg verspricht das letztere nur in ganz flachen, sandigen Gegenden. Wo die Röhren unter Felsen gehen und der Bau an Hängen sich befindet, oder unter den Wurzeln grosser Bäume, verbietet sich die Arbeit — im letzteren Falle namentlich, wenn man nicht selber der Waldbesitzer ist — von selbst. In seichten, jungen Fluchtröhren oder zum Wochenbett eilig hergestellten Bauen, die nur einen Kessel und vielleicht eine Röhre nach jeder Seite haben, ist die Arbeit allerdings leichter. Aber eine recht grosse Freude hab' ich nie dabei gehabt, so Schritt für Schritt den armen Teufeln näher auf den Leib zu rücken, die nicht aus noch an können und sich endlich

fauchend und zähnefletschend in ihr Schicksal ergeben, das sie in Gestalt einer Zange packt, worauf sie abgeschlagen werden, wie junge Katzen. Ich halte solches Graben immer mehr für bauernknechtmässig als für waidmännisch. Aber es ist so eingeführt, und Mancher hat — die Geschmacke sind eben verschieden — gerade daran sein Vergnügen. Einmal vor Jahren — es war noch im April — gruben wir mit einem schneidigen Hunde, und hier sprang uns, nachdem wir schon die zweite Wanne geschlagen hatten, die Fähe von den Jungen weg. Wollte sie den Hund von den Kindern wegführen? Dann hätte sie doch gewiss nicht so lange gewartet. Hatte sie die Jungen inzwischen verklüftet? Dazu liess ihr der Hund keine Zeit. Waren die Jungen schon erwürgt? So lange die Alte am Leben ist, bringt der Hund das wohl kaum zu Stande. — Ein andermal sass die Mama — greulich um die Nase zugerichtet, der Hund sah aber auch nicht viel besser aus – vor den Jungen, diese mit ihrem Leibe deckend, und wehrte dem Dachsel. Als sie weggezogen wurde, wimmelte es ordentlich in der in der Eile ausgescharrten Wandöffnung hinter ihr. Ein Raubthier ist der Fuchs, ja, ein grausam, gefährliches Raubthier, das selber kein Mitleid kennt, und dem mit Feuer und Eisen, und

was immer dazu taugt, nachgestellt werden muss, will Einer seine Jagd in die Höhe bringen. Aber es giebt Zeiten, wo man selbst mit dem Raubthier ein leises Mitleid fühlt, das ist, wenn man seine aufopfernde Mutterliebe sieht... Doch, was hilft es, die Brut muss um jeden Preis zerstört werden; die Reh- und Hasenmütter und die zahllosen Vogelmamas haben auch Kinder.

Ebenso verhalte ich mich ablehnend gegen das Ausräuchern. Wer ein Freund des Aushetzens ist, pflegt seine Baue, statt sie zu verderben. Der gelehrige Dachshund kennt sich natürlich, je öfter er in einem Baue gearbeitet hat, desto besser darin aus, und wohlgepflegte Baue werden von den fremden, eingewanderten Füchsen sofort angenommen. Wohlgepflegte Baue sind also ein Mittel, sich der letzteren schneller zu bemächtigen. Das Ausräuchern ist sehr einfach. Alle Röhren, bis auf eine, auf der Seite, woher der Wind kommt, gelegene, werden gut verstopft; in der letzteren sodann ein Feuer aus möglichst stinkendem Material angemacht, Torf, ein paar Steinkohlen und etwaige fette Putzlappen darauf geworfen; der herrschende Luftzug, durch einen improvisirten Fächer unterstützt, treibt Rauch und Gestank in den Bau hinein, und schliesslich verstopft man auch diese

Röhre. Dass es der Fuchs da drinnen nicht aushalten kann, ist begreiflich. Wenn man den Bau öffnet, liegt das arme Thier — die Nase am Feuer, durch welches es hinaus in die frische Luft wollte, aber nicht konnte — verendet da. Oeffnet man zu früh, ist er wohl nur scheintodt, erholt sich wieder und stiehlt sich in einem unbewachten Augenblicke ab. Eine Barbarei ist das Ausräuchern immer; man sieht es auch fast nur mehr auf Bauernjagden exerciren.

Dohlbaue, künstliche Baue im Walde, beschreibt Oberförster Model in Windsheim wie folgt: „An geeigneten Plätzen sticht man in eine sanfte Hänge, oder eben so, dass in dem Bau das Wasser nicht stehen bleiben kann, circa 30 cm breite und 40 cm hohe Gräben mit rechtwinkliger Wandung, und zwar zuerst in gerader Linie' in einer Länge von 6·5 bis 7 m, dann im stumpfen Winkel gebrochen, noch etwa 1·50 m seitwärts weiter und macht, hier anschliessend, eine etwas grössere, viereckige Oeffnung, in der nach Einstellung der Steine zwei Füchse oder Dachse nebeneinander müssen liegen können, als sogenannten Kessel. In rührigem Sand muss auch der Boden mit Steinen ausgelegt werden, in festem Land bekleidet man nur die Seitenwände mit nicht zu grossen Stein-

platten, wie man solche häufig im Walde findet, und bedeckt auch den Graben mit solchen. Es können auch Backsteine verwendet werden und zum Zudecken alte Brettchen, die man durch Abreiben mit schlammiger Erde verwittert. Der auf diese Art verfertigte, durchlassartige Bau muss im Lichten circa 17 cm Weite und 22 cm Höhe haben; man deckt den Graben dann mit Erde, Moos etc. zu und giebt ihm noch eine Ausfüllung, kleine Wölbung. In der Nähe des Einganges legt man einen, etwa 30 cm langen, zugehauenen Stein, der in die Röhre passt und den man nur einzuschieben braucht, wenn man z. B. bei Schnee-Neu einen Gast mit Pelzrock in dem kleinen Hotel ausgemacht hat, dessen Bedienung man auf gelegene Zeit verschieben möchte. In der Regel kann man durch Klopfen auf der Erde, hinter dem Kessel anfangend, den Fuchs an den Eingang treiben lassen und dort todtschiessen, oder man gräbt die Erde weg, lüpft einen Deckstein und drückt dann das im Bau hin- und herschlüpfende Thier mit einer Gabel nieder und erschlägt es." Herr Model hat in solchen Dohlbauen an 18 Dachse, 9 Wildkatzen und eine grosse Menge Füchse erbeutet und räth, sie namentlich in der Nähe schwer zugänglicher alter Baue anzulegen. Wenn man die letzteren dann

momentan verwittert, ziehen sich seine Bewohner in den Dohlbau. Der Dachs und die Wildkatze nehmen die Dohlbaue schon nach 6 bis 8 Monaten, der Fuchs erst nach $1^1/_2$ bis 2 Jahren an.

Besser als am Bau lässt sich der Anstand am Waldsaum ausüben, an Waldspitzen, durch die der Fuchs seinen Pass nimmt, wenn er in der Dämmerung auf die Felder hinaus wechselt zum Mausen und Morgens wieder heimkehrt. Abgesehen davon, dass dem geübten Auge solche Pässe, vielmehr die zu solchen Pässen geeigneten Stellen, sofort auffallen, lässt sich im Spurschnee leicht der Wechsel constatiren. Wenn man nun die ganze Lisière des Waldes verlappt, oder auf etliche Schritte vom Waldsaum entfernt schleppt — natürlich darf dabei der Schleppende nicht zwischen der Schleppe und dem Waldsaum schreiten — kommen oft mehrere Füchse mit dem Näslein auf der Schleppe daher, oder nebst anderem Gethier vor den Lappen patroullirend, und man macht zuweilen eine ganz gute Jagd. Auch aus der Luderhütte kann man ihm und noch anderen Räubern vielfachen Abbruch thun. Solch eine Hütte legt man am besten gleich solid an, dass man im Sommer bei der Pirsche darin übernachten kann und so den Weg spät Abends zum und früh Morgens

vom nächsten Dorfe erspart. Der Charakter einer solchen Pirschhütte verlangt allerdings ein möglichst sicheres Versteck, wo sie von dem zweibeinigen Raubgesindel nicht so leicht entdeckt werden kann; als Luderhütte dagegen muss sie nach einer Seite wenigstens einen Blick ins Freie gestatten, und wenn das „Freie" auch keine Quadratmeile im Geviert zu haben braucht, muss es doch so gross sein, dass das Mond- oder Sternenlicht auf das dort vorgeworfene Luder fallen kann, so dass man auf die daran reissenden Raubthiere mit einiger Sicherheit Feuer geben kann. Schon den ganzen Sommer hindurch kann man das Raubzeug an den Luderplatz gewöhnen, wenn man Aufbrüche dorthin wirft, Küchenabfälle u. dgl. Ein paar Knochen lassen sich im Rucksack ja immer mit hinausnehmen. Sie brauchen auch nicht sorgfältig verwittert zu sein; wo der Fuchs das Eisen daneben nicht wittert, ist er gar nicht so ängstlich. So ist z. B. einer seiner Lieblingsspaziergänge längs der Eisenbahndämme; unser Langschwanz hat es längst herausgebracht, dass zu den Waggonfenstern allerlei Fressalienreste, für ihn aber noch wohl brauchbar, herausfliegen, und er sammelt Wursthäute und Schinkenschwarten trotz Rauchgeruches und menschlicher Witterung und Schienen von Eisen sorgfältig auf.

Auch beim Vergiften merkt man es, dass der Fuchs gar nicht so superklug und vorsichtig im Zugreifen ist. Doch Vergiften, das ist ja Aasjägerei, ist nicht waidmännisch etc. Ueberall liest man diese Vorwürfe gegen die „Jäger mit dem Apothekerkasten". Auch Graf Jos. Frankenberg nennt das „Giftmischen" „eines guten Jägers unwürdig". Ich habe aber alle die Herren, die in dieser Weise sich als Feinde des Strychnins geriren, im Verdacht, dass sie im Geheimen doch selber mit der Giftpille operiren. Unter Umständen giebt es nämlich gar kein anderes Mittel, um mit einem übergrossen Fuchsstand aufzuräumen, als das Gift. Herr Graf Frankenberg vertheidigt das Tödten des Fuchses durch Rauch, nennt es ein „vorzügliches" Mittel; er hat das scheusslichste aller Marterinstrumente, die Fuchsangel, probirt, wenn auch ohne Erfolg, und hat kein Wort zur Verurtheilung dieses infamen Werkzeuges — wahrlich, die Giftpille ist besser als Räuchern und Angel, ist besser, ich behaupte es auf die Gefahr hin, dass alle Jäger ein „Kreuziget ihn!" rufen, als Schwanenhals und Tellereisen. Wir lehren die angehenden Jäger das Wild so treffen, dass es möglichst bald verende; wir würden es als eine Gefühlsrohheit verachten, wollte Einer jeden Hasen deshalb hintenhinauf schiessen, weil es ihm

Vergnügen macht, jeden von seinem Hund elegant fangen und bringen zu lassen; auch Reineke kann trotz aller Perfidie gegen uns von uns verlangen, dass wir möglichst summarisch mit ihm verfahren und wenigstens kurzen Process machen, wo ihm das Todesurtheil geschrieben ist. Nun denke man sich den armen Burschen eine Nacht lang lebendig im Schwanenhals, an der Brante gefangen; den Marder schlägt die Prügelfalle wenigstens todt und der Otter im Eisen, das deshalb an langer Kette verankert ist, geht ins Wasser und ersäuft. Wir haben kein Recht, auch nur den Fuchs zu quälen, wo uns andere Mittel zu Gebote stehen, und wenn in den alten Lehrbüchern das Fallenstellen nicht auf uns überliefert worden wäre, und heute noch einige Fabrikanten vom Fabriciren der betreffenden Eisen leben wollten, fiele es Niemand ein, sich dieser mittelalterlichen Folterwerkzeuge zu bedienen oder sie gar erfinden zu wollen. Dombrowski brandmarkt es mit Recht als unwaidmännische Grausamkeit, eine Fähe vom Bau hinwegzuschiessen und dann davonzugehen, nichts weiter zur Vertilgung der Jungen zu thun, die elend verhungern. Ich gehe noch weiter und verurtheile, was ich eben verurtheilt habe. Uebrigens wird das Fangen im Eisen doch nur von Demjenigen

prakticirt werden können, der unmittelbar am oder im Walde lebt. Dem Jagdeigenthümer oder Pächter, dessen Beruf nicht die Ausübung der Jagd, die Jagdaufsicht ist, verbieten es schon die Umstände, und verleidet es die Diebsnatur des homo rusticus, der, wo er es erwischen kann, das Eisen stiehlt und als altes Eisen für wenige Pfennige verkauft. Hängt ein Fuchs darin, um so besser, stiehlt er das Eisen und den Fuchs.

Die Gegner des Strychnins sprechen immer von Unglücksfällen, die das Gift angerichtet habe. Ein paar verunglückte Hunde hat es allerdings auf dem Gewissen; von wirklichen Unglücksfällen ist aber nur einer bekannt geworden, der Tod eines Menschen, der Krammetsvögel kaufte, die per nefas zum Verkaufe gelangt waren, und unter denen ein Ködervogel sich befand, welchen der Dieb gleichfalls als gute Beute mitauflas und in die Stadt zum Verkaufe brachte — wenn es sich so verhalten hat, wenn nicht eine andere Spitzbüberei dem Unglück zu Grunde lag, an der Jagd und Jägerei unschuldig waren. Aber sind denn mit dem Eisen noch keine Unfälle passirt? Wie viel zerschmetterte Beine hat das leichtfertig gelegte Eisen zu verantworten? Man spricht nur immer von leichtfertig geworfenen Giftbrocken im Gegen-

satz zu subtilster Behandlung der Fangeisen. Stellen wir gleich gegen gleich, werden wir zu dem Resultate kommen, dass in den Händen eines Esels oder Lüderjans beides gefährlich ist, dass beides nur von besonnenen Männern und mit Mass und Ziel angewendet werden darf.

Es giebt Jagden, wo das Gift zur Nothwendigkeit wird. Ich hatte einmal eine solche überkommen. Ein Flüsschen, famose Entenpirsche, in der Thalsohle, rechts und links sanft ansteigende Hügel, von Wäldern eingefasst, von denen jedoch nur der ans Feld grenzende Streifen, eine dünne Coulisse, mein war. Die Jagd war mit niederem Wild nicht schlecht besetzt, meine Nachbarn aber waren sämmtlich Bauernjäger, vor denen die Füchse Ruhe haben das ganze Jahr. Nun zog sich, was an Füchsen in der Gegend war, sobald der Schnee fiel, weit und breit nach dem Thal zusammen, wo es allein etwas zu fangen gab, und als ich das erstemal meinen Wildstand controlirte, erschrak ich über die Menge der vorhandenen Füchse. 15 und 20 Spuren liefen nebeneinander an jedem Bachufer. Wie viel Eisen hätte ich da besitzen müssen! Wie lange hätte ich warten müssen, bis ich mit Hilfe des Schwanenhalses unter dem Gesindel aufgeräumt haben würde! Anstehen? Wir

hatten Neumond. Am Walde? Dort schoss ich beim Herauslaufen, wenn ich Glück hatte, einen; hatt' ich kein Glück, sah ich Alles ausser Schussweite. Anreizen? Das muss man verstehen, die richtigen Lippen dazu haben, oder das meist misstönende Pfeifchen in der Tasche bei sich tragen. Riegeln half nichts, denn unter Tags steckte in meiner dünnen Baumschule kein Rothrock. Dahinter in den Bauernjagden hatten sie ihre Unterschlupfe. So musste ich eben zum Strychnin greifen, legte es heute und hatte bis übermorgen früh 13 gute Bälge an der Wand neben dem Ofen hängen. Das fleckte. Ob mir nicht überdies einige von unberufenen Händen aufgehoben wurden, weiss ich nicht. Aber von dem Tag an konnte ich Enten pirschen, was vorher die Herren Füchse besorgt hatten, so dass ich regelmässig das Nachsehen hatte, und meine Hühner und Hasen merkten es gleichfalls im kommenden Sommer, dass jetzt andere Zucht in der Jagd eingekehrt war. — Wo Wasser im Revier ist, ist der Erfolg des Giftbrockens sicher. Jeder Fuchs streunt das Wasser ab. Da glückt's ihm einmal, einen Vogel zu belisten; in den Weidenstöcken sitzen die Hasen gern; die Ueberbleibsel der Fischotter-Mahlzeiten verschmäht der Kostverächter auch nicht — kurz und gut, jeder Fuchs geht ein-

mal wenigstens im Laufe der Nacht daran vorbei. Den dort gelegten Brocken findet er, und ist er so gelegt worden, dass 50, 60 Schritte davon entfernt ein kleiner Busch steht, so liegt der verendete Fuchs, wenn er überhaupt noch so weit kommt, darunter. Neben einem Grenzstein — an ihm giebt der Fuchs, so sicher wie der Hund, seine Visitenkarte ab, und beide legen das Zeichen ihrer Anwesenheit oben hinauf, nachdem sie ihn vorher von allen Seiten berochen haben — ist der Brocken dem Fuchs ebenfalls gewiss. Man legt ihn an den Stein und deckt ihn mit ein paar dürren Blättern lose zu. Wer soll ihn da finden? Natürlich wirft man seine Köder nicht den Schulkindern auf den Weg oder unter eine Schweineheerde; man legt sie Abends, wenn Niemand mehr an den bezeichneten Stellen etwas zu suchen hat, und Morgens mit dem Tag kommt man und sammelt ein: Füchse und liegengebliebene Brocken. Ein Häring in vier Stücke geschnitten, thut als Brocken die besten Dienste. Ich nehme stets Rogner, drücke den Rogen aus den einzelnen Stücken, streue eine Messerspitze voll Strychnin hinein, drücke die gesalzenen Eierchen wieder darauf und trage die zu Hause solcherweise zubereiteten Brocken in einem Topf mit mir. Mit Papier zwischen den Fingern fische ich sie,

am Platze angekommen, aus dem Topf und lege sie. Geschleppt zu den Brocken habe ich nie; der Fuchs trabt selber alles so fleissig ab, dass er eines der stark duftenden Gerichte in die Nase bekommen muss, und dann gehört er mir.

Auch bei der Jagd, wie überall im Leben, ist das Einfachste das Beste; die verkünstelten Geschichten, die hier und dort anempfohlen werden, lesen sich zwar recht schön, taugen aber nicht viel. Den Häring ziehe ich deshalb als Köder vor, weil ausser der Vorliebe des Fuchses für diesen Katerfisch und seiner starken Witterung er noch eine Steigerung zulässt; der vergrämte Fuchs — er könnte ja, allerdings ein seltener Fall, den Brocken schadenlos wieder ausgespien und einen Horror für alle Zukunft vor solchem Frühstück bekommen haben — erhält den Häring dann in Gänsefett gebraten und fällt darauf auch zum zweitenmal herein. Einmal habe ich übrigens mit einem Brocken zwei Füchse bekommen; der erste hatte den Brocken halb geschluckt und in beginnender Ueblichkeit die andere Hälfte von sich gegeben; ein zweiter Fuchs fand sie, führte sie sich zu Gemüthe, und am anderen Morgen lagen beide, stumme Zeugen wider das Laster der Naschhaftigkeit, kaum 25 Schritte weit von-

einander entfernt. Natürlich ist zum Vergiften nur Strychnin zu verwenden, das augenblicklich tödtet und den Balg, sowie den Kern des Fuchses nicht schädigt. Ich weiss, dass im Fichtelgebirge die Holzhauer sämmtliche auf diese Weise vergifteten Füchse mit grossem Appetit und ohne jegliche Beschwerde verzehrten. Wer die Natur einer Strychninvergiftung kennt, wird darin nichts Auffälliges erblicken. Arsenik ist eine Quälerei, und Balg und „Wildpret" leiden gleicherweise darunter. Die sogenannten Stearinkapseln, welche vielfach empfohlen werden — über eine Bleikugel gegossenes Stearin mit Gift in der Höhlung — sind zwar insofern recht gut, als sie ihrer Sprödigkeit halber auf der Zunge des Fuchses schnell zerbrechen, so dass das Gift möglichst rasch mit seinen Schleimhäuten in Berührung kommt, sie zerbrechen aber auch gern vor dem Rachen Reineke's, auf dem Transport nämlich, weshalb ich meinen erprobten Häring vorziehe.

Eine amusante Jagd auf den Fuchs ist: ihn reizen und ihn eingehen. Das erstere geschieht, indem man sich bei gutem Winde, entweder, sobald man Reineke gesehen hat, ohne von ihm gesehen worden zu sein, oder aufs Gerathewohl ansetzt und nun die Stimmen derjenigen Thiere nachmacht, nach deren Fleisch

er besonderes Gelüste hat. Man kauft ja alle möglichen Pfeifen: Mauspfeifen, Hasenquäken, Rebhühnerlocken etc. etc. Auch wer das Miauen der Hauskatze nachzuahmen versteht, lockt ihn damit sicher herbei. Katzenbraten in jeder Form gehört zu seinen Lieblingsgerichten, und wenn er einer Katze im freien Felde begegnet, ist er hinter ihr her wie der Teufel hinter einer armen Seele. Den Fuchs einzugehen, dazu gehört neben riesiger Geduld eine unermüdliche Ausdauer, die es sich nicht verdriessen lässt, fünfzigmal in einer Furche hin und wieder zu gehen, und ein grosses Verständniss der Fuchsseele. Es ist das das Kunststück, einen auf dem Felde mausenden Fuchs dadurch, dass man gegen ihn geht und jedem Ausbiegen des Fuchses sich wieder vorlegt, an einen bestimmten Punkt am Waldessaum zu treiben, wo der zweite Jäger ihn erwartet. Der verstorbene Oberförster Schricker zu Höhenkirchen, ein echter Waidmann aus der alten, guten Schule, war ein Meister, wie im Blatten, so auch in diesem „Fuchseingehen".

Um das Fangen doch auch zu berühren, so eignen sich dazu am besten die zwei älteren Methoden mit dem Schwanenhals (Berliner Eisen) und dem Tellereisen. Reinhalten des Eisens ist dabei die beste Witterung. Die

Eisen selber möge der Leser, der auch diese Art des Jagens erproben will, beim Verkäufer sich eingehend zeigen und über die Art, sie zu stellen, sich genauestens unterweisen lassen, auch nicht eher darangehen, sie fängisch zu stellen, als bis ihm nichts zu wissen mehr übrig ist. Es hat sich schon manch Einer, der nicht zu den Tollpatschen zu zählen ist, selber darin gefangen, namentlich in stark fedrigen Berliner Eisen, die beim Losschlagen ziemlich in die Höhe springen. Auf dem zum Fangen geeigneten Platz, auf welchem, wie vor der Luderhütte, vielleicht lange vorher angekirrt wurde, schneidet man das Eisen in den Boden ein und bedeckt es mit der nächsten Umgebung entnommenen Stoffen: fein gesiebter Erde, Tannennadeln etc. etc.; zerriebene Pferdeäpfel und das feine Stroh aus Mäusenestern sind vorzüglich gut hiefür. Das Eisen darf nicht fest angemacht sein, eine Kette mit einem Haken daran gestattet dem Fuchs, sich damit weiter zu schleppen. Mit einem Hunde an der Leine wird man ihn bald gefunden haben, zu weit zu gehen, erlaubt ihm das Gewicht und der Schmerz an seinen Branten nicht. Ist die Feder sehr stark, so würde sie den Lauf des zu fangenden Thieres allzusehr zerschmettern, und der Fuchs den unteren Theil desselben abreissen und sich so befreien.

Deshalb umwickelt man einen der Bügel an einem Ende mit einem entsprechenden Strickchen, so dass der Knochen ganz bleibt, die Zähne des Eisens den Lauf selber aber unverrückbar gepackt halten. Das Tellereisen ist brauchbar, wenn man Quellwasser im Revier hat, seichte Tümpel, die im Winter nicht zufrieren. Dort, ein weniges vom Wasser überspült, legt man es, in der wie beim Schwanenhals beschriebenen Weise ausgestattet, vor den an einem Stabe hängenden Köder — Hasengescheide, Eichhörnchen, Katze, Stück Luder —; der Fuchs will vom Ufer mit einem kurzen Sprunge das letztere niederziehen und tritt dabei mit den Vorderbranten in das Eisen. Dass man hierbei keine besonderen Witterungen gebraucht, leuchtet ein. Ich gebe überhaupt auf Witterungen nichts. Diese Geheimmittel, die sich von einem Schwindler auf den anderen vererben, sind nur gut für den Geldbeutel des Verkäufers, der von der Dummheit seiner Mitmenschen profitirt. Wenn man so einen alten Spitzbuben von Jagdgehilfen, Hackelförster, Privatjäger, der wegen Saufens und sonstigen unordentlichen Lebenswandels um den Dienst gekommen ist, hinterm Masskrug im Kreise des jungen Nachwuchses sieht, dem er gegen Bezahlung weiteren Trunkes seine Weisheit auskramt — dann kann man darauf

schwören, dass neben anderem Unsinn auch die Fuchs-, Marder- und Otterwitterungen einen Haupttheil der Vorlesung ausmachen. Aber der Lump hat seine Seele verschworen, dies Familiengeheimniss, dies Erbstück eines alten berühmten Jägers, der mehr konnte als Brot essen, nicht auszuplaudern; er fände keine Ruhe im Grabe, und wie die schönen Sprüche alle heissen. Nur einen Topf voll wolle er seinen jungen Collegen verehren, weil sie so gar viel versprechende junge Herren seien, die auf einen alten Jäger auch noch etwas geben etc. etc. Und für schweres Geld kriegt dann der und jener ein altes Häfchen voll Stiefelschmiere, unter die etwas Teufelsdreck oder sonst noch ein höllischer Stank gemischt ist, der auf dreihundert Schritte schon dem Raubzeug als Warnungstafel dient. Nur eine Witterung kenne ich, der kein Fuchs widersteht, und bei deren Anwendung man jede Vorsicht ausser Acht lassen kann: Das ist die Nuss einer hitzigen Fähe. Wer sich zur richtigen Zeit eine solche verschaffen kann und sein Eisen damit einreibt, hat sofort einen Rüd in der Halskrause, muss sich aber beeilen, ihn aus der Gefangenschaft auszulösen, wenn er auf den Balg reflectirt; der nächstfolgende Rüd würde den im Eisen gefundenen Kameraden, von dem bezaubernden Geruche

ganz verrückt, derart bedienen, dass der Jude keinen Groschen mehr für den Balg giebt.

Die Hetz- oder Parforcejagd auf den Fuchs wird ausser in England, wo es geradezu für ein Verbrechen gilt, einen Fuchs zu schiessen oder auf eine der anderen Arten beiseite zu schaffen, wenig mehr betrieben. Die Parforcejagd gehört auch weniger in ein Jagdbuch, als in ein Handbuch des Reitsports, sie ist ein waghalsiges Reitervergnügen, das ein kühner Reiter allerdings leidenschaftlich betreiben mag; den Jäger als solchen reizt sie weniger. Dagegen ist die Hatze mit Windhunden schon wieder amüsanter, und Solofänger, die den Fuchs elegant zu fangen und zu werfen verstehen, steigen gegenwärtig im Preis. Die Arbeit des Hundebesitzers ist dabei die geringste. Er fährt, den oder die Hunde im Wagen, so lange, bis es ihm glückt, eines Fuchses ansichtig zu werden, oder er lässt sich einen Waldtheil abtreiben, so, dass die Füchse ins Freie laufen müssen. Die Füchse halten den Wagen gut aus, und in der entsprechenden Entfernung werden dann die Windhunde auf den Fuchs gehetzt. Nun heisst es aber hinter diesen her sein, denn die wenigsten von ihnen besitzen die löbliche Eigenschaft, den gefangenen und gewürgten Fuchs ihrem Herrn zu bringen, meist wird an

dem armen Teufel so lange herumgezerrt, bis nichts oder wenig mehr davon übrig bleibt. Der Windhund ist der Dümmste im grossen Hundegeschlecht; er hat seinen Verstand nur in den Läufen. — Was sonst noch zum Capitel Fuchs zu bemerken wäre, ist die Mahnung, einen geschossenen oder sonst wie in Besitz bekommenen Fuchs so lange nicht aus dem Auge zu lassen, bis untrügliche Zeichen seines wirklichen Endes vorhanden sind. Manch ein Schütze ist durch Nichtbeachtung dieser Regel um den Fuchs gekommen und dafür zur Zielscheibe des Spottes seiner Jagdgenossen geworden. Der Schaden, den ein Fuchs im Jahr in einer halbwegs gut besetzten Jagd anrichtet, lässt sich leicht in Ziffern ausrechnen: mindestens eine Mark im Tag. Wer das nicht glauben will, controlire einmal einen Fuchsbau, wenn Junge darin sind; rechne nach, was der einzelne Fuchs an Hasen, Rehkitzen und Wildgeflügel im Jahre zusammenfängt. O ja, der Fuchs maust auch mit besonderer Leidenschaft, und ein Mäuslein als Dessert verschmäht er selbst nach einem vorangegangenen Hasendiner nicht. Er ist für die Landwirthschaft deshalb kein so ganz unnützes Thier; nur nicht so nützlich, wie die Herren Landwirthe behaupten, die deshalb in Württemberg ihm eine — jetzt übrigens wieder aufgehobene — lange Schon-

zeit ausgewirkt hatten. Wer weiss, dass es in einem sogenannten „Mäusejahr" die Mäuse nach Millionen giebt, weiss auch, dass gegen diese Ueberproduction selbst Schaaren von mausvertilgenden Raubthieren nichts ausrichten; dagegen kann nur wieder die Natur helfen, die durch einen nassen Winter, durch den Frost einer kurzen Nacht, der auf anhaltend nasses Wetter folgt, diese Millionen mit einmal vernichtet. Der vom Fuchs verübte Schaden lässt es begreiflich erscheinen, dass — wenige Ausnahmen abgerechnet, Jagden nämlich, die von passionirten Fuchsjägern als Fuchsgehege gehalten und in welchen die Füchse das Jahr über gefüttert werden – die gesammte Jägerei einen ordentlichen Vernichtungskrieg gegen ihn führt. In den Staatsjagden, wo das Rauhwerk dem Personal gehört, werden sie an einigen Orten den Sommer hindurch geschont, dort nämlich, wo die Jägerei lieber für den eigenen Geldbeutel jagt, als auf die Pflege der Gesammtjagd Bedacht nimmt. Es empfiehlt sich darum für jeden Besitzer oder Pächter einer Jagd, der Jägerei zu besolden im Stande ist — solche Verfügungen nicht zu treffen. Der Jagdaufseher hat das Rauhwerk ebenso gut abzuliefern, wie alles Uebrige auf Befehl geschossene Wild, und erhalte das grösste

Schussgeld für Fuchs und Marder, gleichviel, in welcher Jahreszeit sie geschossen, ob die Bälge gut oder schlecht sind, gleichviel auch, ob das eingelieferte Stück jung oder alt sei; für den Embryo zahle man ebenso viel, wie für Mama oder Papa, und man kann sicher sein, dass der Jagdaufseher, um sich diesen Nebenverdienst nicht entgehen zu lassen, allen Füchsen die gehörige Sorgfalt widmet. Recht gut bewährte sich eine Vertragsbestimmung, die ich einmal bei dem Engagement eines solchen Aufsehers festsetzte: Er bekam Schussgeld für alles nutzbare Wild, welches der Jagdherr und seine Gäste schossen, und zwar ein ganz gutes Schussgeld; schoss er selber, war das Vergnügen seine Belohnung, ausser er hatte den Auftrag dazu erhalten, für bestimmte Gelegenheiten schnell eine bestimmte Anzahl zu liefern oder einen gefährdeten Grenzbock abzuschiessen; sehr gutes Schussgeld bekam der Mann ferner für alles Raubzeug, gross und klein, welches er einlieferte, und keines für die Füchse, welche von den Jagdgästen geschossen wurden. Dabei stand sich der Jäger, nachdem er den Sinn dieses Dienstvertragsparagraphen einmal begriffen hatte, ganz gut, noch besser sein Herr. Jagdaufseher sollen überhaupt so bezahlt werden, dass sie ihr Auskommen haben, und für den

dem Jäger nun einmal angeborenen Durst ihnen zuweilen auch ein Pfennig übrig bleibt. Wer das nicht thut, wer solchen Leuten gegenüber schmutzig ist — in der heutigen Zeit der Ueberfüllung aller Stellen und der herrschenden Verdienstlosigkeit findet man schliesslich immer Jemand, der für jede, auch für die denkbar schlechteste Bezahlung solch einen Posten übernimmt — der nutzt nicht nur seiner Jagd nicht, sondern er hat sich zu dem vorhandenen vierbeinigen Raubzeug noch ein weit gefährlicheres zweibeiniges ins Revier gesetzt, und mit Rücksicht darauf war es wohl gestattet, beim Capitel Raubthiere auch den „Jagdaufseher", den „Revierjäger" mit abzuwandeln.

Ausser der Spur des Fuchses ist es diejenige des Edelmarders, die man bei einer Neue sucht. Den Edelmarder auszugehen, auszumachen, ist ein besonderer Sport, den leider nur zu wenig Jäger üben, weil ihn zu wenige verstehen. Dem oberflächlichen Jagdpächter aus Mode ist diese Jagdart auch zu langweilig; es ist nicht Jedermanns Sache, oft einen halben Tag lang durch den beschneiten Wald Schritt für Schritt einer Marder- oder Katzenspur zu folgen — auch auf die Spur von Katzen, wilden und verwilderten, stösst man bei solchen Neuen — um dann an der Grenze

des Reviers, Rock und Hals voll Schnee, in die jenseitigen Jagdgründe ihnen nachsehen zu dürfen. Oft freilich glückt es, und in kurzer Zeit steht man vor dem Eichhornkobel, in welchem der listige, mit dem schönen Pelz verbrämte Bursche sein Schläfchen macht. Dann stört ihn ein Schuss mit grobem Hagel unsanft in seiner Verdauung. Aber das ist der seltenere Fall. Meistentheils ist der Lohn dieser Arbeit nur auf sehr viel Schweiss gesetzt und von reicher Erfahrung bedingt. Es gehört ein geschultes Auge dazu, auf den Wiedergängen und Kreuzsprüngen sich durch die ältere Spur nicht täuschen zu lassen und dem Marder oder der Katze zu folgen, wenn sie aufgebaumt und fortgeholzt haben, was der erstere namentlich, ein Kletterer ersten Ranges, dem jedes Eichhörnchen zur Beute wird, oft ziemliche Strecken lang fortsetzt. Dann ist es die veränderte Lage des Schneeanhangs, hier ein entblösster Zweig, abgefallene Flocken, an denen man seinen Weg erkennt und mühsam hinterdrein marschirt. Grössere Dickungen umkreist man, um sich das Durchschliefen zu ersparen, hat aber darauf Acht zu geben, wenn man die Spur nicht auf der Erde hinaus findet, ob nicht in der Luft oben die Baumäste sich dergestalt nähern, dass ein Sprung den Marder leicht vom einen zum

anderen bringt. Wenn es in der Nacht vorher nicht zu früh zu schneien aufgehört hat, wenn die letzten Flocken erst in den Morgenstunden fielen, kann man eher auf ein günstiges Resultat hoffen; man spürt das Raubzeug dann zwar nicht so häufig, wo man aber seiner Spur begegnet, ist anzunehmen, dass die Gesellschaft sich auf dem Heimweg befand, im Ende des Raubzuges begriffen war. Ein revierkundiger Jäger, der das Kreisen des Marders — ein Kreisen ist es eigentlich weniger zu nennen — mit Passion betreibt, kennt übrigens so beiläufig schon die Gegenden, die hohlen Bäume, Eichhornkobel, in denen der Bursche zu finden ist, und hat darum meist nur halbe Arbeit. — Zu anderer Zeit ist das Erlegen dieses und des übrigen kleinen Raubzeuges Zufallssache. Auf der Treibjagd schleichen Marder, Wildkatze und Iltis oft wie ein Fuchs so vorsichtig aus dem Jagen und werden dann die Beute des ruhig auf seinem Stande sich verhaltenden Jägers. Wenn ein Hund Marder oder Katzen aufstöbert und zu Baume jagt, halten sie stundenlang vor dem verbellenden aus. Ein Holz- oder Waldarbeiter braucht vor dem zufällig entdeckten Marder in dessen Angesicht nur ein Kleidungsstück aufzuhängen, so kann er sorglos fortgehen und den Jäger holen. Grenzobercontroleur W. in

W. fuhr vor ein paar Wintern auf der breiten Staatsstrasse nach H. zur Revision des dortigen Amtes. Vor ihm auf der Strasse standen einige Leute, vor denen eben ein Marder aus dem Strassengraben herausgewischt war und auf einem ganz jungen Vogelbeerstämmchen, gerade stark genug, um ihn zu tragen, gebaumt hatte. Herr W. ersuchte die Leute zu warten, bis er rasch sein Gewehr geholt hätte, wendete das Pferd, fuhr heim, kam wieder, und der Marder schaukelte noch immer auf dem Bäumchen, unverwandten Blickes die drei unbewaffneten Menschen betrachtend, die ihm gegenüber auf der anderen Seite der Chaussée sich gelagert hatten. Ein Schuss streckte ihn alsbald nieder. — Von Fallen ist gegen Marder und Katze — die letztere kommt übrigens nicht so häufig vor, in Deutschland nur in den westlichen und namentlich südwestlichen Theilen des Reiches, in der habsburgischen Monarchie mehr in Transleithanien — die brauchbarste die alte einfache Prügelfalle. Man hat sie Sommer und Winter im Reviere, muss sie dann allerdings gegen Leseholzsammler etc. bewachen, dafür ist sie aber stets verwittert. Wenn man nun die in nicht allzu grosser Entfernung geschossenen Rehböcke unter ihr aufbricht, Hasengescheide — am liebsten nimmt der

Marder ein Eichhorn, kleine Vögel u. dgl. — einködert, fängt er sich leicht, und der schwer auf ihn fallende Prügel endet rasch sein Leiden. Ich ziehe die etwas erhöht angebrachten, mit einem Prügel als Kletterholz versehenen Fallen den Erdfallen vor, obwohl sich in letzteren zeitweilig auch Füchse fangen.

Steinmarder und Iltis ziehen sich mit dem Winter mehr in die Nähe der Dörfer und in diese selbst. Den Steinmarder kann man dort Abends leicht auf dem Anstand schiessen; er hält Zeit und Ort seines Kommens gut ein. Man kann ihn — schwerer den Iltis, der unzugänglichere Schlupfwinkel aufsucht — aus den Häusern mit Sensenwetzen, Glockenläuten, Mundharmonikatönen, Kettenrasseln und ähnlichem komödienhaften Ausputz vertreiben; bessere Dienste jedoch leistet ein scharfer Dachshund; kann ihn mit dem unter seinem Absprung fängisch gestellten Tellereisen, im Haus drinnen mit der ganz brauchbaren Weberschen oder einer „Kasten"-Falle fangen — im frischen Schnee verrathen sich sofort sowohl er wie der Iltis. Letzterer wird in den meisten Fällen unter den Schweineställen herausgegraben werden müssen, wo er unter Holzklaftern oder Reisig sein Lager hat. Die betreffende Fangweise muss sich eben

nach dem Augenblick, der momentanen Lage des Versteckes richten. Ganz gut ist es, wie auf den Edelmarder im Walde, auf seinen weisskehligen Verwandten in Dorf und Haus das ganze Jahr über zu „richten". Wer sich den Fang, des geschätzten Balges halber, nur im Winter gestattet, legt in die — dann natürlich nicht fängisch gestellte — Falle schon Sommers über von Zeit zu Zeit eine Backpflaume, ein Ei; kommt der Winter und der Vorrathsmangel in seinem Gefolge, sucht alles Raubzeug die Stellen wieder auf, wo es einmal im Leben so von ungefähr einen guten Bissen gefunden hat. — Für Iltisse und Wiesel — auch den letzteren kleinsten, aber nicht weniger blutdürstigen Räubern gelte der allgemeine Krieg — empfiehlt Herr v. d. Bosch eine Falle, die uns nicht übel gefällt: Man schlage sich aus alten, 1 bis 2 cm starken Brettstücken einen Holzkasten von circa $^1/_2$ bis $^3/_4$ m Länge, circa 20 bis 25 cm Weite und circa 30 bis 35 cm Tiefe zusammen, den Deckel befestige man mit Scharnieren oder starken Lederstreifen so, dass er bequem aufzuklappen geht. In beide Seitenbretter schneide man sich ein kreisrundes, 6 bis 7 cm Durchmesser haltendes Loch. In diese Löcher stecke man zwei Röhren in schräger Richtung nach oben; die Röhren können von Holz oder gebranntem

Thon sein. Das Ganze versenke man nun in eine der Grösse, Breite und Tiefe des Kastens entsprechende Grube so, dass der zugeklappte Kasten mit der oberen Erdfläche ziemlich abschneidet. Für die Röhren mache man zwei nach oben laufende Ausschachtungen; die obere Röhrenöffnung muss mit dem gewachsenen Boden gerade abschneiden; das Innere des Kastens verwittere man mit nasser Erde. Auf den Boden des Kastens lege man zwei kleine, aber starke Tellereisen mit leichter Stellung, je eines unter jede Röhre, und bedecke sie leicht mit Gras, Spreu und gebe dazwischen einen verführerischen Brocken, worauf man den Kasten verschliesst. Ein Grashalm vor jede Röhre gelegt, zeigt schliesslich an, ob ein Iltis oder Wiesel diesen trügerischen Bau angenommen und sich gefangen hat. Natürlich sind mehrere solche Fangkästen nöthig, und man wird sie wohl auch so aufstellen müssen, dass sie vor Regen und Nässe geschützt sind. — Das Wiesel, wenn man es per Zufall gesehen hat, ist sofort aus seinem Schlupfwinkel hervorzubringen, man braucht nur nach einer kleinen Ruhepause ihm die Maus zu geben. Wohl wird auch empfohlen, wenn man einen Iltis oder ein Wiesel in ein Erdloch hineingespürt hat, so viel Wasser dahinein zu schütten, bis ihm der Aufenthalt

drinnen verleidet ist, und sie, wenn auch ungern, doch von freien Stücken heraus kommen. Das lässt sich aber wohl nur im Dorfe anwenden, wo man das nöthige Wasser und die geeigneten Geräthschaften zum Schöpfen bei der Hand hat; im freien Revier draussen weniger, dort stünde dem Jäger nur das Wasser zur Verfügung, das er, wenn auch nicht in einem zweiten Magen wie das Kameel, ständig bei sich führt, und dieses möchte für den gewünschten Zweck nicht ausreichen.

Zuletzt noch ein Mittel, das erfolgreicher wie all die bisher besprochenen zur Verminderung des Raubzeuges benützt werden kann, das sich aber nur auf eigenem Grund und Boden durchführen lässt. Die Erfahrung hat gelehrt, dass sich nach Fasanerien das vierfüssige und geflügelte Gesindel der ganzen Gegend zusammenzieht. Da man natürlich in diesem Wissen um des kostbaren Wildes willen dort dem Raubzeug mit doppeltem Fleisse entgegentritt, zeigen die Schuss- und Fanglisten der Fasanenmeister horrende Zahlen solchen Zeugs auf, und der angrenzende Jagdbesitzer kann sich in solcher Nachbarschaft doppelt glücklich schätzen: einmal, weil doch zuweilen einer der farbenschillernden Vögel sich zu ihm verstreicht, und zweitens, weil man in den Fasanerien auch seine Füchse etc. wegputzt,

auch sein Jagdterrain sauber hält. Hasengärten thun nun denselben Dienst. Ich kenne einen solchen, dem Herrn v. B. in Friedrichstanneck (Herzogthum Altenburg) gehörig, aus eigener Anschauung. Er hat einige Tagwerke im Geviert, ist mit einer in die Erde tiefer eingelassenen Bretterwand umgeben und mit französischen Kaninchen, Leporiden, besetzt. Auf jeder Seite des Zaunes stehen einige längere Pfähle aus demselben hervor, sehr bequem für die Herren Raubvögel eingerichtet, nur dass letztere, wenn sie von dieser Einladung, sich niederzusetzen, Gebrauch machen, durch ein kleines Tellereisen für immer an den Fängen festgehalten werden. Zu den vier Ecken und nach der Mitte jeder Wand führen ausgeputzte Steige, Hasenpfädchen, und münden dort in eine nach dem Innern des Gartens führende Klappfalle. In Mitte des Gartens ist eine bequem eingerichtete Aufhütte, in der man ausruhen, Skat spielen und sonstige nützliche und angenehme Dinge treiben kann; es muss ja nicht immer der Uhu, dessen Käfig für gewöhnlich neben der Hütte ist, aufgestellt sein. Es ist nun unglaublich, welch eine Menge Füchse, Iltisse — namentlich letztere — Wiesel, Steinmarder zuweilen, und — Feldhasen in diesen Fallen gefangen, wie viel Raubvögel aus den Tellereisen auf den Pfählen ausgelöst

werden. Anlage und Unterhaltung des Hasengartens, dessen Insassen ja auch wachsen und sich vermehren und somit verwerthet werden können, werden dadurch reichlich wieder vergütet. Die Klappfallen sind solid construirt, für alle mögliche Einwohnerschaft, nach dem Garten zu mit einem Drahtgitter versehen, so dass man ihren Inhalt jederzeit controliren kann, und keines der Karnickel fürwitzig die Freiheit gewinne. Nichts possirlicher als ein Feldhase, der seinen Verwandten auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege einen Besuch abstatten wollte und sich plötzlich gefangen sieht. Mit stiller Resignation trauert er in seiner Ecke, und mit einem Riesensprunge sucht er sich jetzt, wenn die Klappe aufgezogen wird, zu retten, um sich plötzlich wieder in dem vorgehaltenen Sacke zurecht zu finden, je nach seiner Bestimmung. Hauskatzen und streunende Hunde haben wir auch schon in diesen Fallen gefangen. Diese Hunde sind so recht das Kreuz des Jägers, namentlich die stumm jagenden. Durch nichts verfeindet man sich mit den Bauern so sehr, als durch das Todtschiessen solcher Köter und der revierenden Hauskatzen. Und man muss sie doch aus der Welt schaffen, soll die Jagd nicht zugrunde gehen. Der Bauer, namentlich wenn das Dorf etwas abgelegen ist

und aus wenigen Häusern nur besteht, lässt mit dem Abend den Hund von der Kette, und die Fixköter jagen dann, solange die Nacht dauert. Wehe dem Wildstande des armen Pächters! Der Bauer lacht sich ins Fäustchen, wenn der Jäger ihm sein Leid klagt; er gönnt dem Reh und dem Hasen das dürftigste Hälmchen nicht, und derjenige Hund ist ihm am liebsten, der am meisten hetzt, das „Vieh vom Acker vertreibt". Das Gesetz gestattet nun freilich, solch herrenlos jagende Hunde ohneweiters niederzuschiessen. Aber probir's Einer einmal! Das nächstemal macht dann die Gemeinde von ihrem Rechte Gebrauch und verweigert ihm ihre Genehmigung zu dem Pachtvertrag. Es giebt nichts auf der Welt, was egoistischer wäre, in seinen Anschauungen selbstsüchtiger, als der Bauer. Man darf es ihn also ja nicht wissen lassen, wenn in der Stille so ein Schuss gefallen ist. Meistens hat er aber selber die richtige Fährte, und so empfiehlt sich, wenn man besonders gutmüthig veranlagt ist, das Mittel des Grafen Frankenberg, einen jagenden Fixköter dem Bauern, dem für Geld Alles feil ist, abzukaufen und dem Schinder zu übergeben. Härtere Naturen machen kürzeren Process; sie halten daran, dass als oberstes Gesetz im Walde „hilf dir selber" gilt, und dediciren in unbe-

wachten Augenblicken solchem Köter eine freundliche Wurst, nach deren Genuss ihn nach keinem weiteren Frasse mehr verlangt. Der Agrikel, der eines schönen Augenblickes seinen Phylaxel oder das Mohrl todt in der Hütte findet, hat für solche Fälle immer einen Hütbuben in Bereitschaft, der sich für eine einst erhaltene Ohrfeige jetzt gerächt habe, oder einen Nachbar, mit dem er wegen eines Feldraines im Streit ist. Auf den Jäger fällt sein Verdacht seltener, weil der ja nie im Hause war. Schön ist dies Verfahren freilich nicht, aber „hilf, was helfen mag!" denkt eben so Mancher.

März.

„Schnepfenmonat.“
v. Wildungen.

Schnepfenstrich! Welch ein Meer von Tönen lässt dieser Name sofort erklingen! Das Herz schlägt lebhafter, und unwillkürlich sucht das Auge die Flinte, ob sie noch sauber genug an ihrem Nagel hängt. Und diese Jagd, deren Name schon den ganzen Menschen aufleben lässt, diese Jagd sollen wir missen, den Schnepfenstrich aufgeben, weil ein paar seltsame Leute sich gegen die Frühjahrsschnepfenjagd erklären, ein paar Herren nämlich, in deren Jagdrevieren die Schnepfe sich im Frühjahr nur spärlich sehen lässt, während sie im Herbst in grösseren Mengen durchzieht; ein paar bequeme Jäger, die den Weg zum immer zweifelhaften Frühlingsanstand scheuen, während ein Treiben im Herbste leichter mitzumachen ist? Nein! Nein! — Diese Zeilen documentiren zur Genüge, dass ihr Verfasser das waidmännische Hegen für die Grund-

bedingung alles Jagens hält; aber das Jagen ist und bleibt doch ein Vergnügen, das man ohne zwingende Gründe nicht bezwacken und beschneiden soll; unsere heutige Gesetzgebung dämmt es ohnehin an allen Ecken und Enden ein, mehr, als uns lieb ist. —

Und welch ein Vergnügen gerade die Frühjahrsjagd! Nicht die Frühjahrsschiesserei; aber die Jagd im Lenz, in der mächtig vorwärtsschreitenden Natur! Der streicht die Hälfte seiner Poesie aus dem Waidwerk, der uns den Schnepfenstrich versagen will. Ein Frühlingsmorgen im Walde vor Sonnenaufgang, in jenem unbestimmten Licht der Dämmerung, wenn, dem Gehöre nach fast greifbar, dem Auge noch unsichtbar, die liebetollen Schnepfen immer und immer wieder alle Waldwege durchstreichen und über die Schläge hinweg ihre Locktöne erschallen lassen; laut ist die ganze Natur von den in dieser sonst so schweigsamen Welt doppelt deutlich wahrnehmbaren Tönen! .. Nun ertönt ein zweiter Klang darein, von den Fichten am Saume des Hau's, dort wirbt der Auerhahn verzückt um die Liebste; vom Bruch im Thal her klingt das Kollern des Birkhahns, die Drossel singt und die Lerche im Feld steigt schmetternd zum Himmel ... Es packt Einen selber ins tiefste Herz.

Sage Einer ja nicht, das alles könne man, auch ohne Jäger zu sein, geniessen. Wenn die Jagd auf die verliebten Vögel nicht offen ist, geht unsereins einfach nicht hinaus ins Revier; wer anders behauptet, lügt. Wer aber als Jäger hinausgeht, schiesst nicht all das, was ihm unter die Flinte kommt: das Bewusstsein, die Jagd ausüben zu dürfen, wann er will, ist es, was ihn zu abnormen Zeiten in den Wald führt und darum die Ursache einer Reihe der schönsten und merkwürdigsten Naturbeobachtungen wird. Das Eine freilich sollen und müssen wir: wir dürfen nicht jede Strichschnepfe für vogelfrei erklären, und nur der Frühjahrsanstand sei es, der Schnepfenstrich, der frequentirt werde. Wer auf dem Striche dann nur die lauten Vögel schiesst und die stummen unbeschossen vorüber lässt, der decimirt die Schnepfen nicht, denn er nimmt nur die männlichen Vögel hinweg, deren überall in der Natur mehr sind, als Weibchen. Wer die Jagd so ausübt, wird einen recht grossen Erfolg freilich nicht davon haben; vor dem Hund beim Buschiren in guten Lagen schiesst man mehr. Ein Dutzend im Laufe eines Frühjahres will ja in unserer Lage schon etwas heissen, und nur die wenigsten Jäger erreichen diese Zahl, wohlgemerkt, auf dem Strich geschossener, bal-

zender Schnepfen. Dazu ist die Saison meist zu kurz, das Wetter, ein launisches Frühlingswetter, heut' Sonnenschein, morgen kalter Nebel, übermorgen Sturmwind und dann wieder Schneegestöber und Frost; ans Fenster des Jägers klopfen die Schnepfen auch nicht, damit er hinausschaue und sie mit dem Flintenlauf herunterschlage; man muss oft höllisch weit gehen, um vielleicht ein- bis zweimal zum Schusse zu kommen. Es sind nun bald dreissig Jahre, da lief ich 17 Tage hintereinander, jedesmal drei Stunden weit nach und eine Stunde weit — für die übrige Zeit konnte ich einen Eisenbahnzug benützen — vom Strich, und was ich in diesen 17 Tagen leisten konnte, war ein einziger Schuss, mit dem ich auch glücklich meinen Vogel heruntergebracht habe.

Für den Schiesser ist das also kein Vergnügen, und darum sind die Schiesser unter den Jägern auch nicht die Anhänger des „Striches" und, wenn man von der Frühjahrsschnepfenjagd nur mehr den Strich allein gestattet, Gegner der ganzen Jagd.

Die Heerstrassen, auf welchen die Waldschnepfe, wenn der Schnee schmilzt, ihren Einzug hält, sind die grossen Ströme. In ihren Thälern, den Rhein abwärts-, die Donau heraufstreichend, verbreitet sie sich nach den

Nebenflüssen und von den Ufern weiter, rechts oder links, über den Wald, darum ist die Ankunftszeit der Schnepfen in den verschiedenen Gegenden so verschieden; in Waldstrecken, die oft nur ein paar Stunden (Luftlinie) voneinander entfernt sind, findet man die Erstlinge hier mit dem März, dort mit dem April. Man weiss es nicht anders, als dass z. B., wenn die letzten Schüsse im Odenwalde verknallen, man im Spessart erst die Flinte von der Wand nimmt. Und die Ausläufer beider Waldgebirge, von denen hier die Rede ist, die Jäger controliren sich gegenseitig allabendlich ihre Schüsse, berühren sich unter dem Strombett des Mains.

Es ist noch früh im Jahre, noch Februar. Aber der Winter war mild, die Staare sind da, Kibitze und Lerchen; die Drosseln flöten und kreischen schon im Walde, beides, wie man es haben will, die Bachstelze wippt mit dem koketten Schwänzchen, Flüge von Hohltauben hast du seit Langem schon beobachtet, und der heilige Nichtsnutz, der Storch, stelzt auf der Wiese umher, von der unwissenden Bevölkerung respectirt, von dem Jäger ingrimmig angeraunzt, der ihm ja beileibe nichts thun soll, während das Beast zu weiter nichts auf der Welt ist, als die im Haushalte der Natur nützlichsten Thiere wegzuschnappen

und die Feldjagd zu decimiren. Niemand sieht es, schnell ihm eine Kugel hingeschickt, und mit zerschossenem Ständer geht Herr Adebar ab; im nächsten Dorf flickt ihm der Bader das Bein, und der Schullehrer schreibt die grausige Morithat in das „Blättchen" des Städtchens, das von der Naturgeschichte gerade so viel versteht, um über die an diesem „nützlichen" Thiere verübte Grausamkeit ein paar Tage hindurch seinen Lesern vorzujammern.

Weg davon! In den Wald hinein! Die Sonne neigt das goldige Haupt schon bedenklich, und die hohen Fichten werfen lange Schatten hinaus in die Wiese, auf der die Unthat soeben geschehen. Hier ist das Plätzchen, das alte Lieblingsplätzchen, über das schon so manche Schnepfe hinweggestrichen, und vor dem so manche die bekannte ehrfurchtsvolle Verbeugung auf den Boden herabgemacht hat, auf dem sie dann liegen blieb, bis der getreue Hund sie holte. Hahahaha! Ganz schauerlich klingt ein Gelächter durch die abendliche Stille; der Waldkauz hat Gefühle und singt der Käuzin zu, die, an einen Ast gedrückt, unweit von dem Jäger die runden Augen verdreht und ein verliebtes Gesicht zu dem holden Gesange schneidet. Ihr klingt er ja doch wie Nachti-

gallengeflöte und so schön wie jedes Ständchen, das der Handlungsbeflissene der nachbarlichen Ladnerin als Ausdruck seiner Gefühle bringt.

Wir stehen und lauschen und horchen auf die tausend Stimmen des Waldes ... Da plötzlich Bswst! Wa — was? Wie ein elektrischer Funke durchzuckt es den ganzen Körper ... das erste Bswst des Jahres. Dort zwischen den Lärchen, etwa 150 Schritte unten über dem Graben. Bswst! Das liest sich so böhmisch und klingt so lieb, so deutsch ... Der Nachbar neben mir — kein Jäger, aber den Frühlingsspaziergang in den Wald wollte er mitmachen — telegraphirt mit den Armen und flügelt in der Luft herum: Dort! dort! Da weicht sie im Bogen aus und verschwindet zwischen den Wipfeln, die erste Strichschnepfe dieses Jahres ... Bswst! Eine zweite Schnepfe. Welch frühes Leben! Bswst! Die dritte, und sie kommt bolzengerade auf den Schützen zu. Ein Schuss; aber gemeiniglich ist die erste Schnepfe gefehlt, denn die Begierde, gerade die erste zu erlegen, lässt die gewohnte Ruhe ausser Acht.

Nun muss man freilich nicht glauben, dass, was so lebhaft begonnen hat, Tag für Tag in gleicher Weise sich fortsetzt. Dem warmen Februartag folgt ein kalter März,

Aprilwetter, Schneegestöber; 7 Grad unter Null hatte es die Nacht, alles ist übereist, alle Pfützen im Walde liegen hart gefroren, wie der Boden nebenan. Wenn man's nicht wüsste, dass hier schon Schnepfen waren, man glaubte es nicht, so todt ist die Welt allabendlich, so ohne jedes Vogelgezwitscher. Lagerschnepfen, heisst die Einrede; es waren Schnepfen, die bei uns überwinterten, Spätlinge des vorigen Herbstes, denen der frühe Sonnenschein das Köpfchen vor der Zeit verrückt gemacht hat. Wahr ist es, dass diese Lagerschnepfen einen frühen Strich zeitweilig machen, und dass man daher, wenn man die erste Schnepfe gesehen hat, noch lange nicht vom Beginne des Frühjahrsstriches reden kann. Das Gros, die Höhezeit der Saison, kommt bei uns um die Mitte des März, fast in jedem Jahre gleich; besonders milde Winter verrücken die Zeit etwas nach vorn, wie denn 1881 z. B. am 16. März schon ein Gelege von vier Eiern vorgefunden wurde, auf welchem die Schnepfe brütend sass. Es war dies in der bayerischen Rheinpfalz und ist wohl der früheste bis jetzt in unserem Landesstrich bekannt gewordene Fall. Allein von der Anwesenheit von Lagerschnepfen hat der revierkundige Jäger den langen Winter über Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, wo man

sie an den geeigneten Plätzen fast alltäglich finden kann. Aber merkwürdigerweise trifft man in besonders milden Wintern weniger Lagerschnepfen bei uns an, als in strengen. Wenn ich mein eigenes früheres Revier ins Auge fasse — eine berühmte Schnepfenlage, von welcher schon der selige Diezel sprach, und wo dieser Altmeister unserer Jagdschriftsteller jahrelang auf die Langschnäbel jagte — so hatte ich dort im strengen Winter 1879 auf 1880 immerfort Schnepfen; ein unberufener Schütze schoss in der grimmig kalten Weihnacht jenes Jahres an einer Quelle mitten im Dorf, unweit des Waldes, eine ganz gut bei Wildpret befindliche des Nachts um 11 Uhr, wozu ihm der Vollmond leuchtete und der beschneite Rand der Quelle das Absehen erleichterte. Und das Jahr darauf, in den milden Wintermonaten 1880 auf 1881, fanden wir keine einzige Schnepfe, wie oft ich immer auch mit den besten Hunden ihre Lieblingsplätze absuchte. Nicht des Schiessens halber, aber ich kam — ich weiss nicht wie — auf den Gedanken, den ich oben ausdrückte, und wollte es für mich constatiren, dass hier wieder einmal die landläufige Meinung im Unrecht sei, wonach gerade in milden Wintern die Schnepfen gern bei uns verbleiben. Ist es der plötzliche Frost, der ihren Flug hemmt, oder was tritt

sonst störend zwischen ihre Wanderlust? Fortfliegen, sollte man meinen, könnten sie immer, und würden es erst recht, wenn bei uns alles unter Eis liegt. Statt dessen bleiben sie, vom Frost überrascht, und ziehen, wenn das Wetter mild und ihren Existenzbedingungen vermeintlicherweise zusagend ist.

Auch über die Bedingungen des Frühjahrsstriches sind Jäger und Gelehrte nicht einig. Leichter Westwind mit sanftem Regen, pflegt man zu sagen, da regnet es Schnepfen. Nun wissen wir ja, dass das Gros der Schnepfen donauaufwärts kommt, da ist der Westwind als der Begünstiger des Striches wohl erklärlich. Jeder Zugvogel zieht dem Winde entgegen. Der Luftstrom, welcher gegen seine Brust spielt, hebt ihn und lässt ihn leichter vorwärtsgleiten. Wenn im Frühjahr der Nord- oder Nordostwind weht, sagt man weiters, kommen keine Schnepfen mehr, wird der Strich unterbrochen. Das ist nur in einem sehr entfernten Ideenzusammenhang richtig. Nord und Nordost sind Bedingungen ihrer glücklichen Reise. Sie benützen die günstige Gelegenheit, und was noch nicht von der frühen Liebeständelei zu sehr angegriffen ist, wem die „angenehmen Familienereignisse" nicht in nächster Aussicht stehen — hebt sich in solchen Nächten empor und fliegt der



Frühling.

Tundra zu, der hochnordischen Brutstätte. Was an solchen Tagen auf der Wanderschaft begriffen ist, unterbricht die Reise nicht oder fast nicht, in sausendem Flug, in Eilzügen geht es nordwärts. Mildes Frühlingswetter aber, laue Winde, die den Vögeln vermeintlich säuselnd ins Gefieder wehen, hindern sie am Fluge, und wenn wir sagen, heute ist Schnepfenwetter — so ist das, in der Schnepfensprache ausgedrückt, eigentlich ein Schnepfenunwetter, das sie zwingt, dort zu bleiben, wo sie gerade Station gemacht haben, oder in kürzesten Reisen aus ungastlichen Stätten nach gastlichen, den sogenannten guten Schnepfenlagen zu ziehen, wo sie nunmehr den Umschlag der Witterung abwarten. Ist das so richtig, dann sind die Bedingungen eines guten, für die Schnepfen nämlich guten Herbstzuges, die entgegengesetzten wie beim Frühjahrszug, dann unterbrechen Nord- und Nordostwinde im Herbste ihren Wiederzug und zwingen sie, trotz Schnee und Eis, bei uns zu bleiben, währenddem die milderen Süd- und Westwinde ihre Heimfahrt begünstigen. So erklärt sich auch die obige Wahrnehmung über das öftere Vorkommen von Lagerschnepfen in strengen als in milden Wintern. Vielleicht beschäftigt sich einer unserer berufenen Ornithologen mit dieser Hypothese

und erfreut uns gelegentlich mit einer Belehrung auf Grund seiner Erfahrungen.

Augenblicklich sind aber die Schnepfen da, der Rückfall in den Winter ist vorüber, Frühlingswetter, Strichwetter; das Gros ist eingetroffen, Lätaretag, wenn das Sonntagsevangelium auch anders lautet. Der bekannte Schnepfenvers ist im Grossen und Ganzen nicht so unrichtig. Da das Osterfest nach dem Frühlingsvollmond berechnet wird, müssen auch die vorhergehenden „Fasten"-Sonntage sich nach dem Frühling richten, der seinerseits wieder die Bedingung des Frühjahrsstriches ist. Freilich kann es dabei vorkommen, dass wir Jäger schon Palmarum sagen, wenn in der Kirche erst Lätare verkündet wird, und umgekehrt. Doch ändert das an der allgemeinen Richtigkeit wenig. Also es ist Jäger-Lätare heute, und ihm zu Ehren besuchen wir den Frühstrich, der gemeiniglich weniger frequentirt zu werden pflegt, als der Abendstrich. Erstens nämlich bietet der Frühanstand noch weniger Chancen eines Erfolges als der Abendstrich, weil er noch kürzere Zeit dauert als der letztere, und die streichenden Schnepfen wohl gehört, der herrschenden Dunkelheit halber aber meist nicht gesehen werden, und zweitens ist er der frühen Stunde halber noch unbequemer, als der Abendanstand, alles

Gründe, weshalb die Mehrzahl der Jäger das Federbett einer so zeitigen Morgenwanderung vorzieht.

Und doch ist er schön, unendlich schön, der Morgenstrich. Schon auf halbem Wege nach meinem Stande zu schwirrt es laut um meinen Kopf. Ich musste in eine besonders belebte Strasse des grossen Schnepfenverkehrs gerathen sein; nur Schade, dass die rechts und links von dem schmalen Steig hoch aufragenden Bäume, zumal bei so mangelhaftem Lichte, jeden Schuss unmöglich machen. Darum vorwärts; und ich lief mehr als ich ging vorwärts. Die Töne über mir waren wieder verstummt, ein Beweis mehr für die Behauptung, dass die Schnepfe ganz bestimmte Richtungen bei diesen Wanderungen in der Dämmerung einhält. Hier nahten sich ihre Stimmen wieder, wurden lebhaft, und hier blieb ich denn auch an einer Kreuzung zweier Abtheilungslinien. War das ein Leben! Die ganze Luft schien lebendig; das war ein Gesang und Gepiepse, zum Greifen nahe flog es um mich und über mir. Ich hätte die Hände vor Verwunderung über dem Kopfe zusammenschlagen sollen; vielleicht fing ich, wie Münchhausen, eine. Aber zu erkennen war nichts. Ein einzigesmal glaubte ich einen Schatten tief vorüberhuschen zu sehen. Verschwunden, ehe ich mir klar

wurde, dass es unser Vogel gewesen. Und so ging es — dreissig, vierzig Schnepfen — immer im Kreise um mich herum. Das war ein Wenden und Drehen des Kopfes, und nichts zu sehen. Und sie kamen gar nicht so tief, dass sie wegen des Buschwerkes nicht zu erkennen waren. Der Ton kam höher aus der Luft herab, schussmässig, und die Nacht war keineswegs dunkel. Deutlicher und schöner hab' ich den vollen Falzton der Schnepfen, die ganze Balzarie noch nie gehört, wie an diesem Morgen: den quarrenden Ton viermal hintereinander in gleichmässigen Zwischenräumen, dann kam er ein fünftesmal, aber ich vermeine nicht besonders gedehnt, sondern schärfer, dem Hauptschlag des Auerhahnes vergleichbar, und unmittelbar darauf ein zweimaliges Bswst! Bswst! wie das Falzen des Hahnes dem Abschlag folgt; also: quogh — quogh — quogh — quogh — quoghbswst-bswst... und so sangen sie alle, die in meine Nähe kamen... Endlich eine letzte, dem Auge erreichbare, ich packte sie, spitz von vorne, da lag sie vor mir. Uebrigens so gar kurz, wie er gewöhnlich beschrieben wird, war dieser eine Morgenstrich nicht. Ich stand geraume Zeit, bis ich das Gewehr wieder über den Rücken nahm, und selbst dann noch kam, am hellen Tage, nieder durch die Zweige der

Eichen huschend, mit einem einzelnen Bswst! eine verspätete und flüchtete nach ihrem Ruheplätzchen tagsüber.

Dass die Schnepfen beim Streichen eine bestimmte Richtung innehalten, ist durch viele Beobachtungen constatirt. Ebenso auch eine bestimmte Zeit. Beim Anstellen einmal in einem fremden Reviere machte mich der Jäger darauf aufmerksam, dass hier eine Schnepfe auffällig früh komme, gewiss eine Viertelstunde früher als sonst eine in der Gegend, und bestimmt zwischen jenen zwei Fichtengipfeln, worauf sie schräg hier einfalle. Viermal sei sie so beobachtet worden. Und sie kam zum fünftenmal und wurde das Opfer ihrer Pünktlichkeit. Man rechnet mit dieser Ordnungsliebe auch richtig von einem Tag zum anderen. Auf grossen Schlägen mit einzelnen Samenbäumen, deren Unterwuchs gleichmässig gewachsen ist, die nicht von Gräben durchzogen sind, die ein gleichförmiges Bild zeigen, stelle ich mich heute an dem höheren Baume an, an dem gestern ein Langschnabel vorüberflog. Wenn er mittlerweile nicht auf und davon ist, kommt er bestimmt wieder. Sonst sind die Punkte im Revier leicht zu erkennen, wo der Anstand sich lohnt. Ein geübter Jäger findet sie auf den ersten Blick, und auch der Anfänger orientirt sich rasch,

wenn er auf den Wechsel der Holzarten, die Verschiedenheit im Wachsthum der Culturen



Acht hat, eingesprengte Fichtenhorste im Laubunterwuchs und umgekehrt beachtet, feuchte Gräben u. dgl. m. Es ist unverkennbar, hier und dort muss sie kommen. Und fehlt

man an einem Abend um einige Gänge ausser Schussweite den richtigen Stand, so kann man ihm ja am nächsten und den folgenden Tagen näherrücken.

Ein guter Hund gehört zum Strich. Es ist unglaublich, wie viele Schnepfen in der Dämmerung zu Schanden geschossen werden und in Ermanglung eines Hundes dann dem Raubzeug zum Frasse fallen. Die Dämmerung hindert ein genaues Abschätzen der Distanz, man erkennt das Schusszeichen nicht mehr, wenn man getroffen hat, und der Vogel nicht direct herunterfällt; der feine Hagel, den die meisten Jäger auf die Strichschnepfe schiessen, deckt noch auf grosse Entfernungen, verletzt den Vogel nicht so, dass er zu Falle kommt, wohl aber so, dass er nach einer kurzen weiteren Flucht sich niederlässt und dort kümmert und elend zugrunde geht. Es heisst, die Schnepfe ist sehr zart, sie braucht keinen starken Schuss. Gewiss ist sie das, und sie krankt sehr bald; aber um sie sofort herunterzuwerfen, muss sie in einem edlen Theile getroffen sein oder doch der Flügelknochen ihr zerschmettert werden. Zu allem Ueberflusse wird der angehende Jäger in den Jagdbüchern auch noch belehrt, dass er der spitz auf ihn zustreichenden Schnepfe nicht entgegenschiessen soll, nein, er soll sie vorbei-

lassen und ihr dann den Schuss im Rücken nachsenden. Wer mag wohl zuerst diese unsinnige Vorschrift gegeben haben! Alles spitz ankommende Kleinwild bleibt eher im Feuer, weil es mit Kopf und Hals in den ganzen Schuss hineinläuft oder fliegt, also seine edleren Theile direct den Schroten preisgiebt. Es ist nur ein kleiner, leicht zu erlernender Kunstgriff, das Thierlein spitz zu fassen und auf den Vogel nach einem leichten Ruck nach vorn abzudrücken. Schnell muss es freilich gehen, aber doch nicht so schnell, als man meint; ein ruhiger Schütze kommt auch hier eher zum Ziel, als ein hasten der Zappler. Nach der Strichschnepfe wird ja in den meisten Fällen doch immer in einige Höhe hinaufgeschossen, während beim Buschiren, bei der Feldjagd das Federwild mehr in gleicher Höhe mit dem Schützen streicht oder doch in geringerer Höhe, dem nachgeschickten Schusse also Rücken und Flügelknochen bietet. Der Schuss schräg von hinten und hochaufwärts dagegen trifft die starken Schwungfedern, Ständer und Unterleib, und kleiner Schrot plätzt hier die Schnepfe nur an; es gehören Schrote mit grösserer Durchschlagskraft dazu, um zu den edleren Theilen vorzudringen und eine sofort tödtliche Verletzung zu erzielen. Unsere alten Jäger schiessen daher Nr. 5 auf

Schnepfen, dem englischen Nr. 3 entsprechend, über die deutsche Nr. 6 sollte niemals gegangen werden. Nur im Herbste beim Buschiren, wo man im dichten Gestrüppe nicht weit aussehen kann, also auch den Schuss in geringer Nähe abgiebt, kann die Patrone für solch nahe Schüsse mit klarerem Zeug geladen sein.

Wir sprachen von den vielen verlorenen Schnepfen. Angeplätzte Schnepfen zu finden, dazu gehört ein guter, verlässlicher Hund. Im fahlen Gras, im Haidekraut verkriecht sich die wunde und führt den jungen, unvorsichtigen Stöberer zehnmal irre; die waidwund geschossene steht vor dem langsamen Bohrer, der erst den letzten Halm genau abgeschnüffelt haben muss und nicht sofort mit raschem Sprunge zugreift, urplötzlich auf und lässt ihn und seinen Herrn nachsehen. Ein unruhiger Hund taugt gleichfalls nicht und ein zu feuriger überspringt jedes Geläufe. Ein guter Hund dagegen kennt die Schusszeichen so sicher wie der Jäger selbst, und — ich setze voraus, dass der Jäger seinen erprobten Begleiter unangeleint neben sich auf dem Stande hat — im Gebüsch verschwindend, folgt er mit den Augen der wankend weiterfliegenden Schnepfe und ist oft so zeitig im entscheidenden Augenblick am Platze, dass er die endlich stürzende

fängt, ehe sie noch den Boden berührt hat. Freilich, jeder gute Hund hat einmal ein Anfänger sein müssen, da auch die Hunde nicht fertig vom Himmel fallen. Aber sie lernen das Geläufe und die Witterung der Schnepfen bald und gern kennen. Es empfiehlt sich nur, vor dem jungen Hunde die erste Schnepfe, die er apportiren soll, sicher und frei herunterzuschiessen, dass er mit leichter Mühe zu ihr kommen oder zu ihr geführt werden kann. Hat er diese dann aufgehoben und seinem Herrn gebracht, kann man jeden weiteren Schuss riskiren; er wird die zweite Schnepfe auch unter schwierigen Umständen finden. Geht man aber nicht so vorsichtig zu Werke, so kann es vorkommen, dass der junge Hund, der bisher nur Hühner und Wachteln kennen gelernt hat, an der Schnepfe, die irgendwo weit im Gestrüppe liegt, vorüberstürmt, und wenn nicht, sie anschnuppert, weiter aber nichts mit ihr macht, denn ein bekannter Geruch war es nicht, der ihm da in die Nase kam, und er weiss nicht, was er damit machen soll; man hat ihn vielleicht sogar gelehrt, nicht alles zu fassen, was er so von ungefähr findet.

Ohne Apporteur den Strich frequentiren, streift hart an Aasjägerei. Man muss dann wenigstens sich und seine Flinte so in der

Gewalt haben, dass man nur „gedruckt" schiesst, nur auf diejenigen Schnepfen feuert, die fast nicht zu fehlen sind und getroffen auf offenes Terrain fallen. Ohne Hund eine angeschossene Schnepfe zu finden, ist beinahe unmöglich, und die todtgeschossenen selber, die in welkes Laub und Streu, in dürre Blätter hineinfallen, sieht das beste Auge nicht gleich. Und verlasse man sich nur nicht auf den folgenden Tag! Was der Abend nicht brachte, bringt der Morgen in den seltensten Fällen. Wahr ist es allerdings, dass man am Tage besser sieht, als am Abend — aber bis der Tag kommt, ist die lange, bange Nacht durchzumachen, die nicht des Menschen Freund ist, wohl aber der Legion ungebetener Mitpächter, welche jeder Jagdbesitzer in seinem Reviere hat. Die Eule, die über den Boden streicht, Marder und Fuchs, Herr Grimmbart, der keine Kost verachtet, Iltis und Wiesel, die Mäuse selbst, die über die Wege huschen, das alles treibt sich im Walde vom Abend bis zum Morgen umher, und es ist schier ein Wunder zu nennen, wenn diesen feinen Nasen und scharfen Augen die unglückliche Strichschnepfe entgehen soll. Kleines Raubzeug namentlich — es müssen ja nicht immer Füchse und Dachse die Diebe sein — giebt es überall mehr, als die betreffenden Jagdbesitzer für möglich halten. Geschieht ja

doch so viel wie nichts gegen die Liliputräuber, die „von Mäusen leben". Mit einem verlässlichen Hund zu jagen, freilich, das ist Freude. Ein paar um eine holde Dulcinea in Zank gerathene, stechende Männchen hadern durch die Gipfel daher; das geht hinauf, hinunter, und ein Disputiren ist, ein ärgerliches Gezwitscher, ein Schnepfengezänke, eine über die andere her — bis der Schuss des Jägers ihrem Streite ein Ende macht; doch die Dämmerung legt sich auf den Pulverrauch, und der Jäger sieht von seiner Schnepfe nichts, er weiss nur, dass er „drauf" gewesen ist. Da ist dann der treue Feldmann längst schon seiner Pflicht eingedenk gewesen und bringt, aus den Büschen auftauchend, schweifwedelnd den „Lohn des Fleisses" seinem Herrn. Ist es in solchen Augenblicken zu verwundern, wenn man dem schönen klugen Thiere den Kopf streichelt und die Ohren kraut und der Freundschaftsbund zwischen dem Jäger und seinem Hunde einen weiteren Ring erhält?

Ja, so ein paar aufeinander stechende Schnepfen, wie sie dahertaumeln, jetzt sich in den Zweigen einer Eiche verfangen und nun unter „Mordspectakel" sich voneinander und aus dem Geäste wieder losmachen — so ein paar verliebte Vögel, wenn der von der Schönheit seiner Dulcinea ganz begeisterte

Schnepferich ihr in den süssesten Tönen seine Liebe vorträgt, oh! . . . es ist so schön im Wald' da draussen, so schön, dass der Mensch nur halb gelebt hat, der sein Leben hinter den Mauern einer Stadt vertrauert. Einmal hatte ich das seltene Vergnügen, sieben Schnepfen miteinander kommen zu sehen. Das wogte auf und ab, hinüber, herüber, das ging durcheinander, wie die Silberkugeln eines Jongleurs und dazu ein Concert, ein Gezwitscher, so unsagbar süss und lieblich, ich vermeine, mein Lebtag nichts Schöneres gehört zu haben. Es waren wohl die ersten lyrischen Grössen und Heldentenore des Schnepfengeschlechtes, die hier um die Wette irgend einen liebreizenden Eulenkopf zu bethören versuchten. Das Schauspiel war so schön, dass ich es nicht übers Herz brachte, meinen Schuss unter die minnewerbende Gesellschaft abzugeben.

„Eulenkopf"! Dass die Eulenköpfe keine besondere, von den „Dornschnepfen" oder „Blaufüssen" gesonderte Art sind, wird nur von solchen mehr bestritten, die an dem alten, überkommenen Jägerglauben darum hängen, weil er alt ist. Diese Kategorie von Jägern, die nichts lernen will, glaubt auch heute noch an die Decemberbrunft des Rehes. — Ebenso ist nachgewiesen, dass es ein äusseres Anzeichen nicht giebt, das Geschlecht der Schnepfen zu

unterscheiden. Sie variiren in ihrem bunten Prachtgefieder so sehr, dass man bestimmte Anhaltspunkte dafür nicht angeben kann. Das öffnende Messer, indem es den Eierstock des Weibchens oder die Testikel des Männchens blosslegt, kann hier allein Auskunft geben. Dagegen ist entschieden, dass den tiefen Falzlaut, das Quogh-Quogh, nur das Männchen hören lässt, wonach sich also beim Schiessen zu richten; dass von zwei stechenden Schnepfen die vordere immer das Weibchen sei, ist gleichfalls Köhlerglaube. Ad 1 giebt es zudringliche Weibchen — *tout comme chez nous,* ganz wie beim Menschengeschlechte — die um die Liebe des Männchens werben; es giebt auch hadernde Individuen des gleichen Geschlechtes, die über einen Punkt uneins geworden sind. Ich habe mich an ein und demselben Abend einmal von dem Irrthum einer solchen Annahme zweifach überzeugen können. Einen Fangschuss nach einem Pärchen abgebend, kam ich zu weit mit der Flinte vor und schoss die vordere Schnepfe herab; vom zweiten Pärchen nahm ich, mit Absicht und wie immer, die hinterdrein folgende.

Zu Hause untersuchte ich beide Schnepfen und fand, dass bei beiden Pärchen das Gegentheil dessen die Wahrheit war, was man immer vorgesagt erhielt. Die vordere Schnepfe im ersten

Fall war ein Männchen, die zweite im zweiten ein Weibchen.

Wie lange dauert der Strich? In einzelnen Gegenden bis in den Juli hinein, und dann fangen die jungen Schnepfen der ersten Brut das Herumstreunen in der Dämmerung an, so dass man sagen könnte, fast das ganze Jahr. So lange jedoch — bis in den Juli — falzen die Männchen nur, wenn sie brütende Weibchen in der Nähe haben. Das richtige ist, mit dem Schluss des Monates auch die Schnepfenjagd zu beschliessen; denn was unter normalen Witterungsverhältnissen dann noch bei uns verblieben ist oder noch an Nachzüglern kommt, brütet meist bei uns oder in nächster Umgegend, verdient also die Schonung jedes Jägers, gleichgiltig ob er davon Nutzen hat oder nicht.

Diese letztere Rücksicht wird leider fast allgemein ausser Acht gelassen. „Was liegt mir dran, hab' ich doch nichts davon," heisst eine bekannte Ausrede, die im Grossherzogthum Hessen sogar zum Motiv der Jagdgesetzgebung werden konnte. Denn das famose Schongesetz dieses Landes unterscheidet diejenigen Thiere, welche im „Grossherzogthum und seiner Umgebung" setzen oder brüten, von denjenigen, welche diese löbliche Gewohnheit nicht haben, die letzteren: *anathema sit,* werden das ganze

Jahr hindurch geschossen. Im Grossherzogthum und dessen Nähe brütende Schnepfen (ausserdem auch solche Trappen, Brachvögel und Kibitze) haben zu besonderer Gratification eine Schonzeit von zwei Monaten: Mai und Juni. Es fehlt nur Eins, dass nämlich die grossherzogliche Regierung jede im Umkreise des Ländchens und dessen Umgebung ausgebrütete Schnepfe mit etwa einem Halsband in den Landesfarben versehe, damit man keinen Augenblick über die Landeszugehörigkeit in Zweifel sei und sie darnach respectire.

Mit der Wildschnepfe besucht uns und geht mit ihr die Bekassine, respective die drei Arten der Bekassine: Die Doppelschnepfe, die Heerschnepfe (diese schlechtweg die Bekassine genannt) und das kleine Haarschnepfchen, Bockerl oder Filzlaus spöttisch benamset. Die Doppelschnepfe ist die seltenere von den dreien, wenigstens in der südlichen Hälfte der deutschen Sprachzone. Im Norden, wo ich oft auf sie jagte, in den Ostseeprovinzen, in Ungarn ist sie häufiger, zum Theil häufig. Sie verlangt einen ganz ruhigen Hund zur Suche, da sie im hohen Grase fast nur zu laufen pflegt und mit Hilfe ihrer hurtigen Spazierhölzer ihren Feinden zu entgehen hofft. Steht sie endlich auf, so ist es ein Leichtes, sie herabzuschiessen; sie ist schwerfällig,

geradeaus geht ihr Flug. Zu finden ist sie mehr auf Wiesen, als wässerigen Stellen, Mooren oder Brüchen. Von diesem ihrem Lieblingsaufenthaltsorte heisst sie auch die Wiesschnepfe. Wo sie zu brüten pflegt, lauert man ihr an den leicht kenntlichen Balzplätzen auf und erlegt sie dort in grösserer Anzahl.

Die Bekassine, die bekannteste von den dreien, der Liebling des passionirten Flugschützen, der Greuel der — nach Dr. Jäger — sträflichsten zwei Subjecte, des Bauernjägers und des Sonntagsjägers, ist über die ganze Erde gemein, und es ist wohl Niemand, der sich nicht schon über ihr Meckern den Kopf zerbrochen hat. *Adhuc sub judice lis est,* und so überzeugend auch Altum und die hervorragenden Kenner sich dafür ausgesprochen haben, dass diese merkwürdigen Töne, die dem Vogel den Namen der Himmelsziege eingebracht haben, nur mit den Federn, Schwung- und Stossfedern, hervorgebracht werden — im Herabstürzen des Vogels aus der Luft erzeugt die durchströmende Luft diese zitternden Laute — immer und wieder bringen die Jagdzeitungen neue Beobachtungen, in denen der Beweis geliefert werden will, dass nur die Kehle des Vögelchens an diesen vielbesprochenen Tönen schuld sei. Diese Ein-

sendungen gehen in ihrem Kern alle darauf hinaus, dass der Einsender keine Bekassine in der Luft fliegen sah, den Ton vom Boden auf hörte und dann eine Bekassine von dort emporjagte. Eine ganz köstliche Erzählung wusste sogar zu berichten, dass die meckernde Bekassine auf einem Baume gesessen sei, wo ihr der Erzähler mit einem Kugelschuss den Kopf hinweggeputzt habe. *Vivat sequens,* nämlich Münchhausen Numero zwei! — Nun ist bekannt, dass während das Bekassinenmännchen seine künstlichen Gaukeleien in der Luft ausführt, aufwärts steigt und sich fallen lässt — nur während des Fallens ertönt das Meckern — und wieder steigt, das Weibchen versteckt im Grase sitzt und den Kunststücken des Gatten stillvergnügt zusieht, dazwischen von Zeit zu Zeit den feinen Lockton — ein hohes Tükküg — hören lässt. Läge denn da nicht der Gedanke nahe, dass die obigen genauen Beobachter das Weibchen im Grase aufstiessen, das Männchen in der Luft aber nicht sahen? Das letztere streicht nämlich oft in so ungeheuerer Höhe, dass es mit freiem Auge gar nicht sichtbar ist; das bewaffnete findet es erst, und wer es abwarten will, erlebt es endlich, dass plötzlich das Meckern näher herankommt, ein Pünktchen erscheint im Blauen, wird grösser und grösser

und stürzt sich dann senkrecht, als unsere Freundin Bekassine nunmehr jedem Auge erkennbar, an die Seite des Weibchens. — Ueber die Jagd auf diesen gewandtesten Flieger ist unendlich viel geschrieben worden: Zickzackflug, schwerer Schuss, geraden Flug abwarten u. s. f. Das ist richtig, dass, wer ihrer ein Dutzend hintereinander herunterschiesst, vielleicht dazwischen ein paar Doubletten macht, das Zeugniss eines ausgezeichneten Flugschützen verdient. Aber Bekassinenschiessen und Bekassinenschiessen ist nicht einerlei. Demselben Schützen, der heute bei sonnigem, warmem Wetter — zumal nach den Frösten des October, wo sie schnell ausserordentlich fett werden — das verlangte Dutzend ohne Fehlschuss zu Stande bringt, kann es morgen passiren, an einem windigen Tage, wo sie in Massen angekommen sind, aber ungemein locker liegen, alle weit aufstehen, dass er mit ebenso viel Schüssen ein paar, oder auch gar keine herunterbringt. Ruhiges Blut, das nicht so leicht in Hitze geräth, ist auch da, wie bei allem Schiessen, die Hauptsache. Man braucht die Flinte der Bekassine halber nicht um das kleinste Tempo schneller an die Backe zu nehmen, als bei anderem Gethier. So schnell der Vogel fliegt, die Schrote fliegen noch schneller und kommen

ihm immer noch zuvor. Man muss nur nicht sinnlos weit hinausschiessen und sich nicht darauf capriciren, gerade Saudunst auf diese kleinen Schnepfen zu laden. Eine gehörige Handvoll klares Zeug, dem Schuss Pulver etwas Weniges abgezogen, das deckt einen Meter im Durchmesser, und in solchem Rahmen lässt sich schliesslich jedes Vögelchen fangen. Allerdings hat die Bekassinenjagd im trügerischen Moor ihre besonderen Beschwerden, die ein richtiges Abkommen im kritischen Moment unmöglich machen; denn wenn der Schütze im Augenblick des Abdrückens durch die perfide Sumpfdecke durchbricht und nun mit dem einen Stiefel tief im Moorwasser steckt, während der andere noch hoch auf der Kaupe steht — da soll Einer sein Ziel treffen!

Das kleinste Schnepfchen, die Haarschnepfe, liegt von all ihren Verwandten am festesten auf dem Fleck, wo sie einfiel, und lässt fast auf sich treten. Man erzählt von einem Jäger, der vor seinem vorstehenden Hunde ihrer mehr mit dem Stocke erschlug, als die übrige Jagdgesellschaft schoss. Hm! hm! Der Jäger muss gute Augen gehabt haben! Eine sitzende Bekassine, grosse oder kleine, im Grase erblickt zu haben, dessen können sich nicht allzuviele Menschen rühmen; so bunt sein Kleid, so sehr passt es zu den

Erdfarben, wenn der Vogel sich drückt. Soll's nur einmal Einer probiren und vor dem Vorstehhunde darnach suchen, das aufstehende Schnepfchen überrascht ihn jedesmal. — Der Haarschnepfe sagt man ebenfalls nach, dass sie leicht zu schiessen sei, weshalb jeder sich rühmende Bekassinenjäger Bekenntniss abzulegen habe, wie viele von diesen Kleinigkeiten sich unter seiner Beute befinden. Aber ich habe es doch erfahren, namentlich an stürmischen Frühlingstagen, dass dies federleichte Schnepfchen wie eine Flaumfeder vom Winde hin und her gestossen wird, und ihr in solchen Bewegungen mit dem Gewehrlauf zu folgen ist schwieriger, als eine Heerschnepfe mitten im Zickzack zu treffen. Im Herbst freilich, wo sie gleich der Wachtel mit Fett wie übergossen erscheint, fliegt sie schwerfällig und schiesst sich auch wie eine Wachtel im Stoppelfelde. Das Haarschnepfchen heisst die „stumme" Bekassine, ist es aber nicht, sie stösst ein feines „Ih" aus, wenn sie sich unmittelbar vor dem Hunde oder dem Jäger erhebt.

Eine erlegte W i l d t a u b e schmückt sonst noch in diesem Monat neben den Schnepfenarten die Waidtasche. Wer mit dem Munde das Heulen der Hohltaube, das Rucksen des Ringeltaubers nachzumachen versteht, lockt

so manche schussmässig herbei. Die in den Gewehr- und Spielwaarenläden angepriesenen Rufe taugen nichts, zum mindesten nicht viel; es ist bezeichnend, dass die Spielwaarenhändler sie führen. Man bekommt, wenn man die Taube im Frühjahre schiesst, aber nur einen mageren Vogel, den man lieber unbehelligt lassen mag, oder wenn man könnte, ihm eigenhändig das Nest bauen sollte, um sich dann seinerzeit an den Jungen die Zunge zu ergötzen. Eine junge Ringeltaube zur Erdbeerzeit, wo sie von den Alten nur mit diesen aromareichen Beeren gefüttert wird, ist der denkbar köstlichste Federwildbraten. Kaufen kann man solche Bissen auf den Märkten und bei den Händlern freilich nicht; der Jäger, der auch weiss, was gut schmeckt, verspeist sie selber. Im Sommer — um das Capitel von den Tauben hier gleich zu absolviren — passt man auf sie an Sulzen und Wasserlöchern, in dazu gebauten Taubenhütten. Namentlich in regenarmen Sommern, wo es unter Tag ja doch nichts anderes zu jagen giebt, übt man manchmal mit gutem Erfolg den Ansitz an solchen Wasserlöchern aus. Man hört sie schon von Weitem, der charakteristische Flügelschlag der Taube ist ja nicht zu verkennen; oft fällt sie auf einem Baume an, dann kommt sie von Ast zu Ast herab. Auf

einer dürren Kragel, die man neben die Sulze und die Suhle in den Boden steckt, fallen ihrer oft viele an und werden dort leicht erlegt. — Auch auf den Getreidefeldern finden sie sich oft in grossen Flügen ein und lassen sich von einer aus Garben improvisirten Hütte aus beschiessen. Die Taube liebt den Anis leidenschaftlich. Sulzen, die für sie besonders bestimmt sind, werden mit diesem Gewürz darum stark gemischt; will man sie auf dem Felde ankirren, so soll das sich leicht verflüchtigende Anisöl gute Dienste thun; man sagt, dass die Tauben auf grosse Entfernungen es wittern. Zu probiren wäre das Mittel ja; hilft es nichts, so schadet es doch auch nicht.

April.

„Auerhahnmonat."
v. Wildungen.

Wenn die Buschen knospen, so denke d'ran,
Und kürze den Schlaf, o Jägersmann!

beginnt Kobell sein schönes Gedicht auf die Auerhahnfalz. Manch Einer braucht nur um solche Zeit den Schlaf nicht zu kürzen. Dieser wackere Freund flieht ihn von selber, wenn die Tage herankommen, wo der „grosse Hahn" das Gefieder putzt und die Stimme probirt für die Arie der beginnenden Liebeszeit.

Auerhahnfalz! Das ist so ein Wort, da schweigt plötzlich die ganze Tischrunde, wenn es erschallt, und wenn Einer das Schnackeln nachzumachen versteht, horchen die Anderen alle, und jedem steigt der Frühlingsmorgen wieder auf in der Erinnerung, da er zum erstenmal auf den königlichen Vogel gegangen war. Man kann es ja nicht beschreiben, was Lust es ist um das edle Waidwerk! Und

welche Abwechslung! Eben der letzten Schnepfe das Malerfederlein ausgerissen und auf den Hut gesteckt, geht es auf den schwarzgrün glänzenden Urvogel; nach dem Auerhahn muss der Spielgockel daran glauben; dann folgt die Pirsche auf den Rehbock, die Blattzeit, die Feistzeit, die Hirschbrunft, die Gemsbrunft; dazwischen knallen wir nach Hühnern und Fasanen, dann gehen die lustigen Treibjagden los mit dem fröhlichen Knödelbogen zum Schluss an der Wirthshaustafel, und so fort von einem Tag zum andern, von einem Jahr ins andre!

Und a jagerisch's Leben
Is dös schönst' auf der Welt,
Und geht's, wie'n der will,
Wir san all'weil' guat g'stellt.

Und es hankt no der Schnee
In die Berg' oben dran,
Na kimmt scho' der Lanks
Und der Ho'falz geht an.

Und nachher werd's Summer,
Und na hoasst's, fei' ziel'n,
Da werd wohl der Rehbock
Sei' Gwicht'l verspiel'n.

Und erscht um Jakobi
Und nach Bartelme,
Wenn a Zwölfer-Hirsch kimmt,
Dem thuat bald nix mehr weh!

Und bis Allerheili'n
Geht's Birschen und Treiben,
So viel ham ma Gams
In die Graben und Reiben.

Und is' mit die Gambsein
Vor lauter Schnee nix,
Na fang' ma an Mader
Und pass' ma auf d' Füchs'.

Und thuan ma koan Fuchs
Und koan Mader derfrag'n,
Na jag'n ma auf's Dirndl,
Is aa nit schlecht jag'n.

Von Weihnacht bis Ostern
Da füttert's uns scho',
Und derweil geht der Ho'falz
A so wieder o'. —

Karl Stieler ist der Dichter dieses „Jagerisch".

Auerhahnfalz! Noch liegt der Schnee im Walde, aber die alten Hähne streichen schon den gewohnten Balzplätzen zu und räuspern sich und knappen vernehmlich. Je älter der Hahn, desto früher beginnt er die Balz. Wer ein gut mit Auerwild besetztes Revier hat — aber nur der — thut darum wohl daran, Hähne abzuschiessen, die zur Unzeit sich hören lassen. Er wird die alten geilen Herren wegnehmen, die bei den Hennen nichts Ordentliches mehr ausrichten, den jüngeren

Hähnen aber das Vergnügen verleiden und die Nachzucht fürs Revier schmälern. Ich selber habe einmal ein sprechendes Beispiel hiervon erlebt. Zwei Pachtjagden, aneinderstossend, hatten einen ziemlich guten Wildstand. Im Sommer konnte ich jeden Abend auf dem Pirschgang meine vier bis sechs Hähne beobachten. Doch war nur ein Platz, schlechtester Bauernwald, in der gerade nicht kleinen Pachtjagd, wo sie im Frühjahre balzten, und es balzte im betreffenden Jahre dort ein einziger früher Hahn. Wie sehr ich alles absuchte, die Hähne unter Tags zu öfteren Malen aufging, Morgens war immer nur der eine Hahn zu hören. Tagelang sah ich das so mit an, bis mir eines schönen Morgens der Gedanke kam, ob nicht dieser Hahn gerade die Schuld daran trage, dass die anderen, unleugbar vorhandenen schwiegen oder sich verstrichen. — Gedacht, gethan. Ich sprang ihn an und schoss ihn herab, mit dem Resultate, dass nach vierzehn Tagen an diesem Platze vier Hähne balzten, von denen ich dann am 3. Mai noch einen schoss und die drei übrigen zur weiteren Vermehrung und für alle Zufälle, sowie für die Balz des nächsten Jahres aufhob.

Für den April haben wir im Bayerischen einen alten Jägerspruch, wonach man vor Georgi (24.) die Jagd nicht beginnen soll. Nur

solch alter Hähne halber darf man von diesem Grundsatz eine Ausnahme machen. Der Hahn balzt noch lang in den Mai hinein, wo der Jäger von der launischen Aprilwitterung weniger zu leiden hat, und wer in so später Zeit erst seine Hähne schiesst, kann überzeugt sein, dass er damit seinen Hennen und sich selber den grössten Gefallen erwiesen hat. Denn jetzt kann man annehmen, dass keine Henne unbefruchtet geblieben, dass somit für das Vergnügen künftiger Jahre nach menschlichem Ermessen Sorge getragen ist.

Einzelne Hähne balzen das ganze Jahr fort. Ich stand einmal im September auf dem Hirscheinzug und lauschte stundenlang dem ununterbrochenen Balzen eines alten Hahnes, den ich dann — das Rudel war auf einem anderen Wechsel zu Holz gegangen — regelrecht ansprang, aber nicht schoss. Im Jahre 1879 wurden in einem Reviere an der Saale vom 8. bis 22. August vier balzende Auerhähne erlegt. Es fehlt nur zu wenig an Beobachtungen, sonst wären mehr solche Fälle bekannt. Wahrscheinlich sind das Hähne, die im Frühjahr nicht zur genügenden Befriedigung ihres Geschlechtstriebes kamen und nun den Sommer hindurch von der Ueberfülle ihrer Kraft Kunde geben. Die Hennen kümmern sich nicht um solch unzeitige Gelüste, wohl

aber würden sich die Hähne um etwaige Hennen kümmern, wie denn Dombrowski mittheilt, dass er einen im November balzenden starken, alten Hahn durch Nachahmen des Gockens der Henne herbeireizte. Vom Spielhahn weiss ich selber Aehnliches; wir hörten am Morgen oben erwähnten Hirschanstandes neben dem Auerhahn — etwa in der Entfernung von ein paar tausend Schritten — einen alten Birkhahn kollern (dritte Septemberwoche 1878) und reizten im Nachbarrevier drei Tage später einen ebenfalls falzenden Spielhahn, den wir regelmässig anbliesen, worauf er getreulich antwortete und endlich vor uns einfiel.

Je früher man seinen Auerhahn im Jahre schiesst, desto leichter freilich ist das Anspringen, vorausgesetzt, dass das Wetter nicht einen Strich durch die Rechnung macht. Vom letzteren hängt ja überhaupt alles ab. Denn wenn es stürmt und schneit, und der Wind pfeift und weht Einen aus, dann schweigt der Hahn gewöhnlich, oder wenn er ein wenig sich meldet, hört man sein schwaches Stimmchen nicht vor der ungeberdigen Natur. Wer den Falzton noch nie vernommen, nur den majestätischen Vogel mit dem mächtigen, im Tode bleichen Schnabel gesehen hat, glaubt es gar nicht, dass dieser Koloss in Federn eine so zwirn-

fadendünne Stimme hat. Der kleinste Specht macht mehr Spectakel, wenn er mit dem spitzen Schnabel gegen einen Baum haut, als der knappende Auerhahn.

Manchmal glückt die Jagd aber trotz Sturm und Wetter. Ich hatte einmal einen alten Hahn sicher ausgemacht und ihm den Tod für den nächsten Morgen geschworen. Aber während ich in dem nächsten Bauernwirthshaus, etwa eine Stunde vom Falzplatze entfernt, nächtigte, schlug das Wetter um, und mit heftigem Sturm wechselte Schneegestöber. Gleichwohl war ich Morgens am Platze. Lieber im wüstesten Jagdwetter draussen im Walde, denn länger als absolut nothwendig in dem Stank und unter den Flöhen einer Hinterwäldler-Wirthsbude. Von meinem Hahn war nichts zu hören. Wenn ich ja einmal einen Ton, wie fernes Knappen, durch den Wind zu hören vermeint hatte, es strich nichts ab, und ich hörte auch nichts, da ich nun näher kam; doch nur ein Ast, der kurz gegen einen Baum geschlagen hatte. Missmuthig wischte ich wieder einmal den Schnee von der Büchsflinte, da hörte ich etwas wie Flügelschlagen, das Rauschen von Federn auf dem Boden, das charakteristische Knirschen — man hört es ja auch beim Truthahn — wenn der Vogel die lang herabhängenden Flügel auf der

Erde nachschleift. Vorsichtig pirschte ich auf den Schlag hinaus, und als ich hinter einer verschneiten Klafter Holz hervorspähte, sah ich die ganze Gesellschaft vor mir, den alten schwarzen Herrn inmitten seines Harems, wie er mit breitgefächertem Stoss und aufgebläht von Henne zu Henne stolzirte, meterhoch flügelklatschend emporsprang, jetzt einer Henne nachlief und so das ganze Spiel mit ihnen durchmachte. Als ich mich satt gesehen, schickte ich ihm die erlösende Kugel zu, die all seinen eifersüchtigen Sorgen um die versammelten Schönen seines Geschlechtes ein Ende machte. — War das hier der Zufall, dem ich den entzückenden Anblick und die schliessliche Beute zu verdanken hatte, so kann ich eine andere erfolgreiche Jagd als Lohn meiner Mühe, als redlich verdient für mich beanspruchen. Es war im Spessart und schon ziemlich spät an der Zeit (6. Mai). Ein paar Herren waren vor mir im Reviere gewesen, die älteren Gäste, die darum im Vorrecht waren, aber glücklicherweise nichts ausgerichtet hatten. So durfte ich die etatsmässigen zwei Hähne abschiessen. Am ersten Morgen war's Kinderspiel. Hinausgegangen, angesprungen, herabgeschossen; das hätte jeder Andere auch gekonnt. Es ist ja überhaupt so, wie die grossen Herren den Hahn

schiessen, nichts dahinter. Man kehrt ihnen einen Steig bis zum Falzbaum von Aesten rein, belegt ihn womöglich mit Stroh, auf dass Hoheit ja keine nassen Füsse bekommen, und am Morgen geht der Schütze hinter dem führenden Jäger drein, genau dessen Bewegungen copirend. Halt! Der Jäger zeigt auf einen schwarzen Butzen dort auf dem Buchenast, der sich ein wenig hin und her bewegt, der Schuss kracht, der Butzen fällt; es hätte ebenso gut auch ein Sack sein können. Pardon für die Abschweifung! — Am zweiten Morgen gingen wir wieder hinaus, nachdem wir den gestrigen Hahn gehörig mit der nöthigen Tunke im Laufe des Tages — natürlich im Wirthshaus — begossen hatten. Ich musste den Jäger bei mir haben; im fremden Reviere benütze ich den Führer grundsätzlich aber nur bis zu dem Punkte, von welchem aus ich den Hauptschlag des Hahnes in der Ferne vernehmen kann. Ihn hört man bekanntlich auf grössere Weiten als die übrigen Töne des Liedes. „Heute wird's nichts," meinte mein Führer, so pfiff und tobte der Wind in den Wipfeln der kahlen Buchen. „Wenn er überhaupt falzt, muss er dort oben stehen." — Gut, Sie bleiben hier und halten meine Pfeife so lange in Brand. Gehen aber nicht vom Fleck, auch nicht, wenn ich geschossen

habe, bis ich selbst wieder komme oder Sie rufe. — So! Die Joppe enger geknüpft um die Taille und an den Aermeln; der Wind heulte und stürmte stossweise, als wollte er mich den Abhang hinunterwerfen, den ich jetzt langsam auf unsicherem Steingeröll und zwischen wirbelndem dürren Laube aufwärtsklomm. — Nach jedem fünften Schritt machte ich Halt, den Hut in die Stirne hereingedrückt, den Kopf zu Boden gesenkt, theils um zu verathmen, theils um zu horchen. Eine kleine Pause, der Sturm schien ebenfalls Athem zu schöpfen, da knappte es vor mir. Nun drauf! — Nein, es war ja dort, viel weiter links, wie ich jetzt zu hören glaubte. Rechts, rechts dringt der Ton her! — Langsam kroch ich mehr als ich ging, jedesmal, ehe ich auftrat, den Boden erst sondirend, dass nicht ein unzeitiges Rollen eines Steines mir den Vogel verscheuche, in dessen Hörweite ich ja sicher sein musste. Wie eine Schnecke ging es, tastend und den Athem anhaltend, vorwärts. Was über mir auf den Bäumen vorging, achtete ich nicht, nur den Boden studirte ich und fragte ihn nach jedem Aestchen, jedem Steinchen und schob mich dann so weiter von Buche zu Buche. Hier rastete ich wieder und hörte nun deutlich mit einmal den Hahn schleifen. Der Wind schwieg eine längere Pause, rechts und links

balzten zwei weitere Hähne in vollster Hitze, und noch entfernter klang es zu mir wie das Klippen eines vierten ... jetzt übertönte der mit Macht wieder einsetzende Sturmwind das ganze Concert. Ein banger Augenblick! Welchen anspringen, wenn ich keinen höre; es galt zu warten, bis immer wieder der Wind nachliess, und zwischen seinen Stössen in den Intervallen die mühsame Arbeit fortzusetzen; dazwischen wurde es natürlich immer heller, die Dämmerung schwand mehr und mehr, und die Gefahr, gesehen zu werden, wuchs mit dem wachsenden Morgen. Endlich hörte ich ihn wieder schleifen; er balzte im raschesten Tempo; ich zählte eins, zwei, drei u. s. f., zählte dreimal, bis ich sein Tempo fest hatte, und nun kümmerte ich mich nicht mehr um Sturm und Wind, sondern sprang den Hahn nach dem einstudirten Tempo an, jedesmal bei eins wieder zwei grosse Schritte machend und dann fortzählend ... Dazwischen wurde natürlich ausgenützt, was Wind und Terrain zu benützen erlaubten. So sah ich ihn endlich, nachdem ich auch einen kleinen Irrweg nach dem auf der rechten Seite falzenden Hahne wieder zurückgesprungen war, und nun kam erst das Schlimmste, denn der Hahn sass auf seinem Aste mit langem Kragen und äugte kerzengerade nach mir herunter. Ich schloss

die Augen und glaube, kein Haar meines Kopfes noch im Barte rührte sich; die Zähne übereinandergebissen, so stand ich und stand und stand — eine lange, bange Ewigkeit. O du guter Gockel, der du plötzlich links zu falzen anfingst! Ihn hören, da hatte in seiner Eifersucht auch mein Hahn die verdächtige Erscheinung da unten vergessen, und klipp, klipp, klapp ging es fort, so dass ich jetzt bequem die Flinte spannen konnte. Als ich mir für diesen Hahn den Bruch auf den Hut steckte, da geschah es mit besonderer, stolzer Genugthuung. Dreiviertel Stunden hatte ich gebraucht zu einer Strecke von zweihundert Schritten.

Früh im Jahre, wenn der Wald noch stumm ist, ist es natürlich leichter, den Hahn zu hören und den fortwährend hörbaren anzugehen, welches Wort zwar in der Waidmannssprache für die damit zu bezeichnende Jagdart nicht gebräuchlich ist, ihr aber besser entspricht als das gebräuchliche Anspringen, das dem Anfänger so viel Sorge macht und zu nichts führt, als dass der Jäger einmal hinfällt und sich die Nase blutig schlägt, dieweil der Auerhahn, seines Lebens froh, sich aus dem Staube macht. Wenn das Jahr vorgeschrittener ist, und man kommt aus irgend einem Grunde, sie halten dann auch mit so

pünktlicher Genauigkeit nicht mehr gerade den einen Baum und Ast ein, ein wenig spät dazu, ihn zu hören, stört das vielstimmige Vogelconcert den anspringenden Jäger. Ringeltaube und Kuckuck übertönen das Balzlied vollständig, namentlich der letztere, wenn er sich zufällig gerade auf einem Baume neben dem Hahne niedergelassen hat und dort seinem Schreibedürfniss die Zügel lässt, vereitelt oft die ganze Jagd. Auch wo mehrere Hähne in geringem Umfange balzen, wird der endliche Schuss in Frage gestellt. Man kann nicht aufs Gerathewohl darauf losgehen; man muss mit dem Gehör genau die Vögel auseinanderhalten, auf dass man nicht erst den einen und dann die ganze Gesellschaft zum Abreiten bringt. Freilich ist es ein höherer Genuss, über solche Hindernisse siegreich zu triumphiren, als einen einzeln Falzenden abzuschiessen, und wenn man dann unter dem richtigen Baume steht — rechts und links falzen die übrigen Hähne ungestört noch fort — jetzt gilt es: Der Hahn vor dem Schützen schlägt eben ab, die Flinte ins Gesicht und nun den zweitnächsten Hahn ins Ohr gefasst, und wenn dieser den Hauptschlag macht, auf den ersten abgedrückt. Bis der Schuss verhallt und der Vogel auf dem Boden liegt, so lange dauert das Schleifen des zweiten Hahnes,

der von dem Schicksale seines Bruders vielleicht nichts vernommen hat, und auf den jetzt von neuem die Jagd beginnen kann; eine dreimal leichtere Jagd, denn nun hat man's mit ihm allein zu thun, und die Patrone des zweiten Laufes bringt ihn in der Regel bald zur Strecke. Immer freilich geht's nicht so glücklich; die Hennen mit ihrem sanften, hie und da sehr zudringlichen Gack Gack spielen beim Hahn dieselbe Rolle, wie beim Brunfthirsch das seine Vorsicht nie ausser Acht lassende Wildpret, und öfter als dem Jäger lieb ist, wird ihm „vor der Nase weg" der für sicher geglaubte Hahn von ihnen entführt.

Ein im lichten Buchenbestande stehender Hahn bietet einen wundervollen Anblick. Wie er auf dem Aste hin und her trippelt, jetzt die Flügel hängen lassend und den Stoss ausbreitend, jetzt wieder still und pomadig seine Arie ableiernd, wie ein Junge seine Schulaufgaben! Man muss nämlich ja nicht glauben, dass alle Hähne immer die Stellung in Wahrheit einnehmen, welche ihnen unsere Künstler „der besseren Anschau halber" geben. Auf dem Boden herunten, da machen sie die ganze Leiter der Gaukelkünste durch, die man Balzstellungen nennt; oben auf dem Baume hab' ich wenigstens die Mehrzahl wie Ringeltauben zahm sitzen sehen, den Stoss zusammengelegt,

die Flügel anliegend, nur der geöffnete Schnabel kennzeichnet den Vogel als denjenigen, der sich eben hören lässt. In Krüppelforsten und Föhrenbestand stehen sie in den Kronen der Bäumchen — auf den hohen Samenföhren mit dem bequem hergerichteten Seitenaste weniger; nebendran im Zwergholz ist ihr Lieblingsstand, in einer Höhe, dass man sie oft mit einer Bohnenstange berühren könnte — oft in so dichtem Gezweig, dass sie jene phantastischen Bewegungen gar nicht aufführen können. Herunten auf dem Boden geht in solchem Bestande gemeiniglich erst der Haupttanz los mit Flügelschlag und Radspiel. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass sie das alles oben auf dem Aste nicht auch einmal machen, aber die ganz ansehnliche Zahl von Auerhähnen, die ich bis jetzt schon beobachtet hatte, betrug sich in ihrer Mehrheit sehr „gesittet und eingezogen".

Wenn der Hahn in solch dichten Fichten- oder Föhrenwipfeln sitzt, hat man oft seine liebe Noth mit ihm. Man steht an dem Bäumchen, ein Blick und man könnte ihn mit Leichtigkeit abschiessen ... aber es rührt sich, es regt sich nichts. Unbeweglich starren die benadelten Aeste gegen das graue Firmament. Man müsste es ja sehen, wenn unser Freund da droben die bezeichneten Sprünge

machen sollte. Und immer hört man ihn aus dem Nadelhorste heraus. Man springt vor, man springt zurück, man springt um den Baum im Kreise einigemale herum; die Losung fällt herunter (einem gekrönten Auerhahnjäger



unserer Tage bescherte sie der unaufmerksame Vogel einmal auf die allerhöchste Hutkrempe), er kann also nirgend anders sein als dort oben, und man sieht ihn noch immer nicht. In solchen Lagen gilt es, die Ruhe und die Geduld nicht zu verlieren. Endlich wird

der Hahn schon sein Phlegma ablegen und ein paar Schritte da droben machen, dass sich die Aeste ein wenig rühren, und dann hat ja jede Morgenjagd das Gute, dass man dem Tag und somit dem Licht entgegengeht. Man wird ihn zur gehörigen Zeit schon sehen, und man sieht ihn auch. So dicht ist keine Fichte, dass sie den grossen Vogel völlig verdecken könnte, und irgendwo — man darf nur suchen — findet sich bald das Loch, durch das man ihn erblicken und seinen Schrotschuss dahindurch anbringen kann.

Um diese Ruhe ist es freilich ein schönes Ding, wenn man sie besitzt, denn es giebt Leute, die nie dazu kommen. Nicht Sonntagsjäger, nein, richtige Jäger werden von einem Hahnenfieber ergriffen, dass sie nicht im Stande sind, ihren Schuss abzugeben, und jeden Hahn verderben. Ich wollte es einmal mit Gewalt ermöglichen, einen Freund dieser Art, Rittmeister v. P., auf einen Hahn zu Schuss zu bringen. Der Hahn balzte vortrefflich, war bequem anzuspringen, alle Bedingungen waren günstig, meinen Freund hatt' ich am Kragen und gestattete ihm jedesmal nur einen einzigen Schritt — und doch verdalkte er den Hahn zweimal, so heftig und hörbar klopfte ihm das Herz, schliesslich zitterte und zappelte er am Leibe, dass der Hahn fürs Narrenhaus reif

gewesen sein müsste, wenn er das noch weiter hätte aushalten sollen. Freilich giebt es solch verrückte Hähne, mit denen man anfangen kann, was man will. Es galt einmal, einer beliebten Persönlichkeit einen Hahn zuzuschanzen, und selbviert waren wir mit ihr ausgezogen, den Rucksack redlich voll Flaschen und anderer guten Sachen. Natürlich war die Folge, dass wir alle erst aufwachten, als es schon heller Tag war und keinen balzenden Hahn mehr antrafen, da wir trotzdem ins Revier gegangen waren. Hoch oben auf einer Föhre wurde ein Hahn schliesslich per Zufall erblickt, wie er kerzengerade auf unsere ziemlich laute Gesellschaft herunteräugte. Kein Mensch dachte an die Möglichkeit eines Gelingens, nur unser Jagdgast meinte, wer nicht wagt, gewinnt nicht, ging direct auf den Hahn los und schoss ihn vor Aller Augen herunter; einen alten Hahn, den schwersten, den ich jemals in Händen gehabt; an jenem Morgen noch gewogen, ergab er $6^1/_2$ kg Gewicht. Wollte der Hahn absolut sterben, dass er so ruhig aushielt? Es steht dieser Fall übrigens nicht vereinzelt da. 1880 wurden mir von drei Seiten Facta mitgetheilt, wonach zwei Hähne ruhig jeder einen Kugelschuss ausgehalten hatten, der dritte sogar deren zwei, ohne Weiteres, als durch eine

kleine Bewegung nach unten zu markiren, dass sie die nahe vorbeigegangene Kugel vernommen hatten. In sämmtlichen drei Fällen strichen die Auerhähne erst ab, als die Schützen versuchten, nunmehr auf Schrotschussentfernung heranzukommen. Das war immer zur Balzzeit, doch spät Morgens, und so ist dies räthselhafte Benehmen vielleicht daraus zu erklären, dass der vom übermässigen Sinnengenuss erschöpfte Vogel momentan wie geistesabwesend ins Leere hinausstarrt. Es geht ja anderen Thieren und demjenigen Zweihänder, der auf der obersten Stufe des vom Thierreich handelnden Capitels der Naturgeschichte steht, unter ähnlichen Verhältnissen auch nicht anders.

Eine der seltsamsten Geschichten passirte im Frühjahr 1881 im bayerischen Walde in der Nähe der Stadt Passau. Dort balzte ein Auerhahn, etwa 10 m von dem Schiessplatz des 16. Infanterie-Regimentes entfernt, unmittelbar neben den unaufhörlich feuernden Truppen und in nicht mehr als 3 m Höhe vom Boden auf einem Aste stehend. Am hellen Nachmittage fing der Hahn zu balzen an, sobald er einiger Soldaten ansichtig wurde, die ihn darauf mühelos fingen. Einige Officiere, sowie andere Personen, die zufällig oder des Hahnes halber, dessen Aufenthalt und merk-

würdiges Benehmen bekannt geworden war, dorthin gegangen waren, griffen ihn; stets ging er ihnen in Balzstellung entgegen und falzte, wieder freigegeben, wenige Schritte wegstreichend, sofort weiter.

Dass solche vollständig beglaubigte Erzählungen, die in grösserer Anzahl im Gange sind, dem Märchen Vorschub leisten, der balzende Auerhahn sei überhaupt verrückt, sehe und höre während des Falzens nicht das Geringste, ist begreiflich. Dr. Wurm in Bad Teinach, der Verfasser der besten Monographie über das Auerwild, hat hierüber eingehende Untersuchungen angestellt und glaubt, die allerdings vorhandene Taubheit des Hahnes im Augenblick des Schleifens — vorher und nachher sieht und hört er ausgezeichnet, was sehr viele Jäger schon zu ihrem Aerger erfahren haben — erklären zu dürfen ausser der geschlechtlichen Erregung seines Gesammtnervensystems durch eine mechanische Verengerung des Gehörganges in Folge Anschwellens der diesen auskleidenden erectilen Membran und Compression derselben durch einen Knochenfortsatz des Unterkiefers bei weit geöffnetem Schnabel. Den letzteren öffnet der Hahn beim Schleifen sehr weit, und da dieser Knochenfortsatz bis 2·2 cm lang ist, muss er den Gehörgang ganz bedeutend

zusammenpressen. Eine Untersuchung, die Professor v. Graff an verschiedenen Hähnen und einer Henne anstellte, ergab ein anderes Resultat. Jener Knochenfortsatz sei zwar im Stande, den Gehörgang zu stören — beim skelettirten Kopf, nimmer jedoch beim lebendigen Hahn, der den Schnabel unmöglich so weit aufzusperren vermag, dass der Knochenfortsatz die dazu nöthige Stellung einnehmen kann. Dagegen habe der Hahn Drüsen am Kopfe — wie sein zahmer Verwandter, der Truthahn, wenn auch an anderer Stelle — die im Augenblick der Erregung sehr anschwellen, sich mit Blut füllen und auf Gehör- wie Stimmorgane ihren Einfluss äussern. Auch die Henne habe diese Drüsen, doch ihr geringeres Temperament lasse dieselben nicht bis zur Taubheit der Besitzerin anwachsen. —

Eine andere Fabel, der Hahn habe keine Zunge, entstand aus der Wahrnehmung, dass der ungemein locker befestigte Kehlapparat mit der Zunge am geschossenen Thiere tief in den Hals zurücksinkt und hier erst bei aufmerksamem Suchen gefunden wird. Auch die Balzstifte, die Balzgräten, Hornfransen an den Zehen, spielen in der Fabel eine Rolle, der Hahn soll sie nämlich gegen Ende der Falzzeit abbeissen. Die Wahrheit ist, dass sie die Mauserung eröffnen, d. h. zu deren Beginn

zuerst abfallen und zu deren Schluss ebenso wieder hervorspriessen. Auch die anderen Waldhühner haben ähnliche Stiften an den Zehen, und wenn man sich sagt, dass die Natur nichts aus Laune thut, für alles ihre Gründe hat, so könnte man ja ganz gut annehmen, dass diese Balzstifte die Schneereifen der Waldhühner sind, mit dem weichenden Winter vertrocknend — im Sommer werden sie nicht gebraucht — im Herbste wieder wachsend. Wenn man eine Auerhahnfährte im frischen Schnee aufmerksam betrachtet, ist es nicht so unschwer, auf diesen Gedanken zu kommen. — Das Gewicht eines Hahnes ist oben mit $6^1/_2$ kg angegeben; ein ausnahmsweise starker Hahn. Die Hähne, welche ich bisher geschossen habe, wogen sehr selten unter 4, nicht über $4^1/_2$ kg; das ist ihre normale Stärke. Sein Wildpret ist viel verlästert. Der alte faule Witz, man soll ihn acht Tage in einem reinen Tuch unter der Erde vergraben liegen lassen und dann ihn wegwerfen, wird von Jedem wiederholt, der noch keinen gut zubereiteten Hahn verzehren half. Ein gewisser harziger Beigeschmack ist seinem Wildpret nicht abzusprechen, und täglich möchte ich Auerhahnbraten auch nicht auf meiner Tafel haben. Täglich genossen, werden bekanntlich aber selbst die Rebhühner

fade. Von Zeit zu Zeit jedoch „seh' ich den Alten gern", und wer bei Frau Veronika Maier im Alpenhof zu Hinterriss, sei es selbst zur Balzzeit, an einem Auerhahnbraten mitgegessen hat, dessen Lästermaul verstummt für eine Weile, und er weiss, dass man mit einigem Fleiss und Können auch diesem Vogel eine wohlschmeckende Seite abgewinnen kann.

Doch kehren wir wieder zur Jagd auf den hohen Vogel zurück. Von einem Jäger geführt, wie der Pudel den Blinden an einer Schnur führt, ist es ein Leichtes, an ihn zu kommen; die Jagd auf den Auerhahn verschwindet nur in solchen Fällen und macht dem Schiesssport Platz. Selbst ist der Mann, selber hinausgehen in den nächtlichen Wald, in dem die Kinder und die Weiber hinter jedem Baumstrunk Gespenster sehen, sich selber den Vogel aufsuchen und ausmachen und endlich — manchmal zeitiger, manchmal hängt der Schlaf von vielen Nächten daran — ihn mit sicherem Schuss herunterholen vom Falzbaum, das heisst Waidwerk, das ist Jägerlust. Als ich meinen ersten Hahn schoss — vor 28 Jahren — hatt' ich per Zufall von der Möglichkeit seiner Existenz Kenntniss erhalten. Das betreffende Revier war gut mit Auerwild besetzt, doch nur in der entfernteren Wartei; in unserer Nähe sei nichts, behauptete

der Oberförster. Der wackere dortige Forstgehilfe, ein lieber braver Mensch, nur hatte er das Pulver nicht erfunden und verstand von der Jägerei noch weniger als von den übrigen Dingen dieser Welt, erzählte eines Abends, dass er heut' Früh, ziemlich zeitig, Enten im Walde gehört habe: Wie kommen die dahin? fragte er. Weit und breit brüteten nämlich keine Enten in dortiger Gegend ... Dummes Zeug! ... Gewiss, geh' nur mit, Du kannst sie selber hören, wenn Du willst! ... Der mitanwesende Kaufmann und Bierbrauer, ein grosser Schlingel vor dem Herrn, raunte mir ins Ohr: Geh' mit! Wer weiss, was der dumme Kerl gehört hat. Ich wette, es waren Auerhennen, die gockten; und wo jetzt Hennen sind, ist auch der Hahn nicht weit. Aber sei pfiffig und sag' Niemand etwas davon ... Ah freilich sind das Enten, lieber S., bekräftigte ich den Gehilfen am Morgen darauf, als wir das Gocken wieder hörten; hast Du denn noch nichts davon gehört, dass die Wildenten auf alten Horsten im Walde ganz gern brüten und die Jungen, sobald sie ausgeschloffen sind, ans Wasser herunter tragen? ... Ganz tiefsinnig schritt mein Freund neben mir, als es wieder heimwärts zum Frühstück ging, wo der Mephisto von Bierzapfler ihm zuredete, ja Niemand etwas davon zu erzählen, er würde

sonst wieder ausgelacht, weil er so etwas nicht gewusst habe. Und mich fragte er dann, als S. das Local verlassen hatte: Hast Du Dir den Platz gemerkt? ... Ei freilich! ... Hennen waren es, nun hol' Dir den Hahn. Aber still, Niemand weiss etwas von ihm; erst wenn Du ihn hast, magst Du damit renommiren. — Das war nun leichter gesagt als ausgeführt. Ich war an diesem Morgen zum erstenmal in dem fremden Walde gewesen. Wir waren bis zu dem Platze gegangen, von dem aus wir das Gocken der Hennen hörten, hatten dort ruhig den Tag abgewartet und kehrten, als die „Enten sich verstrichen hatten", wieder heim. Den Platz galt es also zuvörderst wieder finden, und das gelang, aber erst am zweiten Morgen. Am ersten hatte ich mich vergangen und konnte darum nichts Besseres thun, als mich ruhig niedersetzen und warten, bis der Tag mir leuchtete. Dann gings zurück bis zur kirchleingeschmückten Höhe des Hügels, und dort fand ich am Tage die Abtheilungslinie, auf welcher wir gestern vorwärts gegangen waren. Am darauffolgenden Morgen konnte ich also diese wenigstens nicht mehr verfehlen und drang, sie verfolgend, bis zu den Hennen vor. Etwas entfernt von meinem Stande hörte ich die letzteren auch. Den Hahn sollt' ich erst hören,

es war ja der erste Hahn, den ich in meinem Leben überhaupt hören sollte, und einen Lehrmeister, mich zu führen, hatt' ich nicht bei mir. Vom abendlichen Einfall und Verhören hatt' ich keine Ahnung; ich hatte meine Weisheit nur aus Büchern geschöpft, die Einen im Stiche lassen, sobald man aus der Stube tritt, und aus der Erzählung meines Onkels Forstmeister, eines allerdings berühmten Jägers und Schützen, der mir drei Jahre vorher berichtet hatte, wie er als junger Mensch in brennendem Verlangen nach einem Auerhahn aufs Gerathewohl sich gleichfalls einen gesucht und den ersten, den er gefunden, gehört, regelrecht angesprungen und geschossen habe. Das alte Männlein hatte mir die Balzarie damals famos mit dem Munde vorgetragen und mir dann den Rath gegeben: Nun thu' desgleichen und hilf Dir selbst, wenn Du von einem Hahne hörst ... Das sollte jetzt geschehen. Die anfängliche Hitze wurde abgekühlt, als ich Tag für Tag um 2 Uhr mein Haus verliess und Tag für Tag vorsichtig unter den gockenden Hennen suchte. Ich band mir eine Schnur durch einen Waldstreifen hindurch, um mich rascher nach dem bewussten Platze zu finden, ich nahm mir weisse Kieselsteine in den Taschen mit und markirte mir Stelle für Stelle ... endlich am

siebenten Morgen hatt' ich die Richtung herausgebracht und hörte den Ton, den ich niemals vorher vernommen hatte; leise, leise, nicht wie der Küfer mit dem Hammer gegen das Fass klopft, etwa so, wenn man bescheiden mit dem Fingerknöchel daran rührt ... Er muss es sein, jubelte es in mir. Aber schon fiel mir der alte Onkel ein, wie er mahnte: Langsam, langsam. Mehr schlich ich, als ich ging. Da hört' ich das Schleifen und jauchzte ... aber nicht laut, nein, still innerlich, und ballte die Fäuste krampfhaft zusammen und drückte das Gewehr an mich, auf dass mich ja keine unzeitige Bewegung verrathe, und wiederholte mir nochmals alles, was mir der Alte eingeschärft hatte. Und mit einem stillen Stossgebetlein ging's weiter. Eine Waldwiese lag vor mir; im grauen Morgen schien sie breiter zu sein als sie in Wirklichkeit war. Drüben falzte der Hahn. Frei und offen schritt ich hinaus, der Anfänger, der ich war, und sah nun mit einemmal den Hahn, der am Saum der Wiese kaum 2 m hoch auf einem Bäumchen falzte, den ersten Hahn meines Lebens, gerade gegen mich gerichtet, die beiden Rosen glühten und funkelten, ein wunderbarer Anblick, von dem ich mich nicht trennen konnte. Nicht, dass ich mich rührte, nein, aber die Augen konnt' ich nicht abwenden von dem

herrlich schönen Thier, dem ich auf etwa zwanzig Schritte gegenüberstand. Der Hahn hörte zu falzen auf; der so mit einemmal aus dem Boden herausgewachsene graue Pfahl vor ihm schien ihm nicht recht geheuer zu sein. Ich rührte mich nicht, keine Wimper zuckte an mir. Lieber abbrechen, als den Hahn verderben. So standen wir uns lange gegenüber. Der Hahn klippte immer fort, langsam und in stets grösseren Pausen. Nur einen einzigen Hauptschlag, dann kracht es! Aber der Hauptschlag kam nicht mehr, kein Schleifen, der Hahn fiel endlich zu Boden und verschwand im Unterholz ... Rasch liess ich mich nieder, müde wahrhaftig von dem krampfhaft ruhigen so Dastehen, und wartete etliche Stunden, um ja nicht mit einem unbesonnenen Schritt irgend etwas zu verderben. Dann sucht' ich die Wiese aufwärts, bis ich einen Richtweg fand, und nun konnt' es mir nicht mehr fehlen. Gewiss konnt' ich vom Hause auf directem Wege rascher nach dem Falzplatz kommen; ich wählte lieber den sicheren Umweg auf der bequemen Fahrstrasse und den Schneissen, geradeaus, dann rechts, dann links; das alles wurde notirt, mit Zweigen versteckt, Bindfaden über den Weg gezogen, an die ich in der Dunkelheit kommen musste, und was derlei überflüssige

Geschichten mehr sind, aber ich holte mir doch wenigstens am nächsten Morgen den alten, pechschwarzen Vogel, und mit welchem Gefühl ich ihn nach Hause trug, das lässt sich nur denken, nicht beschreiben. Zehn in aller Bequemlichkeit herabgeschossene Hähne, zu denen uns der Jäger am Gängelbande geleitet hat, schenke ich her gegen den Hochgenuss, welchen man in dem Augenblicke empfindet, wenn der durch eigenes Verdienst mit Aufopferung so mancher Nächte ausgemachte Vogel nun endlich sein „Akademisches" macht.

Dass nach solcher Lust das Verlangen gross ist, wer will es dem Jäger verdenken. Grenzhähne sind darum doppelten Gefahren ausgesetzt. Ein berühmtes Balzrevier im Spessart, in welchem zur Balzzeit die Hähne weit und breit aus jenem Waldgebirge zusammenkommen, liegt an der bayerisch-preussischen Grenze, und gerade die meist frequentirten Balzplätze des Revieres finden sich, der eine kaum einen Büchsenschuss weit vom Grenzpfahl, der andere nicht viel entfernter. Man kann sich's denken, dass die tüchtige preussische Jägerei mit scheelen Augen nach diesem Balzplatze blickt. Das Jahr über haben sie die Hähne und Hennen im Revier; sobald der März gekommen, ist alles todt,

und nebenan beginnt das heissbegehrte Balzleben. Ein alter Eichbaum steht dort, von dessen einem knorrigen Aste Jahr für Jahr ein Hahn geschossen wird. Für dies Jahr war der Hahn für mich bestimmt. Kinderarbeit; so voll und im Lichten sass er, man brauchte nur hinzugehen und ihn wegzunehmen. Ueber der Grenze Einem aber that das weh', was mir Freude machte. Als die beiden Oberförster einige Tage später beim Bier zusammen kamen, konnt' es der preussische College nicht unterdrücken, er musste es erzählen, dass er an jenem kritischen Morgen „einmal nachsehen wollte, ob der Grenzhahn noch balze". — Er war gerade recht gekommen, um das Feuer meines Schusses und den stürzenden Hahn im Bayerischen noch zu erblicken. Ich hab' es übrigens — gerade heraus gesprochen — selber schon so gemacht, und in meinem Jagdtagebuch seh' ich immer mit besonderem Wohlgefallen auf die Notizen über jene Hähne, die man dem lieben Grenznachbar wegstibitzte. Also, fleissige Ueberwachung der Balzplätze; so ein Hahn hat verschiedene Liebhaber.

Den Hahn auszumachen, ist für den Revierkundigen dort natürlich kinderleicht, wo altbekannte Balzplätze liegen. Sind diese räumlich etwas ausgedehnt, so schleicht man sich in der kritischen Zeit leise hindurch, man hört

den falzenden Vogel bald. Oder man stellt sich Abends an, wo der Hahn mit weithin hörbarem Geräusche sich einschwingt. Der Zufall war mir einmal insofern günstig, als ich auf dem abendlichen Schnepfenanstand ihn solchergestalt hörte und ihn „worgen" vernahm, an einem Platze, wo kein Hahn vermuthet wurde, und in einem Reviere, dessen Pächter keine Ahnung von dem Vorhandensein eines Auerwildstandes hatten. Sie erfuhren auch erst davon, als sie später, in schussgerechter Zeit, den Hahn von mir ausgeliefert erhielten.

Die Winterstände des Auerwildes sind an der unter denselben zahlreich liegenden charakteristischen Losung leicht kenntlich: Aehnlich den Excrementen der Hausgans, nur etwas dicker, und aus den Ueberresten von Nadeln bestehend. Freilich hat, wer die Winterstände weiss, noch nicht den Balzplatz inne. Aber Fleiss und Ausdauer kommen auch hier zum Ziel. Die gockenden Hennen verrathen ihn öfter, einmal streicht auch der Hahn vor dem Jäger ab — um ihn nur zu entdecken, braucht man nicht so zeitig Morgens draussen zu sein — ist aber sein Vorhandensein constatirt, dann ist auch bald der Baum ausgemacht, auf welchem er falzt. Dem geübten Jägerauge kann die sogenannte Falzlosung nicht entgehen — ein dünner Brei, wie von einem mit

„guter Oeffnung" begnadeten Kinde, nach allen Seiten umhergespritzt und in der Mitte ein sauberes Schälchen voll davon; die ungeheuere Sinnesaufregung wirkt, so sagte man, bei dem stolzen Vogel in so wenig appetitlicher Weise nach hinten. Die alten Jäger behaupteten, diese Losung — flüssig wie ein Gedicht — sei der Same, den der Vogel während seiner tollen Balzsprünge fallen lasse, und den die um den Baum versammelten Hennen mit geöffnetem Schnabel auffangen und so zur Befruchtung gelangen. Nichts ist so dumm in der Welt, dass es nicht sein Publicum fände. Und unter den Jägern zuerst. Heute weiss man, dass das ganze Capitel von der Falzlosung Fabel ist. Der Hahn löst sich das ganze Jahr hindurch in der nämlichen Weise, abwechselnd trocken und flüssig.

Dass man nicht mit Hühnerschrot auf einen so mächtigen Vogel schiesst, braucht wohl nicht eigens betont zu werden. Besondere Büchsschützen geben wohl gern ihre Kugel auf den blitzenden Spiegel ab. Das hat seinen Sinn im Hochgebirge, wo man oft nicht auf Schrotschussnähe an den Hahn kommen kann. Im Mittelgebirge und im Flachwald ist der Schrotschuss vorzuziehen; mit der Kugel zerfetzt man in den meisten Fällen den Körper des Hahnes bis zur Unbrauchbarkeit, und

Schrot bringt ihn ebenso sicher, vielleicht sicherer aus seiner Höhe herab. —

Der Stand an Auerwild hatte eine Reihe von Jahren hindurch in einzelnen Gegenden so ausgelassen, dass man für sein gänzliches Verschwinden bangte. Jetzt hebt er sich wieder nach übereinstimmenden Nachrichten. Die moderne Forstwirthschaft mit ihren grossen Aufforstungen begünstigt, ohne dass sie es will, das Wild. Einzelne Länder, wie Steiermark, Tirol und Böhmen, theilweise der badische Schwarzwald, vor Allem die nördlichen Gegenden Europas, sind reich besetzt mit dem edlen Wilde; in Thüringen, dem Odenwald, im Erzgebirge, den bayerischen Wäldern und Hochalpen findet er sich überall, und glücklicherweise hat unseren Vogel die Natur mit einer Vorsicht ausgestattet, die ihn vor den Nachstellungen der Dutzendjäger sicher sein lässt.

Der frühe Balzmorgen ist auch so Manchem ein Greuel, und dann sind die berühmtesten Stände in den Händen erlauchter Herren, die mit Liebe und Verständniss das edle Waidwerk betreiben, so dass wir beruhigt sein mögen; die Tage des letzten Hahnes sind noch nicht gezählt, und auch unsere Kinder und Enkel können sich noch an dieser hohen Jagd erfreuen.

Ein Vogel, der in Verbindung mit dem Auerhahn genannt werden muss und über welchen viel unklares Zeug geschrieben wurde, ist der Rackelhahn, der Sohn der Auerhenne vom Birkhahn. So, und nicht umgekehrt erscheint mir das Verhältniss. Der schneidige freche Bursche von Spielhahn macht sich, wenn er seines Gleichen nicht findet, auch über die grössere Auerhenne her, die, brünstig wie sie ist, den geringeren Galan in Gnaden aufnimmt. Umgekehrt dürfte das schwerer fallen, und der mächtig grosse Auerhahn die schwache Birkhenne eher zerzausen, als befruchten. Nimmt man noch an, dass alle Bastarde sich mehr nach der Mutter als nach dem Vater richten, und vergleicht dann den Rackelhahn mit Auer- und Birkhahn — so findet man, dass er doch unleugbar ins Auerwildgeschlecht gehört und vom Spielhahn wenig mehr hat als den Ansatz zu einer Sichel in den äusseren Stossfedern. Im Hochgebirge sind die Balzplätze des Auer- und Birkwildes sehr verschieden; hoch oben das letztere, in Mitte des Berges das erstere. Der trägere Auerhahn verstreicht sich nie hinauf in die baumfreie Region, wohl aber kommt der Birkhahn, wenn ihn oben auf der Blösse ein stärkerer Rivale abgekämpft hat, tiefer den Berg herab und entschädigt sich dort an der Auerhenne, welcher

Jäger oder Raubzeug vor der Zeit vielleicht den Gatten genommen haben. Schade, dass in den nordischen Gegenden, wo die Waldhühner noch in grossen Mengen angetroffen werden und Rackelhühner bedeutend öfter vorkommen, der Jäger meist nur auf den Erwerb ausgeht, sich mit dem Erlegen des Wildes stumpfsinnig begnügt und an Beobachtung der Natur und des Wildes nicht denkt. Auch dass der Rackelhahn in der Balze mehr dem Spielhahn ähnelt, spricht dafür, dass der letztere der Vater sei. Ein im Nürnberger Reichswalde geschossener kam auf das „Anblasen" der Jäger herangestrichen, balzte auf dem Boden mit ausgebreitetem Fächer und sprang ganz wie ein Spielhahn, und zwar neben einem balzenden Birkhahn und in Gemeinschaft einiger Hennen. Sein Balzlaut war ein schnarrendes „Ärr". Der Hahn war viel weniger vorsichtig als der Spielhahn, eine Erbschaft der Mutter, fing, aufgegangen, in nächster Nähe gleich wieder zu balzen an, und wo er einen Birkhahn vernahm, strich er sofort darauf zu und fiel jedesmal in der höchsten Baumkrone ein. Die Rauflust des Rackelhahnes ist charakteristisch. Auf den Balzplätzen der Auerhähne vertreibt er den stärksten Rivalen. Ein vom Hofmaler Recknagel zwei Frühjahre hindurch in Hinterriss beobachteter Rackelhahn falzte

auf dem höchstgelegenen Auerhahnfalzplatz am Stuhlkopf und hatte die übrigen Auerhähne vertrieben; wenigstens falzten während der Anwesenheit des Rackelhahnes keine an dem sonst und später wieder gut besetzten Platze. Dieser Hahn knappte und liess dann ein greuliches Schnarren, das Rackeln, hören. Nach zwei Jahren war er spurlos verschwunden. Ich selber habe das Gleiche im Spessarter Revier Wiesen erlebt, wo damals ein „blawer" (blauer) Hahn alle anderen Hähne abgekämpft hatte. Ich hörte ihn rackeln, sprang ihn an, sah ihn — aber nur auf Büchsschussweite. Auch dieser Hahn ward nachher nicht mehr gesehen. — Man fragt sich, wozu die Liebesanstrengungen dieses Bastardes, wenn die Rackelhenne, also seinesgleichen, wie behauptet wird, unfruchtbar ist, und von ihm selbst gleichfalls ein Treten der Auer- und Birkhühner noch nicht beobachtet worden ist. Die Thatsache des Nochnichtbeobachtetwordenseins bedingt aber meiner Ansicht nach noch nicht das Nichtvorhandensein eines Unvermögens, wie denn trotz unserer vorgeschrittenen Kenntnisse von Welt und Natur wir immer noch mehr verschlossenen als gelösten Räthseln gegenüber stehen. Entgegen den anderen Behauptungen constatirte Herr K. G. Henke von zwei ihm neben 16 Rackelhähnen

im nördlichen Russland überbrachten Rackelhennen bei einer von den letzteren ein vollständig entwickeltes Ovarium, so dass sie für befruchtet gehalten werden musste. Die Beobachtung der Rackelhennen ist bei uns noch schwieriger als anderswo; denn da die Hennen der Waldhühner mit Recht bei jedem verständigen Jäger eine absolute Schonzeit geniessen, kommen sie selten in seine Hände und entziehen sich so fast völlig jeglicher näheren Untersuchung.

Mai.

„Färbemonat."
v. Wildungen.

Lange vor dem grossen Hahn probirt der kleine, der Birkhahn, seine Stimme; es ist noch Januar, da falzt er schon, kaum dass ein Sonnenstrahl den Schnee bescheint, um die Mittagsstunde, und lange nachdem, für gewöhnlich, der Auerhahn von den befriedigten Damen seines Harems sich zurückgezogen hat, dauert sein Vergnügen noch fort. Oft noch gegen Ende des Juni hört man auf der Rehpirsche früh am Morgen sein Kollern und Zischen und sieht, wenn man die Wiesflächen vorsichtig hinabspäht, die Luftsprünge des übermüthigen Patrons.

Wer nur im Mittelwaldgebirg, im Flachland den Auerhahn gejagt, wer den Spielhahn nur im Moos hat falzen hören, der kennt die ganze Grossartigkeit der Jagd auf beide Balzvögel nicht, wie sie der Hochgebirgsjäger mit vollen Zügen geniesst. In der Ebene herunten,

was ist es so Schweres, einen balzenden Hahn zu erlegen! Man muss nur etwas früher aufstehen, oder eine Nacht lang gar nicht sich schlafen legen; scatet oder tarokt, bis die Zeit kommt, wo der Jäger mit der Meldung an die Thüre klopft, dass man jetzt aber ganz bestimmt gehen müsse, wenn die gnädigen Herren überhaupt den Hahn heute schiessen wollen. Und man lässt sich zum Hahn führen, tritt vielleicht unterwegs in eine Pfütze oder stolpert über eine Baumwurzel — man geht in den Schirm und erwartet den Spielhahn, der sich in der Dämmerung unter Umständen auf den Flintenlauf setzt. Wie anders im Hochgebirg! Auch die dortigen Hähne sind boshaft genug, so früh am Morgen zu falzen, dass der Durchschnittsjäger noch nicht ausgeschlafen hat und also auf dies Vergnügen verzichten muss. Aber wer dort die Balz mitmachen will, muss sie zur Hälfte doch wenigstens verdienen. Das sind andere Entfernungen als in der Ebene, namentlich wenn man auf den Spielhahn geht höchst oben unter dem Grat. Und die verschneiten, vereisten Pfade sind derart, dass man ihrer viele bei Nacht überhaupt nicht begehen kann. Wer also den Vogel mit der stolzen „Schaar" holen will, muss Tags vorher ansteigen und oben übernachten, oben, wo kein Pirschhaus ist, nicht einmal eine

russige Almhütte, wo man sich kaum ein Feuer anzünden darf; in seinen Wettermantel eingewickelt, mit dem Rücken in einen Latschenstock gedrückt — an eine Felswand sich zu lehnen, wäre zu kalt — ein paar abgehauene Aeste der Krummföhre als Sitz: so warten wir die Nacht ab, bis im grauenden Morgen das erste Zischen sich vernehmen lässt. Ja, wenn der Mond uns leuchtet und sein Licht über die beschneiten Gipfel und Bergrücken fällt, dann ist es wohl hochpoetisch, von solcher Warte Rundschau zu halten — wenn man jeden Augenblick sich in die warme Stube zurückziehen könnte, nämlich. Aber eine lange Nacht so dortzusitzen, dazu gehört die eiserne Natur des Hochgebirgsjägers, der um der krummen Sicheln des Schildhahnes willen Leben und Gesundheit riskirt. Jenen Kraftmenschen schadet es — Gottlob! — nicht, und zu zweit da oben, die Hände über den glimmenden Kohlen, dazwischen einmal einen Schluck Tiroler Landwein, denn Schnaps taugt nichts bei solchen Nachtwachen, jetzt wieder die Pfeife stopfen und in Brand setzen, hin und wieder ein lustiger Einfall, der Schrei des Uhus dazu, der tief unten in der Wand zum Horste streicht . . . ei doch, es ist wohl schön, und zu lang wird auch solch ein nächtliches Harren dem echten Jäger nicht.

Vor Tag geht man dann an seinen Platz. Hier hat der Hahn gefalzt, man spürt ihn im Schnee, ein paar Federn, die er im Kampf mit einem Rivalen verloren, liegen da — an diesen Felsblock ein paar Latschen als dürftigen Schirm gesteckt, und mit Waidmannsheil trennen sich die Freunde. Es ist nicht so heikel mit dem Schirmbauen im Hochgebirge; der Hahn weiss es so gut wie wir, dass die Sonne im Mai und Juni die Schneemassen schon merklich zusammendrückt, und heute dort die Häupter der Zwergföhren emporragen, heute „aper" ist, wo gestern noch alles weiss war. Und wenn er ja ein paar hundert Schritte weiter oben einfiele, dann blast man ihn an — ein ganz klein wenig im Tone höher und schwächer, als er selber es kann — und der eifersüchtige Vogel ist sofort da und lauft oder streicht dem Jäger in den Schuss. —

Der Spielhahn ist weit verbreitet in unseren Landen. So wurden nur allein in Böhmen im Jahre 1880 vierzig weniger denn dritthalbtausend abgeschossen. Durch ganz Deutschland findet er sich, in Wald und Bruch. Manchmal ist er auf unerklärliche Weise hier verschwunden; ebenso unerklärlich, woher er gekommen, stellt er sich plötzlich in einer anderen Gegend ein. Ein einzelner Hahn zuerst, der einen Frühling hindurch sich abmüht

und nach nicht vorhandenen Frauenzimmern seiner Familie kollert und bläst. Allmählich findet man auch die letzteren, und die neue Niederlassung ist gegründet und wird gedeihen, wenn der Jäger sie in seinen Schutz nimmt. Schlechter, niedriger Wald, Haidekraut und Haidebeeren, Blössen mannigfach dazwischen, und grosse, langgestreckte Moore bevorzugt er. Man pflegt bei uns zu sagen, wenn der Wald in die Höhe geht, verstreicht das Birkgeflüg. Es ist etwas daran an diesem Spruche; alte Jägererfahrung wird ihn wohl zuerst ausgesprochen haben.

Es ist halb zwei Uhr Morgens; hellster Mondenschein, wie sich die kleine Jagdgesellschaft überzeugt, die eben im Dorfwirthshaus die Fenster öffnet. So hell ist das Licht der Nacht, dass die Lerchen erwachten und die ganze Gegend laut ist von ihrem Schlagen. Wir haben etwa noch ein Stündlein zu gehen bis ins Moos, wo wir uns in die verschiedenen Schirme vertheilen wollen. Hähne sind vorhanden, zweiundzwanzig Stücke haben wir constatirt. Die Schirme sind schon von ihnen angenommen worden, drei, vier falzen vor einem jeden. Wir schreiten ziemlich schweigsam — hat's uns der Mondschein etwa angethan, wie einem verliebten Mägdlein? — fürbass, dem weissen Streifen zu, der vor unseren Augen

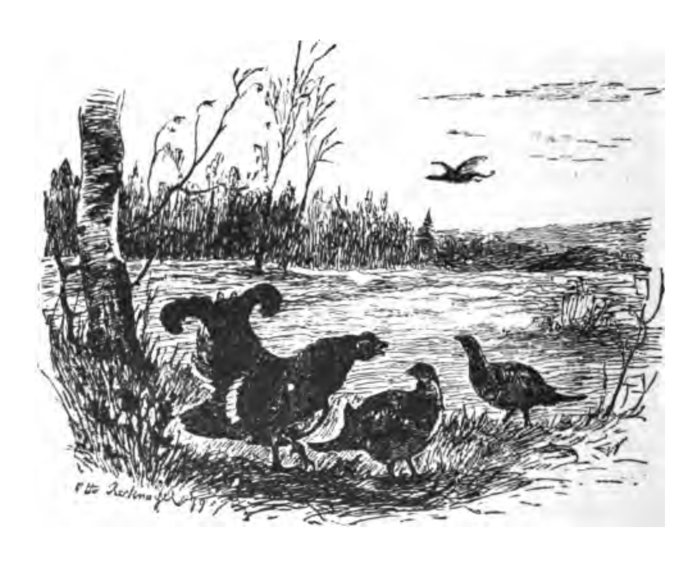
immer mehr aus der Erde herauswächst. O weh! Im Moos liegt Nebel. — Hier trennt sich der erste Jäger; am Graben dort unter der Birke liegt der erste Schirm. Aus einem Wachholderstock ausgehauen, ein paar Fichtenzweige dazwischen gesteckt und darüber gelegt, in der Mitte der Stamm der Birke — ist er ganz bequem und der Baumstamm wie eigens im Boden befestigt, um sich behaglich mit dem Rücken daran lehnen zu können. Wir können's gebrauchen, denn der Morgen wird lang genug. Vorher wird das Terrain um den Schirm noch sondirt, die Entfernungen abgeschritten — Nebel und Mondenschein täuschen ja ungemein — und markirt; hier ein Maulwurfshaufen, dort ein dürres Zweiglein, was innerhalb dieses Kreises kommt, ist schussmässig, für den Schrotlauf nämlich, die Büchsenkugel geht noch ein gut Stück weiter. Den Wettermantel um die Beine gewickelt, die Joppe hinaufgezogen, ein Bissen vom Frühstück und ein kräftiger Schluck hinter die Binde — rechts liegen das Glas, das Opernglas nämlich, die Buttel dahinter und die Patronen, alles ist in der Ordnung, es fehlen nur noch die Hähne. — Ein melancholischer Flötenton ist das Erste, was sich vernehmen lässt. Der Keilhaken — die Moosgrille, wie sie nach ihrem einförmigen Gesange heisst —

begrüsst den Tag. Bald streichen ihrer mehrere wehklagend umher, winselnde Lyriker der Vogelwelt.

. . . . wahrlich, kein Gesang ist schlimmer,
Kein Ton, der so an Windeln mahnt,
Als jenes zärtliche Gewimmer
Des Lyrikers, der ewig zahnt.

Die Moosgrille erinnert mich, weiss Gott, immer an die boshaften Verse Paul Heyse's. Aber sie ist nicht der einzige Jammerlappen in dieser feuchten, den Athem mit dem dumpfen Modergeruch beengenden Gegend. Im Graben hinter mir wetteifert ein Rothschenkel (Gambettwasserläufer, totanus calidris) mit ihren melancholischen Lauten. Auch diesem Vogel scheint verrathener Liebe Schmerz das Herz zu drücken, so wehmüthig flötet er immer ein und dieselbe Melodie vor sich hin. — Tschsch —! Wenn man das einen Augenblick so fortbläst und dazwischen die Lippen mit dem Fingerknöchel schütternd bewegt, lässt sich der zischende Ton ganz getreu nachmachen; übrigens ist auch im Zischen des Spielhahnes ungemein viel Abwechselung; selten, dass zwei Hähne diesen herausfordernden Ton so vollkommen gleich ausstossen, wie z. B. zwei Auerhähne ihre Balzarie vortragen; der gewecktere, geistig viel höher veranlagte, schnei-

dige Birkhahn zeigt auch darin seine Superiorität über den trägeren, etwas beschränkten Auerhahn —; also Tsch .... es thut ordentlich wohl, dass mit einemmale der kräftige Ton in dies allgemeine Gewimmer fährt, die



ganze Gegend erhält gleich ein anderes Gepräge. Der erste Hahn ist da; aber in einiger Entfernung vor einem unbesetzten Schirm bläst und wiegt er sich ... Da bläst es auch vor uns: tsch .... und wir hatten doch den rauschenden Flügelschlag des heranstreichenden Birkhahnes nicht vernommen, nichts ein-

fallen gehört. Er scheint „zu Fuss gekommen" zu sein und fordert jetzt mit kräftiger Stimme Jedwedermann zum Kampfe heraus. Erst in Intervallen den Zischlaut. Dazwischen sieht er sich um, als ob er ein verehrliches Publicum mustern wollte. Nun ein paar Ansätze zum Kollern, die ganz verzweifelt heiser klingen. Es ist auch keine Kleinigkeit, ein gutes Vierteljahr lang allmorgendlich drei, auch vier Stunden hindurch sich abplagen zu müssen mit Kollern und Blasen, bis alle die anderen Liebhaber niedergeschrieen sind und das Herz der braunen Schönen erweicht ist. Auf so einem Spielhahnfalzplatz geht es zu wie in der Bauernkomödie; wer am kräftigsten schreit, bekommt Recht, und wenn zwei Lungen gleich kräftig sind, kommt's zum Raufen, bis Einer hinausfliegt.

Leider ist der Nebel so dicht, dass er ein deutlich klares Bild des falzenden Hahnes nicht gestattet. Wie oft auch die Büchsflinte des Jägers im Schirm sich hebt, es ist nicht möglich, das Absehen fertig zu bringen, Korn und Kimme zusammenzuschauen. Dazu erscheint der Hahn selber wie ein dunkler Flecken hinter einem Milchglas mit weissen, rothen und schwarzen Punkten. Nur durch das scharfe Doppelglas lassen sich seine überreizten Sprünge mit einiger Deutlichkeit beobachten.

Ein schwerer Fall; einige sechzig Schritte weiter nach rechts plumpste es auf dem Boden auf. Sofort wird die weisse Innenseite des Stosses sichtbar: Der Rivale ist angekommen, ein ebenbürtiger Gegner mit weit ausgelegten Sicheln, breit und tiefschwarz; der Tanz kann beginnen. Beide Hähne haben die Hälse hoch aufgerichtet und blasen sich ein paarmal an — Herausforderung — Antwort — Replik — Duplik — ganz wie im Gerichtssaal. Dann drehen sie sich im Kreise und grugeln, bis jedem der Athem ausgeht. Kleine Pause. Von fernher hört man noch weitere Hähne; das ganze Moos ist jetzt lebendig, das facht zu neuem Eifer an. Der erste Hahn riskirt einen hohen Luftsprung und avancirt einige zehn Schritte nach dem Feinde zu. Der zweite lässt sich das nicht bieten und thut desgleichen. Erneutes Zischen, man sollte meinen, jede Minute lägen sie sich in den Federn - derweil ist aber die ganze Geschichte nur Komödie, für die Augen der holden Hennen berechnet. Gerauft haben die beiden Schauspieler wohl schon miteinander und sich als ebenbürtige Gegner erwiesen, von denen Keiner dem Anderen etwas nachgiebt. Wozu also die Geschichte wiederholen und sich die schwarzglänzende Krause zerzausen! So geht es fort, lange, lange. Näher kommen die Bursche nicht; sie

reizen, wäre ein Unsinn, wo alle 100 Schritte weit im Moor ein Hahn den anderen reizt, das kann man nur vor einem einzeln falzenden Hahn probiren. Der sanfte Lockton der Henne — er lässt sich leicht nachahmen, indem man sich die Nase zusammenhält und den Ton dann kurz herausstosst; allerdings gehört dazu eine gewisse natürliche Anlage und ein feines Ohr für die Unterschiede der einzelnen Vogelstimmen, beides Dinge, die so manchem Menschen absolut nicht gegeben sind — beschleunigt nur das Tempo ihrer Bewegungen, an den Schirm heran bringt er keinen. Dazu der Nebel, der noch immer nicht weicht und den Gebrauch der Büchse hindert. — Inzwischen steigt der Tag. Auf der Birke über meinem Kopfe baumt ein Thurmfalke auf und lässt seinen schrillen Schrei ertönen; drüben im Moosbach quäckt eine Stockente, rucksende Ringeltauben sitzen auf Schussweite im Geäst einer Pappel; das Meckern der Bekassinen mengt sich in das Flöten der Moosgrillen und von allen Seiten kollern und zischen die Hähne. Aus einem der Schirme fällt ein Schuss; weit draussen in der Haide; sie achten es gar nicht, die beiden Gockel vor mir, die noch ebenso zu einander stehen, wie vor einer Stunde. Der Morgen ist empfindlich kalt, und die Finger klappern ordent-

lich gegen das Eisen des Büchslaufes. So ein Schliefer von Pelz wäre jetzt eine Wohlthat; der einfältige Mensch schämte sich aber, ihn am hellen Tage im Wonnemonat Mai mit sich zu tragen. — Eine Henne streicht mit ein paar sanften Locktönen in der Nähe vorüber. Beide Hähne auf und ihr nach; der Falz ist für eine Weile zu Ende.

Wenn jetzt in den übrigen Schirmen nicht etwas Menschliches passirt, kann ich hier lange sitzen und zum Zufall bitten, dass er in Gestalt einer der braungesprenkelten Schönen mir einen Hahn schussmässig vor den Schirm führe. Wenn die Hähne dagegen vor den anderen Schirmen gestört werden, fallen ihrer sicher noch mehrere hier ein. — Das Anpirschen auf Spielhähne ist ein mühsames Stück Arbeit. Er ist viel vorsichtiger als sein grosser Kamerad im Waldesdunkel und lässt sich von seiner Sinnlichkeit nie bis zur Sinnlosigkeit verführen wie dieser. Der Nebel gestattet eine kleine Annäherung zuweilen, und wer es dann versteht, wie ein Aal im Moos — im Moos, es will das etwas heissen — vorwärts zu gleiten, jeden Maulwurfshaufen, jede dürre Weidenruthe als Deckung zu benützen, dem glückt es wohl einmal, schussmässig an den Hahn zu kommen. Ich habe gefunden, dass es während des Kollerns noch

am ersten geht, sich heranzupirschen. Während des Zischens vernimmt der Hahn ungemein fein. Dabei hat er die Augen nach allen Seiten gerichtet und springt zwei- und dreimal so hoch als er selber ist. Sieht er während eines solchen Sprunges aber den noch so unbeweglich daliegenden Jäger, dann verstummt er mitten im Liede, nimmt sich gar nicht mehr Zeit, auf die Erde zurückzukommen, und fort geht's mit zusammengefaltetem Stosse. Ein paar hundert Schritte weit weg, falzt er wieder aufs Neue, wie zur Verhöhnung des Jägers. Etwas Glück gehört immer zum Spielhahnfalz; wer im guten Zeichen geboren ist, dem setzt sich solch' ein Gockel auf den Schirm und lässt sich mit den Händen greifen, was auch schon vorgekommen sein soll. Wenigstens wird es in einer österreichischen Jagdzeitung — wenn ich mich recht erinnere — erzählt, wo noch des Weiteren über diesen Vorfall zu lesen ist, dass der Jäger zu kräftig zugegriffen und beide Füsse dem armen Spielhahn dabei zerbrochen habe.

Auf das junge Spielgeflüg ist die Jagd im Herbste auf grossen Haide- und Moorflächen und vor schnellsuchenden, fest vorstehenden Hunden interessant, aber beschwerlich. Im heissen Sonnenbrand stundenlang auf einem Boden, der zwar Boden heisst, so gut wie

der Parquetboden, sonst aber keine Aehnlichkeit mit ihm zeigt, mit dem Resultat von im günstigen Falle einigen Hühnern zu suchen — ist nicht vieler Jäger Sache, umsomehr fühlt sich der echte Waidmann davon angezogen, und geht es auch über schwanken Moorgrund und durch Haidegestrüpp, wo die Füsse entweder im Schlamm oder im Strauchwerk sich verfangen — ein alter Hahn am Galgen neben einigen jungen entschädigt für alle Müdigkeit. Im hohen Norden, wo die grösseren Waldhühner noch in zahlreichen Flügen vorkommen, ist auch die Beute dementsprechend. Bei uns ist die Herbstjagd auf Birkwild mehr eine zufällige, gelegentliche. Man schiesst hie und da einen Hahn, der in der heissen Sonne des August sich unter einzelnes Gesträuch im Schatten drückte und dann auf sich treten lässt; auch im Winter, wo sie zusammenstehen und oft wie ein Krähenschwarm auf einen Baum einfallen. Im Moor zu H. sahen wir einmal, während wir auf Bekassinen jagten, solch einen starken Flug Birkwild auf einem Torfhaufen sitzend; weit und breit war keine andere Erhöhung als eine Torfhütte zwischen mir und dem Geflüg. Ich pirschte mich vorsichtig nach der Hütte, diese immer zwischen mir und dem Birkwild lassend, und der Jäger umging das letztere im grossen Bogen.

Richtig standen sie alle, wohl an die dreissig, Hähne und Hennen, sobald er ihnen näher kam, auf und flogen pfeilgerade auf meine Hütte zu. Als sie darauf sich niederlassen wollten, sprang ich hervor und holte mir aus dem pêle-mêle oder vielmehr, als der Knäuel der ersten Verwirrung sich wieder löste, zwei gute Hähne. — Ein Herr N. kam an einem wie beschriebenen Augusttag an einen kleinen „Boschen", aus dem zwei Hähne aufstanden. Kaum waren sie geschossen und die neuen Patronen im Lauf, standen zwei weitere Hähne auf, die nur so lange gewartet zu haben schienen, bis der Schütze mit dem Laden fertig war. Vier Hähne in kaum einer halben Minute, das will wohl ein Glück heissen.

Im „Färbemonat" bietet das Wild keinen schönen Anblick. So ein Rehbock, an dessen Flanken die Winterhaarbüschel wie Fetzen eines alten Kleides hangen, sieht hässlich aus. Und als wüsste es das Wild, dass seine Schönheit dahin sei — man begegnet ihm jetzt seltener als sonst. Es schämt sich, es versteckt sich .... Um so fleissiger muss der Jäger im Walde sein. Die jungen Füchse müssen vertilgt werden, wo es noch nicht geschehen ist; die alten Raubvögel sind vom Horste zu schiessen und die letzteren sammt den Jungen zu zerstören. Auf den im ersten

Frühling schon erneuten Salzlecken ist fleissig nachzusehen und, wo es nöthig ist, nachzuhelfen; dem an den Engerlingen heftig leidenden Wild ist das Salz sehr zuträglich.

Der Mai ist auch der Wilderermonat. Der Durchschnittspachtjäger hat ja jetzt so gut wie nichts zu schiessen, was soll er also im Revier? Wo der Herr nicht nachsieht, faullenzt auch das Gesinde. Wenn der Jagdaufseher sich ohne Controle von Seite des Jagdherrn weiss — treibt er sich lieber im Wirthshaus und am Kammerfenster herum, als draussen im Forst, der somit schutzlos dem Gesindel der gesammten Nachbarschaft offen steht. Unter dem nichtigsten Vorwande sind Weiber und Kinder im Walde, nehmen die Nester der nutzbaren Vögel aus, erschlagen den jungen Hasen im Lager und würgen das frischgesetzte Rehkitz oder Wildkalb. Auf die saftiggrünen Wiesen zieht das Wild auf dem regelmässigen Wechsel. Der Schlingensteller weiss es und verbindet ihn mit seinen nichtswürdigen Instrumenten. Der Wilderer quält das Kitz, dass es klage; die herbeieilende Mutter fällt dem Schuss des Lumpen zum Opfer.

Wer im warmen Zimmer sitzt, hat gut reden. In den Romanen unserer Dichter ist der Wilderer immer die verfolgte Unschuld, und der Jäger ähnelt mehr dem rothen Samiel

im Freischütz, als einem ehrlichen Menschen. Eine Jagd um theueres Geld pachten, mit grossem Aufwand von Geld und Zeit ihrer warten, sie pflegen, bis sie ein klein wenig in die Höhe kommt . . . und nun hat irgend ein Spitzbube eine Zuchthausstrafe abgebüsst, wird in seine Heimat abgeschubt, und Du bist ihm gerade recht, dass das arbeitsscheue, liederliche Subject Dein stiller Compagnon wird und die Rehe und Hasen, die Du bisher gehegt wie ein leiblich Kind, wegfangt oder niederknallt und zu Schnaps macht auf dem bekannten Wege durch die Gewölbe der Wirthshäuser und Wildprethändler hindurch. Und ein solcher Lump macht wieder zehn. Wo die Pest des Wilderns, des Schlingenstellens in ein Dorf hineingetragen ist, frisst sie wie eine Seuche um sich und haftet in Gebälk und Wand. Der vom Hause gejagte schlingenstellende Knecht hat den geglühten Messingdraht in der Haferkiste des Pferdestalles zurückgelassen. Der neue Knecht findet ihn dort. Der Ochsenbube setzt ihm das Ding auseinander, dass der frühere Knecht immer den Beutel voll Geld gehabt habe, und dass man das Zeug da nur im Walde aufzuhängen brauche, die Rehe laufen von selber hinein. Es wird probirt, es glückt gleich beim ersten Versuche und giebt einen billigen Rausch am

nächsten Sonntag; und wenn es nicht sofort glückt, wird der Knecht hartköpfig, „und jetzt muss so ein Viech her", und kauft neuen Draht und fertigt neue Schlingen, bis er seinen Zweck erreicht hat. Ich weiss einen Fall aus einer Gegend, wo das Schlingenstellen noch unbekannt war. Der Pächter der dortigen Jagd — recht wackerer Rehstand — ein Müllermeister, gab eines Tages dem Mühlburschen, der das Rad schlecht bedient hatte, so dass etwas daran zugrunde ging, eine Ohrfeige. Aus Rache stellte der Bursche Rehschlingen auf und kümmerte sich nicht weiter darum. Bei der ersten Jagd im Herbste fand man an einem Tage sieben solcher Schlingen mit den Ueberresten gefangener Rehe, in wenigen Tagen bei näherer Nachsuche in die zwanzig. Aus Bosheit hatte der Mensch den Rehstand ruinirt und die armen Thiere im Walde verfaulen lassen. Bis die Schandthat aufkam, war der Kerl längst über alle Berge. Und wenn man ihn fing? Was konnte ihm dann geschehen? Er war ja nicht einmal ein Wilddieb, er hatte ja nichts gestohlen, sich nicht gewerbsmässig einen widerrechtlichen Vortheil zuzuwenden versucht; er wollte ja gar kein Wild. — Dem Jäger, der solche Erfahrungen gemacht hat und hartherzig geworden ist gegen dieses feige, hinterlistige Gesindel — ist es ihm zu

verargen, wenn er sich selber Gerechtigkeit verschafft, die ihm das Gesetz nicht genügend giebt! Bei einem juristischen Doctorexamen vor der Universität München hat ein Theologe die These vertheidigt, dass das Wild Niemand gehöre. Das Volk übersetzt sich solch juristische Spitzfindigkeiten in sein derberes Deutsch, wie es das Volk eben versteht, und sagt: Wenn das Wild Niemand's ist, dann ist es unser, sobald wir es ergreifen. Also greift zu, Kinder!

Dem Wilddieb gegenüber ist derjenige Jäger wehrlos, der ihm mit der gespannten Waffe nicht zuvorkommt. Hinter dem Jäger steht allerdings das Gesetz, aber in Gestalt von ein paar Mark Strafe oder einigen Sonntagen Gefängniss für den Dieb, gerade recht, um einen Rausch ordentlich auszuschlafen. Mit diesem tröstenden Schutz an der Seite trete er dem Frevler gegenüber, der ihn einfach auslacht. Gegen ihn aber werden Missbrauch der Amtsgewalt, Ueberschreitung der Grenzen der Nothwehr, unerlaubte Selbsthilfe, Körperverletzung und wie die übrigen schönen Gesetzesparagraphen alle heissen, angerufen. Unvergesslich ist die in Preussen passirte Geschichte: Ein Waldbesitzer sah vom Wagen aus zwei ausreissende Holzdiebe. Er hatte sein Gewehr, wie später vor Gericht zeugschaftlich

nachgewiesen wurde, in einem Lederfutteral an der Wagenseite angeschnallt; trotzdem rief er den Dieben zu: Halt oder ich schiesse! Die Letzteren machten Anzeige wegen Bedrohung mit lebensgefährlichen Waffen, wegen Nöthigung, und der Waldbesitzer wurde bestraft. Den Vers auf solch ein richterliches Verfahren mache sich Jeder selbst.

Die Beamten des Reviers M. hörten auf freiem Felde schiessen, ohne einen Kerl zu sehen. Das ging einige Tage so fort. Endlich krachte es wieder einmal in der Nähe eines Hohlweges, in welchem ein Jäger auf der Lauer lag. Der Jäger sprang auf, der Rauch verzog sich neben einem Botenweib, das mit bepacktem Rückenkorb gebeugt seines Weges ging. Der Wilderer stak in dem Weiberrock, das kurze Gewehr unter der Schürze und im Tragkorb die geschossenen Hasen. Vor dem Landgerichte Augsburg stand ein Wilddieb, der seinem „Gewerbe" in der Kutte eines Kapuzinermönches nachging; das Gewehr hatte er als Regenschirm maskirt. Wehe dem Jäger, der dem angeblichen Diener Gottes zu nahe kam; endlich wurde der Letztere aber doch ein „Opfer des Culturkampfes". – Diese beiden Bursche hatten doch wenigstens Witz im Leibe, um dessenwillen man sie nach einer gehörigen Tracht Prügel hätte selbst laufen lassen mögen.

Lieber übrigens zehn Wilderer im Revier, die mit der Flinte ihrem sauberen Metier nachgehen, als einen Schlingensteller. Auch für sie gilt das Sprichwort: Es ist wohl alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag, und schliesslich kommt die Stunde der Abrechnung doch. Man hört es ja, wenn sie schiessen, und kann ihnen entgegen treten. Aber das Schlingenstellen, dieses infame Handwerk, das leider zu dem Charakter unseres Bauern passt, just als ob es für ihn erfunden wäre! Keinem Frevel gegenüber ist der Jäger so machtlos wie diesem, und nichts entzieht sich der Ahndung des Gesetzes so bequem, wie das „Fangen". Einer von Hunderten wird ertappt und vielleicht so ertappt, dass er der That überführt werden kann. Es giebt Gegenden, wo Jedermann den geglühten Messingdraht und die Hanfschlinge bei sich führt; der vermögliche Bauer, der Geld auf Zinsen leiht, so gut wie der Häusler, der nächsten Sonntag ein paar Mass Bier im Wirthshaus trinken will und noch nicht weiss, womit er sie bezahlen soll. Wer eine Jagd besitzt, versäume keinen Feiertagsmorgen im Walde und durchstreife während der Kirchenzeit all' seine Bestände. Ordentliche Treibjagden halten sie mit den — Schlingen. Regelrecht wird der abzujagende Bezirk mit Schlingen verbunden, die Dickung

dann durchgeklopft, die zappelnde Beute ausgelöst, und die „Jagdgesellschaft" geht weiter, dem nächsten Bogen zu. Und dabei ist es ein ganz glücklicher Zufall, an eine derartige Wildererbande so anzukommen, dass man sie zur Strafe ziehen kann. Es kracht ja nicht, wenn ein Hase sich in der Schlinge fängt, und das klagende Reh wird von dem Zunächststehenden schneller abgefangen, als der vielleicht nicht allzuweit suchende Jäger sich über die Gegend orientiren kann, aus welcher er den verdächtigen Ton vernommen hat.

So ist es vorgekommen, dass, wie man einen Wald verlappt, die Wilderer zur Nachtzeit die Grenze des Waldes gegen die Felder entlang mit Schlingen verstellt hatten. Dann wurden, ging es auf Hasen, die Felder abgeleuchtet, oder die Rehe mit Hunden angehetzt. Am Morgen fand der Jäger natürlich keine Schlinge mehr, nur an den geknickten Stämmchen konnte er die nächtliche Schandthat errathen, und der aufgestampfte Boden, die abgeschundenen Haare zeigen es ihm an, wo ein armes Reh im Kampfe gegen den erstickenden Draht verröchelt hat.

Das sind übrigens die raffinirteren unter den Frevlern, die es so treiben, und es gehören ihrer stets mehrere zu dieser Art des schnöden Handwerkes. Gewöhnlich geht der

Kerl allein, um keinen Zeugen zu haben und aus Furcht, der „gute Freund" könnte später die Opfer der gemeinsam gestellten Schlingen für sich ausnehmen. Der Kerl geht allein, sein Werkzeug unter dem Hemd über den blossen Leib geschlungen, und wo er meint, dass er Erfolg haben könne, bindet er den Draht oder Strick ein. Die Wechsel der Rehe, die Hasenpässe sind ihm bekannt, mitten darauf „richtet" er. Rechts und links werden einige Zweige gesteckt, um dem Wild den Weg in die Schlinge ganz besonders ans Herz zu legen. Aussen am Gangsteig bezeichnet dann ein Bruch, ein in die Erde gestecktes Stäbchen u. dgl. die Stelle.

Der die Schlinge stellt, nimmt sie, jetzt wenigstens in den meisten Fällen, nicht mehr aus. Es haben doch schon Etliche ein Haar darin gefunden. Ein paar weniger Durchtriebene wurden wiederholt auf der That ergriffen und mussten derb bestraft werden. Einige sind „nicht wieder gekommen", kurz und gut, das Ausnehmen aus der Schlinge hat seine schlimme Seite, und jedesmal verfängt die Ausrede, das betreffende Stück Wild „gefunden" zu haben, auch nicht. Also schickt man seine „bessere Hälfte". Die Mannsbilder binden die Schlingen ein, Weibsbilder suchen sie ab, ob sich etwas gefangen habe, und

tragen die Beute nach Hause. Dürrholzleserinnen, Streurecherinnen, Schwammerlsucherinnen, Schwarzbeer-, Rothbeerbrockerinnen, und wie die ganze Bande von Teufelsgrossmüttern heisst, die Einen so oft bei Pirsch' und Anstand Himmel und Hölle verwünschen lässt, sind die Verbündeten unserer stillen Jagdcompagnons. So eine scheinheilige Canaille grüsst Dich mit der frömmsten Miene von der Welt mit ihrem „Gelobt sei Jesus Christus", und hat im Tragkorb auf ihrem Rücken unter Moos und Reisig eine gehengte Geiss oder einen erdrosselten Hasen. Die Geschichte mit dem „Finden" des Wildes glaubt der Richter diesen Weibern weit eher als ihren Gesponsen, und der erbittertste Jäger, der nach wochenlangem Lauern endlich ein Weib an die Schlinge herantreten sieht, scheut sich doch, ihr die Finger voll Schrot zu schiessen, wie er's dem Schlingensteller bei sich geschworen hatte.

Der Jäger ist geradezu machtlos diesem Gesindel gegenüber. Nur durch unermüdlichen Fleiss kann vielleicht er den Bauer ermüden, kann dadurch, dass er Tag für Tag die Schlingen ausnimmt, dem Schlingensteller die Lust benehmen. Denn wenn der Bursche lange kein Resultat sieht, wird er's vielleicht überdrüssig, sein Geld umsonst für den Messing-

draht auszugeben. Das ist jedoch nur in der glücklichen Gegend möglich, wo dem Jäger ein, höchstens zwei Frevler gegenüber stehen, wo er sein Revier leichter überwachen kann und Unterstützung bei der übrigen Gemeinde findet. Gegen ein Dutzend Schlingensteller, gegen ganze Gemeinden, die daraus ein Geschäft machen, kann der eifrigste Jäger auf die Dauer nicht wach bleiben, schliesslich verlangt die Natur ihre Rechte.

Es kommt übrigens selten viel bei dem Passen auf Schlingensteller heraus. Die wackere „alte Dorschen", wie Oberförster Th. im Freundeskreise allgemein hiess, hat es einmal damit versucht. Elf Tage und Nächte lang sassen abwechselnd er und sein Waldaufseher an einer Schlinge an. Am elften Tage ging der alte Herr eine halbe Stunde früher vom Posten, ehe der Waldaufseher kam; in dieser halben Stunde hatte der Frevler etwas in die Schlinge hineingelegt, was bei der Schnepfe als Delicatesse gilt, hier aber unserem Freund die weitere Mühe ersparte. Der Herr Oberförster war eben stets, wenn er sich auf seinen Posten begab, vertrauensselig an dem Bahnwärterhäuschen vorüber gegangen, in dessen Nähe er die Schlinge entdeckt hatte, und in dem Häuschen hauste uniformirt der Dieb. — Einer Reihe von Frevlern ist es über

haupt nur darum zu thun, die Schlingen gestellt zu haben. Entweder machen sie es wie jene polnischen Bauern, denen die Gutsherren verboten hatten, die Wildschweine von ihren Feldern zu vertreiben, und die darum mit Nadeln, Nägeln und Angeln gespickte Kartoffeln den unliebsamen Gästen vorwarfen, an denen sie schmählich eingingen — entweder legen unsere Bauern Schlingen, weil sie dem letzten Krauthäslein das bisschen Aesung nicht gönnen — den hohen Jagdpacht stecken sie natürlich grinsend ein — oder sie thun es aus angeborener Bosheit, aus jener heimtückischen Schadenfreude, die das Böse thut, nicht, weil es ihr Vortheil schafft, sondern weil es Andere ärgert. Der Mäher, der ein Rebhühnernest findet, klopft Ei um Ei auf, hat er doch dem „Jaga" ein Volk Hühner verdorben, und befriedigt es seine gemeine Seele, wenn der Jagdpächter im Herbst den „Pacht nicht herausschiesst", einen Tag lang umsonst sich abmüht. Gerade so werden Wechsel auf Wechsel verbunden, und das gefangene Wild verfault in den Schlingen. Welch ein Hochgefühl für den heimlichen Frevler, wenn er dann auch noch dabei ist, vielleicht als Treiber auf der Jagd, wo die stinkenden Ueberreste gefunden und der unbekannte Uebelthäter in allen Tonarten verwünscht wird.

Genug davon! Aber verübelt mir's Einer, wenn ich sage, dass ich den Raubschützen, der mit dem Gewehr in der Hand mir frech gegenüber tritt und vor dem ich vielleicht meines Lebens nicht sicher bin, geradezu liebgewinne gegenüber dieser schleichenden Niedertracht. Wer mit der Büchse dem Wilde nachschleicht, hat doch noch eher Mitleid mit der hochbeschlagenen Geiss, dem eben gesetzten Kitz — als dieses Gesindel, das sich feige davonschleicht, es dem Schicksal überlassend, welch unschuldig Thierchen es ins Verderben schicke.

Legbüchsen aufrichten — das ist das einzig Wirksame gegen diese Pest; das ist aber ein Mittel, zu dem nur derjenige greifen kann, der im Staatswald oder seinem Eigenthum die Jagd — der Glückliche! — ausüben kann.

Die Jäger in der Stadt tragen an dem Ueberhandnehmen des Wildfrevels keine kleine Schuld; es ist Zeit, auch das einmal offen auszusprechen. Jeder Gewürzkrämer und Kaffeesieder muss, wenn er ein paar Pfennige zusammengekratzt hat, jeder „Privatier" natürlich seine Jagd haben; sonst wäre der Protz nicht fertig. Hinausgefahren auf die Versteigerung der Dorfjagden, Einer überbietet den Anderen; schliesslich wird die Jagd dem Herrn

Müller oder Schultze um eine unsinnige Summe zugeschlagen. Natürlich, wenn der Pacht schon so theuer zu stehen kommt, wie kann man da einen Jäger oder Aufseher noch extra besolden; es „tragt ihn ja nicht". Um die Jagd zu erreichen, fährt man eine Stunde weit per Bahn. Man kann überhaupt, ohne unsinnige Auslagen, nicht anders als zu den bestimmten Ankunfts- und Abgangszeiten der Eisenbahnzüge nach der Jagd kommen und von ihr gehen.

Sollte der Herr Wilderer so einfältig sein und das nicht herausbringen? Er raucht gemüthlich am Eisenbahnperron seinen Knaster, und, wenn Niemand „aus der Stadt" kommt, oder wenn die Herren eben wieder heimgefahren sind, macht er seine Jagd. Das fällt Keinem der Stadtherren ein, einmal eine Station näher oder weiter den Zug zu verlassen — nach der Abfahrt auf der nächsten Station auszusteigen und rasch wieder umzukehren, um so unversehens, in der Nacht, Dorf und Revier zu controliren. Wenn der Bauer merkt, dass er keinen Augenblick vor dem Besuch des Jagdpächters sicher ist, hütet er sich, und in den Ruf eines Ueberall und Nirgends kann man sich bei dem Landvolk schon setzen, es gehört nur derjenige Fleiss dazu, von dem wir leider so oft schon sagen

mussten, dass ihn eine Menge von Leuten nicht besitzt, die im grünen Röcklein stolziren und höchlich beleidigt wären, wollte man sie nicht für „firme" Jäger halten.

Wenn es zu spät ist, wenn der Wilddiebstahl schon unter ihren Füssen blüht, dann kommen sie und fragen: Ja, wie ist denn das nur möglich, bin doch immer selbst draussen gewesen! — Ja wohl, wie ein Automat. Auf die bestimmte Minute angekommen und ebenso regelmässig wieder abgefahren. Inzwischen aber geschah das Uebel. —

Juni.

„Rehbockmonat."
v. Wildungen.

Die Färbezeit ist vorüber, und auf den rothen Bock die Jagd eröffnet. Wie die Schonzeiten in den einzelnen Ländern auch gesetzmässig festgestellt sein mögen — hier ist der Bock das ganze Jahr vogelfrei, dort geniesst er zwei Monate, dort eine längere Ruhe — waidmännische Regel ist, die Pirsche und den Anstand erst dann zu beginnen und zu frequentiren, wenn die Rehe sich verfärbt haben. Der graue Bock steckt noch voll von Engerlingen; selbst im Anfang des Juni wird man beim Zerwirken „fertiger" Böcke diese appetitverjagenden Würmer in den Gängen vom Gehirn nach dem Windfang zu noch auffinden.

Mit dem Juni wird die Jagd des Jahres eröffnet — die kurze Episode des Schnepfenstriches und der Falzzeit existirt ja nicht für die Mehrzahl der Jäger. Nun aber mag der

Fuss wieder ausschreiten in dem im Vollsaft stehenden Walde, und eines der schönsten Capitel des Waidwerkes liegt aufgeschlagen vor uns. Sei es gestattet, vorher jedoch ein anderes Thema hier auszuführen, das in einem Handbuch der Jagd wohl auch berührt werden muss: Die Aurüstung des Jägers.

Ein „schöner" Jäger ist ein schlechter Jäger. Wenn ich so einen ragenden Spielhahnstoss sehe — versteht sich, muss es immer ein ganzer sein — neben Adlerflaum und „Gemsbart aus Rehhaaren" — von Berlin aus ist er so zum Verkaufe ausgeschrieben worden – auf dem Hut, der womöglich von Sammet ist; nagelneues Riemenzeug, kostbare Joppe mit ditto Hose, direct aus dem Kleiderladen und vom besten englischen Stoffe, auch in den gangbarsten Waldfarben; unten gegen das Pedal zu Harzer Gamaschen in jener unbeschreibbaren, an die Windeln erinnernden Couleur, oder gar hohe Juchtenstiefel bis zum Bauch herauf.... das ist ein Jäger, den man gewiss als Wildscheuche an die Wetterseite des Jagens stellt. Aber solcher Jäger giebt's viele, und zwar nicht bloss in den Schaukästen der photographischen Ateliers; sie machen alle Jagden in der Umgebung grosser Städte unsicher. Im Hochgebirge tragen sie natürlich mit Vorliebe nackte Kniee, gemslederne Hosen,

Wadenstrümpfe, die an den dürren, wadenlosen Knochen eigens befestigt werden müssen, und „Haferlschuhe". Am ersten Tage! Am zweiten hat die Sonne schon die weisse Haut um die Knochen ihrer Kniee verbrannt und die „Haferlschuhe" die Füsse wundgerieben . . . wie beeilt er sich heute, wieder die langen Beinkleider hervorzusuchen, in denen die Spazierhölzer sich nicht in ihrer ganzen unnatürlichen Dürre präsentiren.

Sommer und Winter das gleiche Kleid, eine leichte, nicht zu eng anschliessende Joppe oder Blouse von Wollstoff, Hosen von demselben Zeug, durch wollene Gamaschen fest mit dem soliden Schuhwerk verbunden. Als Farbe ein graues Braun oder Grün, wie es im Walde am wenigsten von der Umgebung absticht; alles zu Helle und zu Dunkle ist vom Uebel. Als Kopfbedeckung ein weicher Hut oder ditto Mütze, die sich über die Stirne hereinziehen lässt, so dass Schild oder Krempe die Augen, die so oft verrätherischen, bedecken können. Viel Taschen in, nicht aussen auf der Joppe und keine klappernden Knöpfe, nur übersponnene oder überzogene daran. Die „schönen" Hirschhornknöpfe, oft ganze Rosen vom Hirschgeweih, überlasse man den Bänkelsängern. Im Walde draussen klingen sie bei jeder Berührung mit dem Gewehr, die nament-

lich unvermeidlich ist, wenn man die Büchse rasch in Anschlag bringen will, und einmal ist mir's sogar passirt, dass ich beim hastigen Aufnehmen der Schrotspritze heftig mit dem Zündstift der Lefaucheuxpatrone — in der ersten Zeit der Hinterlader führten wir ja Alle dies Gewehr — gegen solch einen Hirschhornknopf stiess, und der Schuss mir hinausfuhr. Ebenso sind auch die hohen Stiefel im Walde nichts nutz, weil die dagegenschlagenden Zweige immer ein Geräusch verursachen, das dem Wilde fremd ist und es aufmerksam macht. Das Schuhwerk braucht kein Bergschuh zu sein mit seinem überschweren Beschläg, aber es sei solide, dass man sicher darin auftreten kann; „knarzen" darf es natürlich am wenigsten. Die zum Pirschen empfohlenen Gummiüberschuhe machen zu heiss; sandalenartig mit Schnüren zum Umbinden versehene Filzsohlen leisten Demjenigen besseren Dienst, der es nicht vorzieht, im kritischen Augenblick die Schuhe auszuziehen, sie in den Rucksack zu stecken und in Strumpfsocken sich ans Wild zu schleichen. Im Winter ziehe man unter dem nämlichen Anzug eine wollene Unterhose und ein Leibchen an von flanellgefüttertem weichen Leder oder ebenfalls aus Wolle gestrickt. Das schmiegt sich an den Körper und lässt die Arme frei für

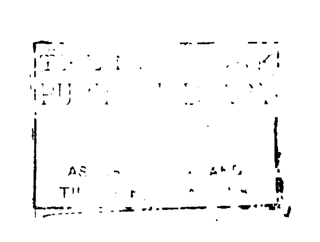
jede Bewegung, und mit zwei solchen zur Abwechslung paraten Anzügen reicht man das ganze Jahr. Nichts ist weniger praktisch, als die langen Kotzen, aus bretterdickem Loden zusammengefalzten Winterjoppen, die zwar sehr warm halten, den Schweiss zu allen Poren heraustreiben, in denen man aber wie ein Säugling im Kissen eingefatscht ist, so dass man nie einen raschen Schuss darin hinwerfen kann. — Im Hochgebirge steigt es sich allerdings weit besser, namentlich angenehm kühl, in der Tracht der Bergbewohner, die diesen ja von der Natur ihres Aufenthaltsortes dictirt ist. Aber wer nicht jahraus jahrein in den Bergen wohnt — der kann die Jagd dort ebenso gut mitmachen, ohne sich in das Costüm der Bergfexen zu kleiden. Behagen ihm die kurzen Hosen, so nehme er dazu nicht Wadenstutzen, sondern lange über das Knie reichende Strümpfe, die man beim Steigen unter das Knie schiebt, über das Strumpfband hinunter, beim Ruhen zum Schutze der Gelenke wieder darüber zieht. Es tragen übrigens Treiber und Jäger im Hochgebirge selbst sehr häufig lange Beinkleider, nur etwas weiter als die unserigen, dass die Luft leichteren Zutritt habe; also braucht auch, wer einmal im Jahr auf eine Gemsjagd kommt, sich seiner heimatlichen Buxen nicht zu schämen.

Als Waidtasche, respective an ihrer Stelle ist der Gebirgssack, der Rucksack, sehr praktisch, namentlich wenn man weitere Touren macht, einen Wettermantel, ein paar Reservesocken und etwas Proviant mit sich tragen will; besonders auch für Denjenigen, der das geschossene Wild selber zu transportiren hat. Die Last vertheilt sich gleichmässig auf beide Schultern, und das doppelte Gewicht auf dem Rücken belästigt nicht so sehr, wie das einfache in der an der Seite liegenden, immer vor- und rückwärts rückenden Waidtasche. Doch sehen die Hasen sehr ramponirt aus, wenn sie eine Zeit lang im Rucksack getragen wurden; es wäre fast nöthig, ihnen den Balg gehörig auszukämmen, ehevor sie zu Markt geschickt werden. Und den Rehbock trägt man ebenfalls besser aussen auf den Bergsack hinaufgeschnallt. Zu dem Ende muss der Sack richtig nach dem Muster eines Original Tiroler „Schnerfers" construirt sein: breite lederne Tragriemen, die von einem starken Messingring oben ausgehen, an welchem der gehesste und geschränkte Bock mit den vier Läufen in den Kniegelenken angebunden, und von dem aus er mit zwei Kordeln, die durch die correspondirenden Ringe an den Enden der beiden Riemen über den Bock hinweg gezogen werden, festgehalten wird. So die Last über

den Rücken vertheilt, geht es leichter fürbass, als wenn der Bock, im Rucksack drinnen, weit ins Kreuz herunter hängt, auch behält das aussenhängende Stück Wild immer ein besseres Ansehen. Wer seinen Bock nicht selber heimwärtsschleppen — seine Bedürfnisse im Hochgebirge oder sonst wo nicht auf dem höchsteigenen Rücken tragen muss, der bediene sich zwar auch des Bergsackes als des besten Transportmittels, falls sein Gepäck nicht eine ganze „Krax'n" füllt, aber nur um einen Träger oder Treiber damit zu belasten. Ihm selber genügt ein kleines Ledertäschchen, entweder um den Leib unter der Blouse geschnallt, wenn der Magen sich nicht gegen den sanften Druck auflehnt, oder über der Achsel zu tragen, am besten ebenfalls unter der Joppe. Alles, was aussen baumelt, hindert im Walde, in welchem man jetzt durch Gebüsch schlüpfen, jetzt durch dichtes Stangenholz, struppige Fichtenstämmchen sich winden, kurz für alle Eventualitäten gerüstet sein soll. Ein im Griff feststehendes Messer in der eigens dazu neben der rechten Hosentasche angebrachten Messertasche vervollständigt die Ausrüstung. Wer sich solch einen Knicker beilegen will, lasse sich durch den Messerschmied nur ja nicht verführen, sein schönstes Exemplar mit herrlich geperlter Rehstange um theueres



Sommer.



Geld ihm abzukaufen. In der Praxis macht der Besitzer solch kostbarer Waffe damit nur unangenehme Erfahrungen. Der erste Bock, den man damit knickt, reisst die schönen Perlen bei der geringsten Bewegung durch die Hand, deren Haut dabei in Stücke geht.

Fehlt nur noch die Büchse, das Gewehr. Das handbarste Gewehr des praktischen Jägers ist die Büchsflinte; sie ist die ständige Begleiterin im Walde, die treue „anhängliche" Freundin. Rechts ein Kugelrohr, links Schrotflinte. Aber nun, welch ein System soll man nehmen? Mit geringen Unterschieden ist jedes gut; allgemein eingeführt, am verbreitetsten wenigstens, ist die Lancasterbüchse mit der Metallpatrone. Lancaster, der Name ist von dem Gewehr eines bestimmten englischen Meisters herübergenommen worden für die ganze Reihe der verschiedenen Centralfeuerwaffen. Wer sich ein Gewehr anschaffen will, geht zum Büchsenmacher und sucht sich unter dessen Vorräthen das tauglichste aus. Der Büchsenmacher ist verpflichtet, die Büchse dem Käufer vorzuschiessen; wenn er nicht will — einige englische Firmen weigern sich dessen, wahrscheinlich aber nur vor deutschen Kunden, nun, zwingen kann man Niemand zu seinem Vortheil — geht man zu einem anderen; ein deutscher Verkäufer wird es

aber kaum so weit kommen lassen. Jede Büchsflinte soll zwischen den Hähnen einen umlegbaren Diopter haben. Nicht um ihn etwa beim Schuss auf Wild zu gebrauchen, nein, aber er ermöglicht jederzeit die Controle, ob Korn und Kimme noch auf dem rechten Fleck sitzen — so ein „Straplizir"gewehr muss unter Umständen ja gar verschiedene Püffe aushalten. — Der Diopter ist auf „gestrichen Korn" zu stellen, und so gestellt, darf das Gewehr bei vollständig gleicher Lage und Visir von 50 bis 150 Schritten nicht aus dem Dreier-Kreise schiessen, muss den Deckel eines Halbliterkrügels treffen. Solche Rasanz kann heutzutage von jeder gut gearbeiteten Büchse verlangt werden, die sogenannte Expressrifle muss dasselbe bis 300 Schritte leisten. Alle Künsteleien sind auf der Jagd vom Uebel; die Anleitungen, auf 80 Schritte so, auf 120 so zu halten, die doppelten Klappen auf dem Mittelvisir, nach der Entfernung bald die eine, bald die andere aufzustellen. Mit einer richtig construirten Büchse halt' ich auf alle Distanzen gleich, unsinnige Entfernungen natürlich ausgenommen, und treffe dann stets den guten Fleck bei Hirsch und Bock. Die zum Anstechen eingerichteten Gewehre — früher musste jede Büchse Hochschuss haben, und man hielt den Lehrling dazu an, sobald er, am Vorderlauf

emporfahrend, „Roth habe", also mit dem Korn den Rumpf des Wildes hinter dem Blatt berühre, es schnellen zu lassen — taugen nichts. Die Regel war gut für die alte Zeit mit ihrem nachbrennenden Steinschlossgewehr und ihren reichbesetzten Wildbahnen, wo man nicht so schnell arbeiten musste wie in unseren Tagen. Wenn der Bock vertraut auf 50 Schritte in der Wiese steht und das Blatt herhält wie die Scheibe ihr Schwarzes, kann man ihn freilich auf jedmögliche Weise treffen. Wie man aber mit einer Büchse, die Hochschuss hat, ein flüchtiges Stück Wild anders als per Zufall waidgerecht niederlegen kann, verstehe ich nicht. Eher mit geringem Tiefschuss; denn der rasch mitfahrende Schütze geht unwillkürlich tiefer in das bezielte Wild hinein, nimmt das Korn unwillkürlich gröber. Die richtige Jagdbüchse muss ihre Kugel auf den Fleck schiessen; von einem Ausweichen nach der Seite kann natürlich von vorneherein keine Rede sein. Als Caliber wird jetzt allgemein das bei den bisherigen Militärwaffen — vor der Annahme des kleincalibrigen Mehrladers — übliche mit geringen Differenzen geführt; als Geschoss ein Langblei mit oder ohne Expansion. Die alte Rundkugel hatte ihre grossen Vorzüge, für deren geringsten ich die mit ihr gewonnene

gute Schweissfährte gewiss nicht halte. Viele Jäger führen sie auch heute noch, und sie lässt sich natürlich ebenso gut aus einer Centralfeuerbüchse schiessen, wie aus jedem Vorderlader. Aber sie taugt doch mehr für die kleineren Entfernungen des Waldes, als für das Hochgebirge, und darum wird das Langgeschoss vielfach vorgezogen, weil es im Falle des Bedürfnisses auch den weiteren Schuss gestattet, eine grössere Rasanz damit erzielt werden kann. Das Beste in dieser Beziehung ist die Kropatscheck'sche Expresskugel, Langblei ohne Ringe und Einfettung, mit Papierführung und an der Spitze abgeplattet. Sie reisst ein ordentliches Loch in die Wilddecke und giebt die gewünschte Rothfährte, ohne einen anderen Vorzug des langen Geschosses dafür einzubüssen: die guten Eigenschaften beider Kugeln somit vereinigt. — Ueber die Expansionskugel ist viel gestritten worden; im einen Revier ist es verboten, sie anzuwenden, anderswo wird sie gewünscht, selbst zur Bedingung der Jagdeinladung gemacht. Wir reden von der Expansionskugel, nicht Explosionskugel; die letztere mit Zündstoff versehen und einer Zündpille an der Spitze, so dass es — wenn man so sagen darf — einen zweiten Schuss nochmals im Körper des getroffenen Thieres giebt, ist nur auf die Raub- und

Riesenthiere fremder Welttheile anwendbar; die Expansionskugel dagegen empfiehlt sich auf Rothwild sehr, namentlich bei Treibjagden und im Hochgebirge. Es ist das die bekannte Kugel mit dem Kupferhülschen von der Spitze an durch zwei Drittel ihrer Länge hindurch. Statt dieses Kupferhülschens füllen Andere die Höhlung der Kugel mit Talg aus, Dritte verschliessen den leeren Raum mit einem Bleipfröpfchen, endlich habe ich's auch schon gesehen, dass man einen Wassertropfen hineingab und ein Schrotkorn darauf als Verschluss drückte. Von dieser Kugel behauptet nun ein Theil, dass sie, auf Knochen aufgehend, durchschlage, in Weichtheilen aber auseinandergehe und mit ihren verschiedenen Stücken hier und dort tödtliche Verletzungen hervorbringe; die Gegner sprechen ihr jede Durchschlagskraft ab und schreiben ihr nur eine geringe Wirkung im Wildpret zu. Die Gesetze, nach denen die Kugel deformirt wird, sind eben noch nicht festgestellt; aber was ich aus der Erfahrung einer Reihe von Jahren weiss, ist, dass das mit der Expansionskugel geschossene Wild eher verendet, als das von der Vollkugel getroffene, und daher empfiehlt sich ihr Gebrauch in den oben angeführten Fällen. Hie und da freilich äussert sie ihre tödtliche Wirkung auf Kosten des Wildprets, das in

der Umgebung des Schusscanales weniger gut aussieht, ein Grund, weshalb sämmtliche Wildprethändler unter den Gegnern dieses Geschosses sind. Der Pirschjäger, der mit seinem Schweisshund allein gemüthlich seine Wege verfolgt, hat sie weniger nöthig; ihm fehlt die Zeit nicht, in aller Ruhe auf der Fährte des geschossenen Stückes nachzuhängen, und die Nachsuche mit einem gutgearbeiteten Hunde hat ihre besonderen Reize. Anders im Hochgebirge, wo der kranke Hirsch, die angeschossene Gemse oft in Wände hineinsteigen, aus denen sie manchmal gar nicht, gewöhnlich nur nach unsäglicher Mühe herausgeschafft werden können. Anders bei grösseren Treibjagden, auf denen es klappen soll, Jagen für Jagen sich folgen müssen; man bringt ja nicht alle Tage die nöthige Anzahl Schützen zusammen, und hat man ihrer endlich genug und soll jetzt fünf, sechs Stunden hinter angeschweisstem Wilde nachsuchen und die Jagd so lange aufhalten, die Jagdgesellschaft, die natürlich nicht selbdreissig auf der Fährte nachtrampeln kann, würde eine solche Pause nicht mit vergnügten Gesichtern hinnehmen. Ebenso bei den Jagden grosser Herren, die sich in einem bestimmten Zeitabschnitte Tag für Tag folgen. Die ganze Jägerei ist beschäftigt, die hohe Jagdgesellschaft zu bedienen, und das Arran-

gement des heutigen Treibens beansprucht alle Kräfte, so dass Niemand verfügbar ist für eine allenfallsige Nachsuche nach gestern angeschossenem Wild. Da heisst dann der leidige Trost, „es wird ihm nicht so viel gethan haben"; aber Füchse und Raubvögel wissen es besser! Eine Kugel, von der man weiss, dass das getroffene Wild innerhalb einiger hundert Schritte verendet zusammenbricht; wenn nicht, dann war die Verwundung nur so leichter Natur, dass man ein Eingehen des Stückes mit Bestimmtheit nicht annehmen darf, eine solche Kugel ist viel werth, und die Expansionskugel ist ein solches Geschoss. Wer die paar Gramm Wildpret, die von ihr verdorben werden — namentlich bei Waidwundschüssen — berechnet, zieht die mit Talg gefüllte Kugel derjenigen mit dem Kupferröhrchen vor; schiesst er diese Kugel aber zuerst auf dem Scheibenstand, möge darauf Rücksicht genommen werden, dass bei rasch hintereinander abgegebenen Schüssen das Rohr sehr erhitzt wird und der Talg in der Kugel schmilzt, so dass sie gern flattert; auf der Jagd ist diese Gefahr nicht vorhanden, so oft zu schiessen ist im bestbesetzten Revier nicht möglich. Wildmeister R. in H. erzählte mir, dass er allerdings, seitdem die Jagdgäste des hohen Jagdherrn nach dem Beispiele dieses

Meisterschützen und Jägers sich der Expansionskugel bedienen, etwa 40 bis 50 Pfund Wildpret im Jahre dem Pächter des erlegten Wildes für arg zerschossene Theile in Abrechnung bringe dagegen aber kein Stück Wild mehr das Jahr über zu Verlust gehe. Ich selber schoss dort einen guten Hirsch von vierzehn Enden, den ich nicht anders als waidwund haben konnte; schon beim zweiten Schützen unter mir that er sich nieder und wäre im Schweissbett verendet, wenn Freund R. ihn nicht wieder lebendig geschossen hätte. Dann ging er noch mit Aufbietung seiner letzten Kraft ein paar hundert Schritte über den Gries und brach zusammen. Mit der Vollkugel hätten wir schwerere Arbeit gehabt.

Ein Büchsenrohr muss jeder Büchsenmacher zum präcisen Schuss bringen können, falls er sein Handwerk versteht; die brillanten Leistungen einer Schrotflinte dagegen sind nicht mit solcher Sicherheit zu versprechen. Ein erträgliches Resultat wird man mit Fleiss und fortgesetztem Anschiessen, Schmirgeln und Kolben auch hier erzielen, namentlich seit die Einführung der Chokebohrung in ihren verschiedenen Stärken, ganze, dreiviertel-, halbe, viertel-Würgung, dem Büchsenmacher hierzu verschiedene Wege geebnet hat. Aber unter zwanzig scheinbar völlig

gleichen Doppelflinten schiesst doch jede die Schrotkörner anders, wenn man den Zielpunkt nur ein klein wenig entfernter aufstellt. Und die Güte des zum Lauf verwendeten Materiales kommt für den Schuss gar nicht in Betracht. Es kann sich treffen, dass der ordinärste Eisenlauf den feinsten Damast schlägt. Bankier E. in Fr. kaufte bei S. für seinen Jagdaufseher ein billiges Gewehr; ehe er es übergab, versuchte er „zum Spass" die unansehnliche Flinte, und das Gewehr schoss so brillant, dass es seitdem sein Leibgewehr geworden ist, in dem Falle nämlich, wenn der Herr Commercienrath allein auf Jagd ist. Bei Gesellschaftsjagden ein so „schlechtes" Gewehr zu führen — billig und schlecht werden ja thörichterweise so häufig als Synonyma gebraucht — verbietet die Repräsentationspflicht seines Hauses. Wer sich eine Schrotflinte vom Händler vorschiessen lässt, erhält gewöhnlich kein getreues Bild ihrer Leistungen. Wenn man am Pulver abbricht, deckt der Schuss besser, und das täuscht den Käufer ungemein, denn diese bessere „Deckung" erfolgt auf Kosten der Durchschlagskraft. Die letztere aber kennen zu lernen, nimmt man sich gewöhnlich nicht die Mühe, kann es auch nicht, wo in der hergebrachten Weise probirt wird, auf den Schiessstätten der Städte, die einen

besonderen Stand zum Einschiessen der Schrotflinten haben. Der Büchsenmacher nagelt ein Blatt Papier auf die von tausend Schrotkörnern schon durchlöcherte Scheibe, und nun wird gezählt, wie viel Körner und mit welchem Streukegel auf diesem Papier sitzen. Den Durchschlag, die Zahl der Körner, welche durch die Scheibe gefahren sind, kann man nicht constatiren in dem längst zerfetzten Brett. Und doch ist ein Gewehr, das vier, fünf Körner durch das Ziel schiesst, demjenigen vorzuziehen, das ihrer dreissig und vierzig darauf schiesst. Man schüttle einmal solch einen mit einem nur deckenden Gewehr beschossenen Hasen — möglich, dass er ja vorher oder nachher ein Korn „durch" bekommen hat — die Körner fallen aus dem Balg oder stecken zwischen Balg und Kern.

Die Mehrzahl der Doppelrohre ist beim Zusammenlöthen verdorben worden. Wenn man solche Gewehre in lauter Doppelringe zerschneiden wollte — ich war dabei, als diese Probe in Lüttich gemacht wurde — würde man staunen über die Ungleichheit des Laufes, sich entsetzen über die Gefährlichkeit, aus einem solchen Gewehr zu schiessen: hier dünn wie überseeisches Briefpapier, unegal von der Kammer bis zur Mündung. Die officiellen Proben geben dagegen gar keine

Garantie. Die diesen unterbreiteten Läufe werden calibrirt an Kammer und Mündung; was nachher mit der Aussenseite des Rohres geschieht, hat jeder Büchsenmacher mit seinem Gewissen abzumachen; um das verlangte Vogelflintchen herzustellen, um dem Doppellauf das Ansehen zu geben, als würden die beiden Rohre parallel laufen — wird zwischen Kammer und Mündung aussen an den Rohren Eisen weggenommen, so lange es nur geht. Dazu arbeitet von innen der Schmirgelstock nach, um die kleinen Aescherflecken und durch das Zusammenlöthen hervorgebrachten Unebenheiten zu entfernen, und so finden sich Stellen, die man mit einer Nadel durchstechen könnte, die aber das Auge in dem blitzblanken Laufe nicht zu sehen vermag, und eine andere Controle, die Rohrwandstärke eines Gewehres in der ganzen Länge des Laufes zu prüfen, hat der Käufer nicht; oben und unten ist sich die Flinte ja gleich geblieben, genau so; wie sie die Probeanstalt verlassen hat. Man tröstet sich damit, dass ja doch die im Eisen stärkere Kammer und der unmittelbar daran liegende Theil des Laufes den Hauptstoss des mit einmal explodirenden Pulvers auszuhalten habe und vermöge seiner Stärke auch aushalten könne, und in der That sind weit weniger Unglücksfälle vorgekommen, als man nach

dem Ergebnisse einer solchen Prüfung der Doppelflintenläufe hätte erwarten müssen. — Ich glaube, die Gewehrfabrikation der Zukunft wird noch so manche Aenderung und Umgestaltung erfahren müssen. Bisher war sie Handarbeit, auf die kleinen Leute in Stadt und Umgegend vertheilt, die ein paar Stunden des Tages z. B. Rohre schmiedeten mit der ganzen Familie und dann ihr Feld bestellten. Am Samstag trägt jeder Arbeiter seine Rohre, seine Schrauben, seine Hähne, seine Bügel, seinen Schaft zum „Fabrikanten" und erhält sein Geld dafür je nach Befund der Waare. Wenn Mancher, der auf seiner Doppelflinte den Namen des „Fabrikanten" mit silbernen Buchstaben eingegraben liest, wüsste, dass der „Fabrikant" ein ehrsamer Schneider ist, der nicht daran denkt, nur eine Esse im Hause zu haben! Aber er näht dem Schäfter einen Flaus zusammen für Schäfte, dem Rohrschmied fertigt er einen Anzug für Läufe, die Kinder des Schlossmachers kleidet er für Schlösser, schliesslich bekommt er im Laufe des Jahres eine Reihe von Garniturstücken zusammen, und jetzt macht er einem weiteren Arbeiter einen stolzen Frack dafür, dass dieser zu ihm kommt und aus dem Trödel die fertigen Gewehre zusammenstellt. Die letzteren gehen dann mit seiner Firma in die Welt. Und so

gar viel liegt auch nicht daran; macht es denn die Mehrzahl der heutigen Büchsenmacher anders? Sie lassen all' ihre Jagd- und Scheibengewehre fix und fertig, die Firma schon eingravirt, aus Suhl oder Zella oder sonstwoher kommen; sie müssen es vielfach thun, denn meistens können sie diese Waffen nicht so billig herstellen, als sie dieselben beziehen; in ihren eigenen Werkstätten werden nur die kleineren Reparaturen gemacht, die grösseren gehen ebenfalls nach auswärts. — Dieses patriarchalische Verhältniss in den Centren der grossen Gewehrfabrikation kann natürlich auf die Dauer nicht bleiben; auch hier tritt die Maschine an die Stelle der Handarbeit, ist vielfach schon getreten, denn es ist geradezu merkwürdig, dass bei der Herstellung von Feuerwaffen, die doch eine so ungemeine Genauigkeit der Ausführung verlangen, wir immer noch auf dem Punkte stehen wie vor einer Reihe von Jahren; in der Ausführung nämlich, die Waffe selber ist mit der Zeit eine andere, bessere geworden. Im Uebrigen hat Deutschland jetzt endlich selbst officielle Probiranstalten erhalten, wie sie Belgien, England und Frankreich längst haben, und die Versuchsanstalt in Halensee (bei Berlin) unter der Leitung des trefflichen Major Thiel trägt zur Verbreitung besserer Kenntnisse des Ge-

wehrwesens einerseits bei, wie sie in anderer Richtung das Publicum beim Einkauf des Gewehres durch sorgfältige Beschiessproben vor Nachtheilen bewahrt und jede Neuerung auf dem gesammten Gebiete der Jagdwaffentechnik unparteiischer und eingehender Prüfung unterzieht. Das alles kann nur fördernd auf die gesammte Gewehrfabrikation wirken. — Eine grosse Rolle spielen gegenwärtig die Choke-bore-Läufe. Das sind Rohre mit einer Verengung an der Mündung, eine Erfindung der Neuzeit, wenn auch ältere Büchsenmacher daran gedacht haben, ob man nicht dem Flintenrohr eine Verbesserung geben könne, ähnlich dem Mundstück am Wasserschlauch einer Feuerspritze. Der kräftige Strahl wird hier dadurch erzeugt, dass das Wasser vor dem Austritt aus dem Schlauche die bedeutende Zusammenpressung im Mundstück erfährt. Auch über das Choke-bore-Gewehr ist sich die Welt der Techniker wie der Jäger nicht klar; den ersteren falliren beim Ausbohren so und so viele Läufe, bis einer gelingt, und über das Warum des besseren Schusses sind beide noch im Unreinen. Die Einen sagen, die Schrotsäule wird zusammengedrückt im Augenblicke, da sie den Lauf verlässt, gewürgt, wovon der Name Würgebohrung; der andere Theil stützt sich darauf,

dass beim Schrotschuss die Hauptsache der Pfropf zwischen Schrot und Pulver ist, welcher die langsame Entwickelung der Pulvergase, wie es die Kugel im Büchsenlaufe macht, hindert und so den „Schuss" bedingt, und behauptet, die Verengung halte den Pfropf im Augenblick des Verlassens des Rohres zurück und hindere also das Atom eines Gedankens lang — Pardon einer solchen Zeitbestimmung! — ihn am Austritt, gleichzeitig halte sie natürlich auch die Pulvergase retour, die somit nicht mehr die bereits früher hinausgeschleuderten Schrote durch Eindringen in die Schrotsäule zum vorzeitigen Streuen veranlassen können. Die Leser sehen: der Streit ist ein akademischer, die Hauptsache für uns ist das gut schiessende Gewehr. Wie der Fabrikant den guten Schuss erzielt und warum, interessirt uns erst in zweiter Linie.

Ein guter Schuss ist aber auch abhängig von der guten Ladung der Patrone. Die mit einem bestimmten Pulver eingeschossene Büchse spürt sofort den Wechsel der Pulversorte. Es ist auch nicht gleichgiltig, wie die Schrotpatrone gefüllt wird, und vielfach, auch mit Recht, sind die grösseren Leistungen der Hinterlader gegenüber den alten Vorderladern darauf zurückgeführt worden, dass den zu Hause fertig geladenen Patronen stets eine

grössere Sorgfalt zugewendet wird, als der hastende Jäger besass, wenn er während der Jagd den Vorderlader stopfte und währenddem rechts und links die Augen fliegen liess, ob etwa Wild seinem Stande sich nähere. Das Verhältniss des Pulvers zum Schrot variirt je nach der Schrotsorte. Vom kleineren Hagel wird man mehr nehmen dürfen als vom groben Korn; bei dem Schuss auf das kleine Federwild wird bessere Deckung, bei dem Schuss auf grössere Thiere mehr Durchschlag verlangt. Auf das Pulver gehört sich ein kleines Cartonplättchen, nach diesem letzteren ein guter, gefetteter Filzpfropf. Man macht die letzteren jetzt auch in Deutschland von hinreichender Qualität; vorzüglich sind die englischen, jedoch nur in Caliber 12, welches Caliber fast ausschliesslich in England geführt wird. Ihre Pfropfen Caliber 16 sind zu klein, also für eine Flinte Caliber 16, wenn englische Fettfilzpfropfen geschossen werden sollen, solche Caliber 14 zu verlangen. Auf das Schrot gehört ein dünnerer, doch ja nicht zu dünner Verschlusspfropfen, und sodann der Rand der Patrone fest umgebogen. Es liegt daran, den sich entwickelnden Pulvergasen durch die ganze Ladung hindurch möglichst kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, so dass die Gasentwickelung mit einem Schlage erfolge.

Ein zu dünnes Pappscheibchen auf dem Hagel ist nicht im Stande, den Patronenrand gleichmässig aufzurollen, wird schräg durch den Lauf gehen, die Schrotladung theilen und so die Sicherheit des Treffens sehr beeinträchtigen. Das Pulver der Zukunft ist das rauchlose, wie das Gewehr der Zukunft hahnenlos sein wird. Gleichzeitig mit der Einführung des rauchlosen Armeepulvers sind auch solche Jagdpulver zahlreich in den Handel gekommen: erst über alle Massen gelobt, namentlich der sogenannte Hohlschuss (Sitzen der Schrote nur in der Peripherie, nicht im Centrum) sollte bei ihnen gar nicht mehr vorkommen, sind sie bei der Mehrzahl der Jäger schon wieder zurückgestellt worden: das Armeepulver ist Staatsgeheimniss, das im Handel befindliche rauchlose Jagdpulver noch nicht auf der Höhe, das Schwarzpulver jetzt schon zu verdrängen.

Als Caliber für die Flinte genügt für alle Fälle Caliber 16. Es ist zwar richtig, dass aus einem Rohr, in welches man eine ganze Handvoll Schrot und Pulver schüttet, auch wieder eine Handvoll Schrot herausfährt, und somit ein grösserer Durchmesser damit gedeckt wird. Mässige Schützen wählen in der Meinung, dass sie in dem grösseren Streuungskegel auch das passirende Wild leichter fangen, die grösseren Caliber. Allein wer viel und

genau auf dem Schiessstand probirt, wird finden, dass den nöthigen Durchschlag eigentlich doch nur der Kern des Schusses hat, die in der Nähe des Centrums sitzenden Schrotkörner. Was aussen herum fliegt, ist zwar noch im Stande, ein Huhn aus der Luft herabzubringen, einem Hasen oder Fuchs thut es dagegen nicht mehr besonders weh. Es laufen die grossen Caliber der Schrotflinten somit nur auf eine mehr oder minder grosse Munitionsverschwendung hinaus.

Der Schaft des Gewehres ist dem Körper des Schützen anzupassen. Ich las da einmal in einer Jagdzeitung die tolle Anfrage, ob es nicht angezeigt sei, anzuregen, es möchte ein einheitlicher Schaft für alle Jagdgewehre eingeführt werden. Ebenso gut könnte ein Schneider den Wunsch aussprechen, ein und dasselbe Hosenmass für die gesammte männliche Bevölkerung festzusetzen. Wenn es auch richtig ist, dass man sich schliesslich an ein anfänglich nicht besonders gut liegendes Gewehr gewöhnen kann, so steht doch ebenso fest, dass die Schaftlage eines Gewehres nach den körperlichen Bedingungen des Schützen sich zu richten hat. Grosse, langarmige, langbehalste Schützen werden einen längeren Anschlag wünschen als kleine, dicke Herren mit kurzem Halse und kurzen Armen; bärtige

Herren mit vollem Gesicht einen weniger fleischigen Schaft gebrauchen müssen als bartlose, hagere; wer ohne Brillen schiesst, schiesst anders als der kurzsichtige, der sich mit Gläsern behelfen muss. Der englische Schaft ist ganz geführig, der deutsche mit dem Backenansatz ist es aber ebenfalls, und ich sehe absolut keinen Grund ein, warum die Liebhaberei der einzelnen Jäger sich hierin Zwang anthun soll. Selbst die Anhänger der schmalen englischen Schaftung gestehen zu, dass zum ruhigen sicheren Zielen der volle Schaft des Scheibenstutzens der praktischeste ist, in den man sich so bequem hineinlegen kann. Wer aber darum den Schaft eines Schweizer oder Tiroler Scheibenstutzens an seiner Jagdflinte haben wollte, würde nie etwas treffen, weil ein schnelles Zielen und Hinwerfen des Schusses damit gar nicht ausführbar ist. Prüfet alles und Jeder behalte das, was er als das ihm Zuträglichste gefunden hat. Dr. Hoffmann räth in seiner Monographie über die Waldschnepfe folgende Probe an: Ein gewisses Ziel scharf ins Auge fassen und hierauf mit geschlossenen Augen das Gewehr in Anschlag bringen; beim Oeffnen der Augen wird man sehen, ob richtig visirt wurde. Ist die Schäftung des Gewehres zu gerade, wird man zu hoch, und umgekehrt bei zu stark gesenkter Schäftung zu tief

visiren. „Viele leidlich gute Schützen" fährt Hoffmann fort, „legen auf diese, allen vortrefflichen Schützen wohlbekannte Thatsache viel zu wenig Gewicht und schiessen jahrelang mit Gewehren, die ihnen factisch nicht passen; weil sie Schüsse, bei denen sie zum ruhigen Visiren Zeit haben, mit grosser Sicherheit anbringen und sich sogar an den erzwungenen Anschlag gewöhnen; so sind sie mit ihrem Gewehr vollkommen zufrieden und ahnen nicht, dass sie, vorausgesetzt, dass überhaupt wirklich Talent zum Schiessen vorhanden ist, manchen flüchtigen Schuss, der ihnen so misslingt, mit Bravour auszuführen im Stande wären, wenn sie ein Gewehr führten, dessen Anschlag ihrer Grösse, ihrer Armlänge und ihrem Schulterbau vollkommen angemessen wäre."

Da wären wir denn auch im Schiessen selber drinnen. Wie soll man schiessen? Rasch anschlagen, entschlossen zielen und sofort Feuer geben. Auffahren, mitfahren, vorfahren, krachen lassen! Wer lange mit dem Gewehr im Anschlag künstelt, fehlt gewiss; das kann man am Scheibenstand thun, für die Jagd passt es nicht. Vorfahren? Der eine Schütze, und wer in der Studirstube abwägt, wie lange die Kugel braucht, bis sie von der Rohrmündung zum Ziele kommt, und welchen Weg in dieser Zeit der Hirsch, der Adler zurück-

legen — ist ein unbedingter Anhänger des Vorfahrens und berechnet genau, wie viel Centimeter er dem flüchtigen Wilde auf 100 und wie viel auf 150 Meter vorhalten müsse, d. h. wie viel Centimeter vor der Brust des Hirsches er den Schuss abzugeben habe. Dem gegenüber sagen Andere, dass alles Zielen aufhöre, sobald man nicht das zu treffende Object selbst beziele, und dass es ein Zufallsschuss sei, wenn ein ins Blaue abgegebener Schuss den Bock treffe. Mit den modernen Büchsen, welche die ungeheuer grosse Quantität Pulver, z. B. der englischen Expresspatrone, schiessen, wird man ein Vorhalten entschieden nicht nöthig haben. Derjenige Schütze nämlich, der gewohnt ist, während des Abziehens ruhig weiterzufahren, was die Mehrzahl aber nicht thut. Die meisten Jäger halten nämlich inne, sobald der Zeigefinger den Drücker berührt, und diese Schützen müssen dann freilich dem flüchtigen Hirsche ein gut Stück vorhalten, wollen sie nicht hinter demselben vorbeischiessen. So individuell nun dieses Zögern während der Abgabe des Schusses ist, ebenso auch das Bezielen des Wildes. Seine Hoheit der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, einer der besten Schützen, welche existiren, hält z. B. niemals vor. Ich habe den hohen Herrn

schiessen sehen vom Hochstand aus in einer engen Stallung — wie in Thüringen die Schneissen, die Waldabtheilungslinien heissen. — Die Büchse lehnte in einer Ecke des Hochstandes; in dem Augenblicke erschien der Hirsch mit dem Kopfe aus der einen Seite der Dickung. Das Gewehr fassen, auffahren und Feuer geben war Eins; der Hirsch stürzte in die jenseitige Lisière, mit den Hinterläufen noch auf der Stallung, die er mit einem Satze überfallen wollte. Und das ist nicht etwa ein zufälliger Schuss, der dem erlauchten Jäger zuweilen gelingt, von solchen Treffern weiss die Jägerei täglich zu erzählen, so lange Herzog Ernst dem edlen Waidwerk obliegt. — Ein anderer Streit ist, wie man sich verhalten müsse, wenn man bergauf und bergab schiesst, Fälle, die im Gebirge sehr häufig vorkommen. Raoul v. Dombrowski, einer der besseren Jagdschriftsteller unserer Tage, giebt an, dass man bergauf mit desto feinerem Korne schiessen müsse, je stumpfer der Winkel ist, unter welchem geschossen wird; bergab mit desto vollerem, je steiler der Abstand zwischen Schützen und Wild. Die Hochgebirgsjäger, welche ich zu verschiedenenmalen darüber befragt habe, behaupten das directe Gegentheil: man müsse bergab feines, bergauf grobes Korn nehmen, und meine eigene Erfah-

rung schliesst sich ihrer Behauptung an. „Ueber, drüber; unter, drunter" heisst der Spruch. Noch immer, wenn ich nach dem Dombrowskischen Recept einen Gemsbock zu behandeln dachte, schoss ich ihm die Kugel über den Rücken hinweg. Das Richtige vielleicht ist, bergauf wie bergab feines Korn zu nehmen. In beiden Fällen bietet das zu beschiessende Wild ein anderes Bild, das sich in der Verkürzung präsentirt und darum einen genauest abgegebenen Schuss verlangt.

*
*   *

Somit wären wir ausgerüstet mit der sicheren Büchse, in präsentablem Anzug, und der Auszug in den geheiligten Wald kann beginnen. Der Tag war schön. Nachmittags zog ein Wetter den Himmel herauf, und wolkenbruchartig schlug der Regen hernieder, der Bauer sah ängstlich auf in Bangen für sein wogendes Feld. Doch ist die Gefahr vorüber; ein leichter Windstoss schüttelt eben die Kronen der Buchen gegeneinander; die letzten Tropfen fallen, hinaus in den Wald! — Der Wind ist gut, sein leiser Hauch weht mir gerade ins Gesicht; schwerfällig bewegen sich die Blätter, das durchnässte Reisig auf der Erde giebt keinen Laut von sich, und durch Moos und Heidelbeerkraut, das sich satt getrunken hat, gleitet unhörbar der Fuss.

Hier hab' ich sonst alljährlich meinen Bock geschossen. Eine lange Schonung, durcheinander gewachsenes Jungholz, so dass kein Treiber bei der Jagd hindurchkommen kann, lehnt sich an einen mächtigen Schlag, der in seiner ganzen Ausdehnung übersehbar vor mir liegt und auf der anderen Seite von hohen Fichtenstämmen begrenzt wird. Kein prächtigerer Fleck Erde heute im ganzen Revier. Aus den Kornfeldern und dem dichten Unterwuchs verscheucht die Nässe das Wild, entweder hier im Stangenholz oder dort auf dem Schlage . . . .

Und doch — sollte alle Mühe, alle Vorsicht umsonst sein? Wieder eine Ricke, die ich anpirsche; hier ein Schmalreh, dort ein so geringer Spiessbock, dass er die Kugel noch nicht verdient; wo bleibt der alte Herr, der sonst immer die Gegend hier unsicher machte? .. Unsichtbar, unfindbar, spurlos vom Erdboden verschwunden. Ich schau' mir die Augen aus dem Kopf heraus, schon ist die Sonne längst hinter den Wipfeln im Westen verschwunden, im Grunde steigen feine, weisse Nebel, und Dämmerung fällt — wie Asche, sagt Theodor Storm so schön — vor meine Füsse.

Ich zweifle, selbst wenn noch ein Bock plötzlich aus den Stämmen auftauchte, mit Erfolg einen Schuss abgeben zu können. Ei

was, verzweifeln! Ein verlorener Jagdtag ist noch kein verlorener Tag. Ich setze mich auf einen breiten Buchenstock und denke darüber nach, ob ich das Schloss meiner Büchse ablassen soll oder nicht. Das heisst, es gehen Einem tausenderlei Dinge mechanisch so durch den Kopf, man denkt eigentlich an gar nichts, und der Finger nur umspannt gedankenlos den Hahn. Und ebenso mechanisch lässt er den umspannten wieder los, und der Arm hebt den Kolben ans Gesicht, und die Augen suchen das Visir auf den Läufen gegen den Himmel und die silberweisse Mücke und versuchen, ob wir sie noch zusammensehen können. Es geht zur Noth! Ich visire langsam an einem dürren Buchenstämmchen herunter ins Dunkle des Unterholzes, um mich zu vergewissern, dass ein Schuss noch einige Minuten Zeit hat, in denen er nicht absolut gefehlt sein muss, und blicke dann zwischen den Hähnen auf — da steht der Bock. Unverkennbar ist er's, kein anderes Reh steht im Revier mit so weissem Grind . . . Nun hebt er die Luser; eine Lücke im Gebüsch hinter ihm lässt einen Lichtstrahl heran, ich kann das stolze Gehörn erkennen und lasse den Schuss krachen . . .

Gesehen habe ich daraufhin freilich nichts mehr von einem Rehbock. Das Feuer sah ich

nur in der Dämmerung und den weissen Pulverrauch, der in der windstillen, feuchten Luft nicht weichen wollte. So verbrach ich



den Platz, von dem aus ich geschossen hatte, die Richtung, nach welcher ich Feuer gegeben, bezeichnete das dürre Buchenstämmchen und ging getrost nach Hause, wo ich den heulenden Dächsel von der Kette löste.

Am nächsten Morgen beeilten wir uns nicht zu sehr; wir: Dächsel und ich, denn nun begann er ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Entweder war der Bock getroffen oder gefehlt. Traf ich ihn, dann lag er verendet oder so krank in einem Busch, dass die schönste Morgensonne ihn nicht zur Aesung ins Kleefeld verlockte. Und war er gefehlt, dann war es immer noch Zeit, nach einer Entschuldigung für den Fehlschuss zu suchen, deren man stets die schwere Menge in Bereitschaft hat. Das Gute hat ja die Büchse, dass es eine Seltenheit genannt werden muss, wenn — bei richtiger Suche — ein kugelwundes Reh verloren geht. Der Schrotschuss plätzt ihrer doppelt so viele an, als der Schütze gewöhnlich bekommt. Es sollte darum eigentlich verboten sein, anders als mit der Kugel nach dem zierlichen, schönen Wild zu schiessen. Nur der richtige Waidmann, der die Entfernung kennt und ruhiges Blut besitzt, dürfte die Flinte führen. Aber er wird eben darum lieber zur Büchse greifen und dem Stümper den Schrotzwilling überlassen, der vom Streukegel der Schrotkörner erwartet, was er seiner Hand und seinem Auge nicht zutraut.

Der Bock war getroffen. Als wir auf den Platz des Anschusses kamen, schnupperte

Waldmännel aufs emsigste, und die Stelle, auf der er gestürzt sein musste und dann wieder aufgesprungen war, war aufgewühlt und die schwarze Erde herausgeworfen beim Ausreissen. Ich hielt den Hund kurz und auch meine Nase möglichst nahe an den Boden; so schnüffelten wir beide, bis ich ein abgeschossenes Haar fand und noch eines und hier einen Schweisstropfen am Haidekraut. Nun gehörte der Rehbock mir! Waldmann zog an der Leine, er wusste so gut wie ich, was gestern hier vorgegangen war, und er riss mich fast vorwärts, so kräftig machte ihn der Eifer, während ich aus den abgeschossenen Haaren den Anschuss zu errathen suchte. Fünfzig weitere Schritte, und ich war im Klaren. An den Blättern einer Haselstaude lag der hellrothe, bläschengemischte Lungenschweiss; ich löste die Leine, und kaum hundert Schritte weit — da hörte ich schon, wie der Hund fest war und Standlaut gab. Auf einer kleinen Lichtung im Gebüsche lag der Prachtkerl. Bis hierher war er geflohen mit Aufgebot der letzten Kraft, über die Felsblöcke im Wege war er dann gestürzt, kein Klageton mehr, und verendet.

Der Bock gehörte zu den „guten"; ich merkte es, da ich ihn auf den Rücken hob und, ihn von einer Achsel zur anderen schie-

bend, nach Hause trug. Wenn man ihn so eine Stunde lang, auch zwei, getragen hat — ein Vergnügen kann man es wohl kaum nennen, aber das angenehme Bewusstsein giebt solch eine Kraftanstrengung, dass das Lünglein noch wohl in Ordnung ist, und Doctor und Apotheker sobald noch nicht zu den ständigen Gästen unseres Hauses gehören. Ist auch etwas werth, gerade darüber Siegel und Brief zu besitzen. —

So geht es den Juni hindurch und in den

Juli,

„Blattenmonat,"
v. Wildungen.

fort. Jeder Morgen und Abend sieht den Jäger im Revier. Wie oft er auch erfolglos ging, der echte Jägerfleiss lässt nicht nach, bis die vorher bestimmte Anzahl Gehörne endlich die Wand seines Zimmers schmückt. Man kann natürlich auch hier zu viel des Guten thun. Wer alles niederschiessen wollte, was „aufhat", würde es bald erfahren an der vermehrten Zahl kitzloser Geissen, dass „Mass halten" zu den vornehmsten Tugenden des Jägers gehört, und Unmass sich zuerst an dem Masslosen rächt. So pflegt sich beispielsweise als „guter" Nachbar derjenige anzusehen, wer die gesetzlichen Vorschriften über die Schonzeit der Geissen innehält und „nur" seinen Bock wegnimmt. Das staatliche Forstpersonal gehört, wo ihm die Jagd in den Staatswaldungen in Pacht gegeben ist, vielfach zu diesen sich „streng an das Gesetz

haltenden" Jägern. Aber was Bock heisst, wird ohne Gnad' und Pardon vors Rohr gefordert, und womöglich 366mal im Jahr, im Schaltjahr 367mal darauf gepirscht, angestanden, geriegelt und getrieben. Solch ein „Waidmann" ist weit schlimmer als der Bauer, der von Zeit zu Zeit eine Rehgeiss „drückt", und auf welchen dieser Herr gewiss mit der vollen „waidmännischen" Verachtung herabsieht. Ein normaler Rehstand verlangt zur Rehbrunftzeit einen Bock auf höchstens vier Ricken; rechne man nach, in wie vielen Revieren hierauf Rücksicht genommen wird! Da heisst aber meist die Entschuldigung für den verfrühten Abschuss: Zur Brunftzeit holt sich die Geiss schon wieder einen Bock. — Woher denn? — Doch aus dem Nachbarrevier, das pfleglicher behandelt wird, wo die Böcke waidmännisch, nach bestimmter Berechnung abgeschossen werden. Das ist dann gar nicht viel anders, als der Herr Nachbar geht gleich selber über die Grenze und schiesst dort den Bock. Weil er das Bockholen aber durch seine Geiss besorgen lässt, hält er sich für einen hochehren- und gewissenhaften Jäger. Freih. v. Sch. auf W. besitzt grössere Jagden, theils Pachtjagden, theils auf eigenem Grund und Boden. Unter den letzteren einen Complex von tausend Tagwerk prächtigen Waldes, der mit

ängstlicher Sorgfalt gehütet wird und in welchem das ganze Jahr über kein Schuss fallen darf. Der Gutsherr hat sich's nämlich in den Kopf gesetzt, die Jagd in solchen Stand zu bringen, dass bei dem einzigen jährlichen Treiben, welches er abhält, ein Dutzend und mehr Böcke zur Strecke kommen. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, der in diesem Falle sein Grenznachbar, ein kgl. Oberförster mit der gepachteten Staatswaldjagd, war, denn dieser Herr Oberförster jagte so oft, als Tage im Jahre waren, und manchen Tag zweimal, schoss seine 60 bis 70 Böcke im Jahre, während der Gutsherr es bis jetzt noch nicht über deren zwei bis drei bei seiner Treibjagd gebracht hat. Der Nachbar war ein jovialer alter Herr, der nichts Gesetzwidriges that und nur im Stillen sich ins Fäustchen lachte und sich auf den Bauch klopfte, „er sei halt doch ein anderer Jäger als der Baron"; gewiss wurde er auch von seinen Collegen beneidet, und der Baron nur ausgelacht, weil er zu nobel war, an demjenigen Theil seines Waldes, der an den Staatswald grenzte, einen Zaun zu errichten. Es giebt eben eine Form der Raubjägerei, die vollständig im Einklang steht mit den staatlichen Vorschriften und Schuss- und Schonzeiten und vom Wilddiebstahl entfernt nicht

den — Namen trägt. Im Wesen freilich sind beide ein und dasselbe.

Der Morgen ist für die Pirsche günstiger als der Abend. Es ist schon eine ganz andere Stimmung in dem erwachenden, als in dem ermüdeten, schläfrigen Tag, die sich unwillkürlich dem Pirschenden mittheilt. Auch pirscht man viel ruhiger in den Tag hinein als am Abend, wo man alle Augenblicke mit besorgten Mienen die länger werdenden Schatten mustert und das verschwindende Büchsenlicht verwünscht, bis mit einmal die Nacht die dunkle Hand auf den Gewehrlauf legt und ihr Veto spricht, und leichter geht sich's durch thaufrisches Gras und die morgenfeuchte Bodenstreu, durch Haidekraut, das mit den nassen Blättern um die Füsse zusammenschlägt, als am dürren Abend, wo jedes Zweiglein, von der Sonnenhitze ausgetrocknet, zum Verräther des Jägers wird.

Wie soll man nun pirschen? Vor Allem allein. Ich sollte einmal im fremden Revier ein paar Böcke schiessen, die mir der liebenswürdige Oberförster reservirt hatte. Zum erstenmal in jener Gegend, musst' ich mich führen lassen. Ich benutzte den Abend dazu, den begleitenden Holzhauer-Rottmeister um alles Wissenswerthe zu befragen, und als ich die Stände einiger guter Böcke erfahren hatte,

glaubte ich mich meiner Sache sicher. Der Wald war ja kein Irrgarten, war mit Strassen durchschnitten und in der Nähe einer Grossstadt, deren Bummler ihn leider nur zu sehr beunruhigen, mit Orientirungstafeln an jedem Kreuzweg versehen. Am nächsten Morgen liess ich meinen Holzhauer ruhig schlafen und pirschte allein über Feld und Schlag, an einer stattlichen Anzahl von Rehen vorüber, nur die Böcke hatten sich selten gemacht. Da tappte es hinter mir drein, und rechts und links hörte ich die ausreissenden Rehe schmälen: Freund Holzhauer in seinem Pflichteifer kam nachgetrabt, um für alle Fälle den erlegten Bock heimzutragen. Ich bedeutete ihn, 20 Schritte zurück zu bleiben und all meinen Bewegungen aufmerksam zu folgen. Vorsichtig um die Ecke eines Föhrenjungholzes mich schiebend, blickt' ich in einen engen, grasigen Weg; ein Bock sah aus der Dickung, den Kopf herausgestreckt, und sicherte; er schüttelte die Lauscher, als wollte er die Fliegen abwehren, und verschwand. Schon lag ich im Knie, die Büchse im Anschlag, um ihm den Morgengruss zu senden, wenn er jetzt zum zweitenmal sichtbar würde. Ich war ihm nicht verdächtig erschienen, das wusst' ich, weil ringsum alles ruhig geblieben war; anderenfalls hätt' ich ihn ausreissen oder wenigstens

müssen schmälen hören. Die Minuten wurden mir höllisch lang; endlich regte es sich wieder an derselben Stelle, wo ich vorhin den Kopf gesehen hatte, der Windfang, der halbe Grind.. wieder zurück, eine Secunde, und es gilt, jetzt muss er kommen . . . Da trabte es neuerdings hinter mir, und der neugierige Kopf des Holzhauers erschien neben mir . . . der Bock hatte den Mann ebenfalls vernommen mit seinen schwerfälligen Tritten, und schmälend und schreckend ging's in der Dickung durcheinander . . . Kreuzmillionen Himmel Herrgott . . . „Ach Herr, ich wollt Ihne ebba nur sage, dass Sie recht aufpassen sollet, es ist immer ein Einhorn unterweg . . ." Ja wohl, dummer Kerl, der Einhorn war auf 60 Schritte vor mir gestanden; ich hatte deutlich die über die Lichter heruntergezogene rechte Stange gesehen . . .

Im fremden Revier nütze man jede Stunde vor Abend aus, sich unabhängig von jedem Führer zu machen. Sie müssen nicht immer boshafte Menschen sein, die hinterm Rücken des Jagdgastes dem Bocke plötzlich mit dem Schnupftuch ein Zeichen geben, sich möglichst schleunig zu empfehlen; auch die besten verdalken oft die Jagd und treten auf das dürre Reis, das unser Fuss eben noch vorsichtig vermieden hat. Im eigenen Revier kennt man ohne-

hin Weg und Steg, kennt den Stand des Wildes und hatte das lange Frühjahr hindurch Zeit genug, die „Beschlachter" aufzusuchen, die Stellen, an welchen das Reh geplätzt und der Bock sein junges Gehörn gefegt hat. Wenn man dann ein paar Abende oder Morgen hintereinander vorsichtig seinen Wald abgeht, die Schläge überblickt, die grasbewachsenen Wege, die Gräben der Chausséen, Weiherdämme und Waldwiesen, kann es nicht fehlen, und man richtet — ist die Schusszeit endlich gekommen — sich nach dem Winde, den ausgemachten Bock von der guten Seite her anzupirschen und mit richtigem Blattschuss zu erlegen.

Auch daran erkenne ich den Jäger, dass er den Bock schiesst, wie sich's gehört. Das Reh ist kein Raubthier, das um jeden Preis niedergeknallt werden muss, oder ein Strichvogel, den man zu bekommen trachtet, wie es eben geht; es gehört ihm die Kugel und gehört ihm aufs Blatt hinauf. Wer den Bock nur anders haben könnte, verzichte lieber auf den Schuss und stelle sich am nächsten Tage wieder ein. Gut ist in solchen Fällen, wenn der Bock halbgedeckt von einem Baumstamm, hinter einem Busch, hinter der Geiss steht, und die einbrechende Nacht erlaubt ein längeres Warten nicht, mit einem kurzen Hupp! ihn

anzurufen; er fährt dann wohl zusammen und stutzt einen Augenblick, in welchem man rasch seine Kugel abgeben muss. Sonst lässt es sich ja abwarten, bis er einen Schritt vorwärts macht, den Grind in die Höhe wirft oder sonst von einer Seite sich zeigt, die einen guten Schuss gestattet. Während der Bock, den Kopf im Grase, äst, in dieser vorwärtsgebückten Stellung soll er die Kugel nicht sonderlich gut annehmen, und ein alter Rath geht dahin, in solchen Fällen den Augenblick abzuwarten, wo er mit erhobenem Kopfe seine Umgebung abäugt, was immer bald geschehen werde. Ich habe keine Erfahrung darin und sehe auch einen Grund nicht ein, warum ein richtiger Blattschuss bei solcher Stellung weniger schnell tödten soll, als auf den aufrecht stehenden Bock. Herz und Lunge verändern dabei ihre Lage nicht so sehr, dass die richtig abgegebene Kugel sie nicht durchbohren könnte. Das schnelle Verenden des einen Rehs vor dem anderen — und dies gilt im selben Masse von allem Wild — ist rein individuell. Mit Herzschüssen — die man doch früher für augenblicklich tödtend gehalten hat — stürzt der eine Bock oder Hirsch im Feuer, der andere geht mit abgezirkelt demselben Schuss drei- bis vierhundert Schritte weit. Beim Menschen ist es genau ebenso. Die Kriege-

der Neuzeit haben die Wissenschaft auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht, ihr reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Schussverletzungen ermöglicht, und doch wissen auf die Frage nach dem Warum unsere Chirurgen keine andere Antwort als, dass eben ein Mensch mehr verträgt als der andere.

Der Schrotschuss wirft den Bock viel eher im Feuer zusammen, als die Kugel; es ist ein breiterer Schlag, eine Lage von Schlägen, die ihn mit einemmale trifft. Merkwürdigerweise behauptete Baron v. Nolde, ein vielschreibender Gutsbesitzer aus den russischen Ostseeprovinzen, dass die aus einem glatten Rohr geschossene Kugel auf Elchwild der Büchsenkugel vorzuziehen sei um deswillen, weil die erstere mehr einen Schlag gegen das Thier ausführe und es damit zu Boden werfe, während die Büchsenkugel sich in das Wildpret gewissermassen nur einbohre. Das müsste, wenn es wirkliche Erfahrung ist, ebenso gut bei Hirsch und Reh seine Geltung haben. Wir erlauben uns aber, einstweilen noch daran zu zweifeln, und bleiben bei unserer Büchse, die Flintenkugel Denen überlassend, die damit auf das flüchtige Wild eher fertig zu werden hoffen.

Man kann nicht überall gleich pirschen. Im geschlossenen Wald, wo das Jahr über

die stillste Ruhe herrscht, wo nur der Jäger den Fuss hineinsetzt und der beaufsichtigende Forstmann, wird man anders gehen müssen, als im Bauernwalde, als im Forst grösserer Städte; auf der versteckt liegenden Waldwiese anders als auf der vielbegangenen Chaussée. Wo das Reh selten einen Menschen sieht, ist es — vertrauter? o nein, im Gegentheil scheuer, als wo es sich an seinen Anblick gewöhnt hat. Im ersten Falle wird man es anschleichen müssen, im anderen darauf losgehen, als kümmerte man sich nicht darum. Wo der Wald tagsüber voll Menschen ist, unterscheidet der Bock genau zwischen dem derben, gleichmässig aufgesetzten Tritt des Arbeiters, dem sorglosen Bummeln des Spaziergängers und dem behutsamen, schleichenden Pirschgang des Jägers. Hier heisst es dann entweder ansitzen oder — im entscheidenden Augenblick rasch handeln. Mit gleichmässigem Gang über das Reh hinausgehen, bei der nächsten Lücke sich, die Büchse schon am Backen, wenden und Feuer geben. Pirschend kommt der Zauderer nicht ans Ziel. Wer nach der alten Regel, sobald er des Bockes ansichtig wurde, das Tempo ändern und jetzt das mühsam erlernte „Anpirschen" anwenden wollte, würde nichts anderes erreichen, als dass das anzupirschende Reh sofort Reissaus

nimmt und den Neuling zu einer Gewissenserforschung veranlasst, wieso er denn diesen Bock vertreten habe, obschon kein Reis unter seinen Füssen krachte. Eben weil mit einemmale alles so ruhig wurde, wird ihm der erfahrene Jäger zur Antwort geben.

Es ist ums Pirschen überhaupt kein so leichtes Stück Arbeit. Der Bock im Kammerherrnfrack, wie der rothe Sommerbock scherzweise auch genannt wird, hat an jedem Haar seiner Decke ein Licht. Einen alten Bock zu überlisten, ist oft schwerer, als einen Feisthirsch zu schiessen, von dem es doch auch heisst, dass er in der guten Zeit so scheu sei und vor seinem eigenen Schatten ausreisse. Solch gewitzigte Böcke verlassen vor 10 Uhr Nachts die schützende Dickung nicht, und um 2 Uhr Früh sind sie längst wieder zu Hause. Soll's nun einer probiren und sie inzwischen schiessen. Höchstens dem Bauer glückt es einmal, der jede Mondnacht im Loch am Kleeacker sitzt und jedem austretenden Reh eine Ladung gehackten Bleis entgegenschickt. Vielleicht ist unter den Opfern solcher Aasjägerei auch zuweilen ein guter Bock, die, wenn es zum Sterben kommen soll, oft die seltsamsten Launen haben und sich die dümmsten und unerfahrensten Schützen dazu aussuchen. Solch alte Böcke — heisst ein altbayerischer Aus-

druck — kann man nicht „dapirschen", man muss sie „dasitzen". Und das letztere wird sich ebenfalls schwer an Wiesen und Aeckern vornehmen lassen, auf die der gewitzigte Bock viel zu spät tritt, als dass sich noch ein sicherer Kugelschuss anbringen liesse; man muss seinen Wechsel ausfindig machen und ihn auf diesem erwarten, wenn er Abends zu Felde oder am frühen Morgen wieder zu Holze zieht. Die Gewohnheit des Bockes, übermüthig, selbst wenn sein Gehörn schon längst verfegt und reif geworden ist, noch an Strauch und Stangen zu fegen, verräth dem aufmerksamen Jäger bald diesen Wechsel. Auf dem heisst es dann ausharren in Geduld und sich nicht rühren, die Schnaken mögen Dich noch so sehr peinigen. Namentlich wenn der Ansitzplatz keinen Ausblick gewährt — wo der Bock durch Hochholz zieht oder im hohen Heidelbeerkraut, in welchem er gerne die reifen Beeren äst, erwartet wird, kann man ihn ja weither kommen sehen — zwischen Dickungen, die nur einen Fangschuss auf den manchmal nicht gerade langsam über den Weg wechselnden Bock gestatten, wird man von dem verfluchten Insectengeschmeiss mit perfider Grausamkeit gemartert. Wie viel Böcke verdanken nur ihm ihr Leben! Eben setzt sich so ein Blutsauger hart unter die

Hutkrempe, hinters Ohr, auf die Hand, in den Augenwinkel — es wird der Bock doch gerade nicht jetzt vor Dir stehen, rasch mit der anderen Hand darüber gefahren, übers Ohr, über die Stirne gestrichen, man hört es ja nicht ... Jawohl, Du nicht; aber der Bock, der in dem Augenblick auf den Wechsel über den Weg treten wollte: umgeworfen und staubaus ist Eins, und Du darfst ruhig aufstehen, das Hockerl in den Rucksack packen und heimgehen. Und gegen die Mücken giebt es kein Mittel. Kampher und andere stark duftende Essenzen halten nur die paar Secunden an, bis ihr Geruch verflüchtigt ist; Sumpfporkextract, Quassiaabsud, was alles noch empfohlen wurde, taugt ebenso wenig; sich Haar und Bart mit Insectenpulver einzureiben — da weiss ich nicht, was mehr zu scheuen ist, der Insectenstich oder das unangenehme Gefühl, welches dieser Staub auf der Haut verursacht. Wahrlich, an den sogenannten weisen Einrichtungen der Natur hat schon so mancher Anstandsjäger verzweifelt und sie verwünscht. Kaum im Walde, geht es an: Sssum! Da sitzt der leichte Flügler mit den dünnen Beinen und dem langen spitzen Rüssel, und Du fragst in stiller Wuth, zu was denn diese ganze blutsaugende Gesellschaft überhaupt auf der Welt sei. „Damit sie

den lieben Vögelein zur Nahrung diene," hat mein alter Schulmeister gesagt. — Und die lieben Vögelein, Herr Lehrer? — „Damit sie uns von den, namentlich im Sommer so lästigen Insecten befreien." —

Wer sein Leben lang nur im Staatswald, in ruhigen, grossen Forsten gepirscht hat, und soll's nun mit einemmale im Bauern-, im Gemeindewald probiren, möchte die Hände überm Kopf zusammenschlagen. Dort diese Ruhe, diese Weltabgeschiedenheit, die einsame, hoheitsvolle Natur — hier — ach! nur der Boden des Bauernwaldes ist glatt und parquetähnlich. Da stört kein einziges Reis, und so sauber, so reinlich ist alles, so gescheuert, wenn nur die Diele in der Stube des Bauern ein weniges von diesem Fleisse profitiren könnte! Der Letzte aus dem Walde, der Erste frühmorgens hinein, ist die Gemeinde. Hier wird Vieh in den Schlägen geweidet, dort Streu gerecht, die abgefallenen Nadeln des letzten Winters nämlich, eine andere „Streu" lässt der Bauer nicht aufkommen; ein andermal wird eine Dickung ausgeputzt, d. h. sämmtliche Aeste der jungen Föhren werden abgehauen und nur an der Spitze ein halbes Dutzend Nadeln stehen gelassen. Meschanteres als solch ein „geputztes" Bäumchen giebt es auf der Welt nicht . . . Nur „unter der Kirche"

an Sonn- und Feiertagen herrscht etwas Ruhe, dort nämlich, wo der fröhliche Bauernknecht sich noch nicht aufs Wildern verlegt hat. Das ist dann auch für den Jäger die beste Pirschzeit in solchen Revieren, und die Rehe haben sich bald daran gewöhnt, in diesen paar Stunden sich ungenirt zu bewegen. Leider nur, dass in einzelnen Staaten polizeiliche Verordnungen die Jagd am Sonntag verbieten, Strafen verhängt werden, wenn der Jäger sein Gewehr an den Feiertagen spazieren trägt. Wozu das? Möchte man nicht glauben, eine Kammer von Wilderern und ein Ministerium von zopfigen Engländern habe ein derartiges Gesetz vereinbart? Sonntagsjäger; ein verpöntes Wort, ein Schimpfwort! Der sogenannte Berufsjäger führt es sofort im Munde, wenn er Dir begegnet. Wer ist aber heutzutage Berufs- und wer Sonntagsjäger? Ich behaupte keckhin, dass unter diesen sogenannten Sonntagsjägern mehr echte Jäger gefunden werden, dass von ihnen die Jagd weit pfleglicher und waidmännisch richtiger behandelt wird, als von dem Gros dessen, was sich Berufsjäger nennt. Beim Forstamt zu A. war ein Forstmeister, P., der war ein Schinder; sein erster Assistent L. löste sich niemals einen Jagdschein; sein zweiter, R., besass überhaupt kein Gewehr. Sobald es sich darum

handelte, ein confiscirtes Reh vor Gericht als Bock oder Geiss richtig anzusprechen — im Winter nämlich, wo die geschossene Geiss so gern zum Bock „gemacht" wird — holten die Herren mich, dass ich mein Urtheil darüber abgebe, welches dann als ihr Gutachten dem Protokoll des Untersuchungsrichters einverleibt wurde; sie selber verstanden nichts davon; aber wenn man davon sprach, dass X oder Y eine Jagd sich gepachtet hatten — lautete ihre Frage stets: „Ist er ein „gelernter Jäger"?" Gelernte Jäger waren bei ihnen Diejenigen, die während ihrer Schulzeit an irgend einer Forstlehranstalt ein Colleg über die Jagd gehört, d. h. darauf subscribirt hatten. — Früher war bei dem Forstpersonal der Wald Nebensache, die Jagd Hauptsache. Jetzt ist es umgekehrt. Jetzt geht der junge Mann an die Forstschule, weil die freiere Stellung des Forstbeamten gegenüber der Federfuchserarbeit in den juristischen und Verwaltungsfächern ihm behagt, auch weil sich die Meinung an den Vorschulen verbreitet hat, dass man als Forstbeamter weniger zu thun brauche als in den übrigen Zweigen des staatlichen Dienstes. Das Bisschen Jagdbummelei mit der Schlussscene hinterm Wirthshaustisch geht als nicht unangenehme Zugabe mit darein. Vom Ernst des Waidwerks — wie es die Väter betrieben —

haben diese angehenden Forstgärtner keine Idee, wohl aber, wenn sie dann den Schiessprügel modehalber durchs Revier tragen, den Hochmuth der alten Jägerei sofort im Kopfe, die jeden nicht hirschgerecht Gesprochenen über die Achsel ansah. Sie hatte ihre Berechtigung dazu; sie würde aber auch, wenn sie den jungen Nachwuchs von heutzutage sähe, dem Letzteren zuerst das Waidmesser geben, und zwar nicht in der ceremoniösen Weise von ehedem, sondern mit schlecht verhaltenem Ingrimm und mit aller Derbheit der alten Zeit. Ein Regenschirm passt für den modernen Forstmann in den meisten Fällen besser, als eine Büchse, wenigstens kann er besser damit umgehen, und Ausnahmen nur sind es, wo das Gegentheil wahrgenommen wird. Es ist das die Krankheit unserer Zeit, die auch im Forstfach, wo die Erfahrung noch stets über die Schulweisheit den Sieg davon getragen hat, Gelehrte bilden will, statt Forstleute, und vom grünen Tisch herab den grünen Wald erziehen möchte. Unsere Hoffnung ist, dass diese Schule bald zu Schanden werde, und dass sie nicht so lange anhalte, bis der letzte Rest jener Generation, die in der guten alten Zeit noch denken gelernt hat, ausgestorben ist. Immer Extreme, in welchen der moderne Experimentirstaat sich bewegt; das

Gute aber liegt auch hier wie überall in der Mitte.

Im selben Masse nun, in welchem die „officielle Jägerei" das Waidwerk verlernt hat, es ist bei ihr, wie bei jedem „Sonntagsjäger" nur Liebhaberei, hat sich aus anderen Berufskreisen, denen die Jagd in der alten Zeit zum Theile fern lag, eine Jägerei herangebildet, die an die guten Traditionen der Tage vor 1848 angeknüpft hat und sie weiter bildet in einem der Zeit entsprechenden Gewande. Dass mit wenigen Ausnahmen unsere regierenden Herren dem Wilde in den ihnen eigenen grösseren Complexen ein Heim gewähren, dass die hohe Aristokratie diesem vom Thron gegebenen Beispiel vielfach nacheifert — kann nicht hoch genug anerkannt werden, und dankbar preisen wir es, wo in solchen Wäldern der Hirsch noch stolz und frei das gekrönte Haupt tragen darf und die „ritterliche Sau" sich einschieben kann, ohne von den Bauern wegen eines Bifangs Kartoffeln vor den Gerichtsvollzieher citirt und auf dem Forstamt mit sämmtlichen Frischlingen zum Feuertod verurtheilt zu werden, wenn das hungrige Volk nach ein paar Saateicheln gebrochen hat. In kleinerem Massstabe pflegt eine Reihe von „Sonntagsjägern" in Stadt und Land die Niederjagd mit Lust und Verständniss und mit nicht

geringem Geldaufwand und erfreut sich an den Tagen, da der Lebensberuf, die sauere Wochenarbeit es gestatten, an Wald und Wild. So ein Sonntagsmorgen draussen im Freien, wenn die Glocken in den Dörfern zusammenläuten und heilige Stille die Welt umfangen hält, nur der Sonnenschein tanzt über den Wiesen — da den Berghang herabzusteigen und alle die wechselnden Bilder zu mustern: hier drängen sich die Kitzchen ums Gesäuge der Mutter, dort fegt an einem Eichenstämmchen der gute Bock sein Gehörn, ein verspäteter Lampe reckt die Löffel aus dem Grase, die gurrende Taube über uns ... wem da das Herz nicht aufgehen will, wenn er durch den Wald im Sonntagskleide schreitet, der muss ein ganz verknöcherter Geselle sein, und wer solchen Gottesdienst der plärrenden Gemeinde und der näselnden Predigt in der Kirche vorzieht, ist alles Andere eher denn ein „Gottesleugner". Wald und Feld predigen die Allmacht des Herrn lauter und schöner als ein ganzes Conventikel von Kirchenlichtern, und ein kurzer, scharfer Büchsenknall gehört ordentlich in solche Sonntagsstimmung. Der „Protz" muss am Sonntag die aufgeputzte Frau spazieren führen und den aufgedunsenen Nachwuchs — er rangirt nicht unter diese Sonntagsjäger —; der Coupon-

schneider und Faullenzer hat unter der Woche Zeit genug, den Tag auch einmal mit einem Schiessprügel todtzuschlagen, aber wer unter der Woche geschafft hat für Weib und Kind und nun seinen Festtag am Sonntag feiert — dem missgönn' es Keiner, zumal wenn Wald und Jagd nicht schlimm dabei fahren. Jene Gesetze gegen die Sonntagsjagd begünstigen nur den Wilddieb. Ihm sind die Kirche und der heilige Tag erst recht nicht heilig, wenn er weiss, dass der berechtigte Jäger heute das Gewehr zu Hause lassen muss, und von den Treibjagden der Raubschützen wiederhallen die Wälder, wo das Gesetz dem Jagdherrn am Festtag die Jagd verbietet. Selbstverständlich wird lärmende Treiben an solchen Tagen kein anständiger Mensch veranstalten wollen, und Jedermann die Umgebung der ländlichen Kirchen respectiren, den Gottesdienst nicht mit Flintengeknatter stören. Aber es giebt Jagden, die sich mit Erfolg am besten Sonntags vornehmen lassen, wie im Bauernwald die Pirsche „unter der Kirchenzeit", oder wie beispielsweise bei ihrem Aufgang die Hühnerjagd. Am Sonntag ist das Feld von arbeitenden Menschen frei, und man kann ungestört hinter dem revierenden Hunde suchen und seinen Schuss abgeben, ohne Sorge, dass hinter einem Rain plötzlich ein

kartoffelgrabendes Weib aufschreie oder ein ackernder Ochse einen Seitensprung mache...

Doch zurück zu Freund Rehbock und der Jagd auf ihn. Bei der Pirsche ist Ruhe ein Haupterforderniss. Erlaufen lässt sich kein Wild. Langsam durch den Wald gleiten, jeden Grasfleck unters Auge nehmen, jede Wiese beobachten, hier fünf Minuten anhalten, dort zehn Minuten lang verweilen. Lehren lässt sich die Pirsche, die ganze Jagd überhaupt nicht, so wenig wie das Sehen. Du hast das Auge, also benutze es, lern' es gebrauchen. Ein Halm im Wiesgrund, der sich plötzlich bewegt, ein kleiner Zweig, der am ruhigen Strauch zittert, eine lästernde Elster oder Amsel, ein kreischender Nusshäher — wie gebannt steht plötzlich der erfahrene Waidmann, nur das Auge zeigt Leben und sucht mit dem durchbohrenden Blicke die Gegend ab, als müsst' es das Wild aus dem Wiesgrund, wo es ruht, emporziehen, die Zweige, hinter welchen es zieht, zur Seite schieben. — Die Zeit zur Pirsche ist nach der Gegend verschieden. In ruhigen Revieren erscheint das Wild fast auf die Minute, in beunruhigten kann man es den ganzen Tag über sehen. Es sucht dann jeden Augenblick der Ruhe für sich auszunutzen. Der Bock, der Morgens durch einen Zufall gehindert wurde, sich satt

zu äsen, wird Abends früher erscheinen, um das am Morgen Versäumte nachzuholen; während heftigen Regens ziehen alle Rehe in den Stangenhölzern, und nach dem Gewitter trachten sie sobald als möglich auf Schlag und Wiese, theils weil sie den von allen Aesten fallenden Tropfen ausweichen wollen, theils um an den erfrischten und jetzt doppelt würzigen Kräutern zu naschen. Tage, die der ehrsame Spaziergänger verwünscht, an denen Platzregen und greller Sonnenschein unaufhörlich wechseln, sind wie eigens für den Jäger bestellt. Nass wird man dabei, das ist richtig; aber weiter als bis auf die Haut geht der ärgste Gewitterregen nicht, und das Sprichwort vom nassen Jäger und trockenen Fischer, welche beide nichts taugen, ist zwar recht hübsch im Munde einer Gattin, die ihren Mann lieber bei sich zu Hause hat, als ihn im Walde weiss, aber — wahr muss es darum noch lange nicht sein. — Ich denke eines solchen Junifesttages. Es war gerade Frohnleichnamsfest, und alle Zeitungen klagten ein paar Tage später, dass so viele Processionen verregnet und weissgekleidete Schulmädchen noch einmal gewaschen worden seien. Ich war natürlich mit dem grauen Morgen im Walde und suchte vorsichtig alle Wiesen ab, in deren Nähe ich meine Böcke wusste. Gegen

fünf Uhr hatte es zum erstenmal gekracht, und ein guter Bock lag eben aufgebrochen vor mir, der ich mich auf einem alten Stock behaglich zum Frühstücken einrichtete. Da ging es über mir an, wo die erbosten Engel — Gott weiss, wer ihren Zorn erregt hatte — alle Schleusen des Himmels zogen. Das Brot aus der Hand fast schlug mir der Regen, und als ich das nächste halbwegs schützende Dickicht erreicht hatte, wars nicht mehr nöthig, Unterstand zu suchen, es war ohnehin kein trockener Faden mehr an meinem Leibe. Den Schmierlappen heraus — das Einzige, was ich nebst den nöthigen Patronen „wasserdicht" geschützt bei mir trage — und die Büchse innen und aussen getrocknet und wieder in Stand gesetzt, die leichte Joppe ausgerungen, damit das Zuviel des Wassers ablaufe, den Bock an sicherem Orte aufgehängt, und weiter ging es durchs dampfende Revier. Die Morgensonne stach hernieder, dass ichs durch die schnell getrockneten Kleider heiss hindurch fühlte um Leib und Schultern — aber unten im nassen Grase schlotterten die nassen Hosen und schlugen an die Schuhe; ich musste sie um die Knöchel zusammenbinden, damit sie nicht zum Verräther würden an mir. Der ganze Wald war rege. Ein Auerhahn sass vor mir im Haidekraut, dem ich lange, lange zu-

sah; er liess sich nicht stören, als ein Sprung Rehe hart an ihm vorüberwechselte . . . weiter, weiter . . . Wo ich Rehe wusste, traf ich sie an; mein ganzer Wildstand präsentirte sich, die „besseren Hälften" und das geringe Zeug an Böcken, vor meinen Blicken . . . Da, der Wald ist hier im Zickzack von schmalen Wiesen durchzogen, Staatswald inmitten grosser Gemeindewaldungen, eine famose Pirschjagd — was ist das, braun und gross, wie ein Stück Wildpret, aber Stangen zwischen den Lusern, fast schussmässig; ein Hirsch? Ein Sechser war in der Gegend als Wechselwild gesehen worden; sollte er meine Jagd mit seiner Gegenwart beehrt haben? Wir wollen ihm ein Standquartier einrichten und kein Haar krümmen, vielleicht gefällt es ihm bei uns, und er holt sich Wildpret und lässt sich häuslich hier nieder . . . Es war kein Hirsch, aber ein capitaler Bock, wie das Glas mich belehrte, ganz dunkel am Leibe und mit einem mächtigen, hoch über die Lauscher ragenden Gehörn, wie man es selten in Sammlungen sieht . . . Die ganze Seele brannte vor Begier nach dieser Trophäe, und ordentlich energisch musst ich ihr Halt gebieten. Ueber die Wiese ins Dickicht war er gezogen. Aber der Wald bildet hier eine spitze Zunge, schmal und lang, und die Wiese setzt sich drüben fort,

drüben, wo ich im Frühjahr Klee gesät hatte, der jetzt üppig stand und von den Rehen mit Vorliebe angenommen wurde. Das Herzplätzchen des Revieres; ich hatte hier herum noch keinen Schuss gelöst; nebenan war Wasser, Salzlecken rechts und links im Gebüsch, wie gemacht das Ganze, um die „Mutter" der Rehe für alle Umgegend zu werden. Der fremde Streuner — in meiner Jagd war er nicht gross geworden — hatte ohne Zweifel hier sich schon einmal umgesehen, weil er so direct auf den Klee lossteuerte. Langsam pirschte ich ihm nach; durch das Dickicht hatt' ich einen Pirschpfad seit langem schon bereitet, ausgeputzt die Aeste und der Boden, um die Waldspitze abzuschneiden und von dem erhöhten Standpunkt aus ungestört beobachten zu können, was da draussen auf diesem Fleckchen stillster Weltabgeschiedenheit vor sich gehe. Alle guten Vorsätze waren beim Kuckuck, die hier nur hegen, nicht jagen wollten. Um eines solchen Bockes willen! Vorwärts! Langsam! Vorwärts drängte das Herz wieder, langsam predigte der Verstand, langsam, und da stand ich, und in der That der Bock vor mir, im Klee vertraut äsend, aber spitz von hinten und nahe, kaum vierzig Schritte entfernt; jeden Athemzug kann er vernehmen, der schlaue gewitzigte Bursche,

denn das sind diese alten Herren. Nach vorn gebückt, den Grind im Grase, eifrigst äsend, bot er mir nur das Weidloch für die Kugel... Nie! Ein kleiner Ruck zur Seite, immer den Kopf im Grase, noch einer ... nun wäre ein Schuss zu probiren; hart an der Keule vorbei packt die Kugel noch das Blatt ... es kracht, und krampfhaft schnellend mit den Läufen rutscht der Bock ein paar Meter im Grase vorwärts, noch ein Zucken, und war verendet. Prompt besorgt — lacht' ich mir im Stillen zu und schob die neue Patrone in den Lauf. Dann stieg ich langsam und gemessenen Schrittes — nur nichts übereilen! — hinab und bestellte in Gedanken ein besonders geschnitztes Schildchen für dieses Prachtgehörn. . . .

Ja, prost die Mahlzeit! Ein Bock lag wohl da, ein guter Sechserbock, dem die Kugel jederzeit gehört hatte, aber mein Bock war es nicht; wo war der Bock mit dem capitalen Gehörn hingezogen? — Nun freilich wusst' ich auch, dass ich wie ein rechter Stümper vor dem Bock, vielmehr hinter ihm gestanden hatte; ein alter Bock, ein Bock, wie dieser, äst nicht so ununterbrochen vertraut, ohne ein einzigesmal dazwischen den Kopf aufzuwerfen und zu sichern. Ich brach ihn recht ärgerlich auf und hängte ihn dann zu Nummer

eins in mein waldinneres „Zerwirkgewölbe". Dann ging ich etwas nachdenklich nach der Landstrasse und meinem Dorf, wo ich mir für den Abend ein Fuhrwerk bestellte, um die beiden Böcke und dazu meine eigene Person heimwärts zu befördern. Jetzt natürlich wars noch nicht Zeit für die Heimkehr. So ein Feiertag in der Stadt, mit all den geputzten Menschlein, deren Wege zwischen Kirche und Wirthshaus gehen, der caressirende Geselle und die aufgetakelte Köchin, so ein Frohnleichnamstag insbesondere, mit dem auf allen Strassen lagernden Weihrauchqualm, brüderlich vermischt mit dem Dampf der Wurstküchen ... dem geht man aus dem Wege und füllt sich lieber unter Gottes freiem Himmel, draussen im vollerblühten Frühlingswald mit erquickender Lebensluft die Lungen. Nachher meinetwegen auch mit anderen guten Dingen den Magen. Ein frischer Trunk Bier nach fünfstündiger Morgenpirsche — ich verleugne mein schönes bayerisches Heimatland in keiner Beziehung — ein guter Imbiss, nicht zu wenig, und mit frischer Kraft geht es wieder vorwärts. Unterdes hatt' es wieder geschüttet, als wollten die Wolken mit einemmal auf die Erde herniederfallen. So ein letzter Nachguss des feuchten Elementes erwischte mich gerade noch und sorgte dafür, dass ich mich

heute nicht lange meines trockenen Wammses erfreuen sollte. Was lag daran! Ich wollte nach den jungen Enten im Teiche sehen, wie weit sie schon herangewachsen wären, auch wusste ich, dass da unten um die Weiher herum verschiedene Rehe zogen, und die Gegend dort war nicht recht geheuer. Bauern als Nachbarn, die zwar an dem heutigen Tage sicher nicht im Revier waren, dafür aber fanden sich unter dem Fabriksgesindel des nahen Städtchens heimliche Mitpächter, die an ihrer Statt unter der Kirchzeit die Jagd ausübten. Wollen mal nach dem Rechten sehen! — Nichts von allem in Sicht. Am Brutweiher strich eine alte Ente heraus und ängstlich vor meinen Füssen hin und her. Wieder einfallend, rann sie vor mir mit lautem Quack Quack. Der Jäger versteht den warnenden Ton; zur rechten Zeit fiel der Blick auf das Schoof, wie die noch im Flaum steckenden jungen Entchen, eine hinter der anderen, vierzehn an der Zahl, in der Ecke des kleinen Brutweihers ausstiegen, im Gänsemarsch über den Damm watschelten und drüben wieder ins Wasser fielen. Dasselbe Manöver machten sie gewiss durch die ganze Reihe der kleineren Teiche, bis sie in dem grösseren angekommen waren, in dessen dichtem Schilfwuchs sie sich verbergen konnten. So lange hielt die alte

Ente, unausgesetzt ihren Warnungsruf ausstossend, vor meinem Gewehrlauf, ein rührendes Beispiel aufopfernder Mutterliebe. Mit einemmale, sie mochte sich denken, dass ihre Kinder jetzt in Sicherheit waren, stand sie auf, und pfeilschnell ging es den Jungen nach. Und es giebt Hallunken von Schützen, die solche Augenblicke benützen, die Mutter wegzuschiessen!!

Und es kam die dritte Sintfluth des Tages. Aerger als die zwei vorhergegangenen; „Wolkenbruch, das Bruchband platzte," heisst es im „Atta Troll". Im Städtchen drunten war die Procession eben ausgegangen, und der Herr Pfarrer sang das erste Evangelium. Da rauschten die Wasser hernieder, löschten die Lichter vor dem Sanctissimum, schwemmten die Guirlanden und Blumen von dem improvisirten Altar und erstickten den Weihrauch der Ministranten. Die erschreckten Beter stoben auseinander wie Küchlein, auf die der Habicht stösst, und nicht viel fehlte, dass der würdige alte Priester selbst die Monstranz im Stiche gelassen hätte; von der kahlen Stirn sprudelte es wie ein Wasserfall über die Nase auf das Bäuchlein hernieder .... Draussen stand ich, an eine Föhre gedrückt, die Arme vom Leibe haltend, und aus den Joppenärmeln rannen zwei Giessbäche. Wie war meinen

zwei Rehböcken wohl, die jetzt so schön trocken im Keller des Gastwirthes lagen! Dreimal an einem Morgen bis zur Haut nass, das will etwas heissen! Die Regentropfen wurden dünner; aha! da wechselte schon ein Schmalreh über den Damm des Teiches unter mir. Das Reh sehen — eigentlich hätt' ich jetzt hier bleiben müssen und womöglich den hier stehenden, der nahen Grenze wegen nicht so sicheren Bock dem Nachbar aus den Zähnen räumen; mir aber stand noch immer das Mordsgehörn von vorhin vor den Augen — und was ich konnte, lief ich wieder zurück und pirschte ein zweitesmal den Weg der Frühpirsche entlang. Und wenn der Mensch Glück haben soll, dann tappt er mit verbundenen Augen darauf los und stolpert darüber, dass er es greife: da stand mein Bock voll und breit, mitten in der Wiese, und ich mit dem besten Wind vor ihm, auf einem sorgfältig von mir selbst in Stand gehaltenen Pirschpfädchen. Ich wollte es recht sicher haben und rückte sachte vorwärts bis zu einer hohen Buche. Jetzt, es mögen an 70 bis 80 Gänge sein, der schönste Kugelschuss, jetzt los. Da fröstelt es mich in den nassen Gewändern, dem Wettersturm war ein derber Wind gefolgt; ich streiche mit dem Büchsenlauf an den Baumstamm und lasse krachen — — —

Der Bock hebt den Grind empor und springt mit ein paar langsamen Sätzen ins Dickicht zurück; er beeilt sich gar nicht sonderlich. Um Gotteswillen! Gefehlt? Ich suchte im hohen Grase mir die Augen heraus nach einem Pirschzeichen, umsonst! Kein Härlein, kein winziger Tropfen Schweiss. Es war nicht anders; das Anstreichen der Büchse an den Baumstamm hatte den Schuss verrückt; man soll es nie thun. Rasch entschlossen ruhig auffahren und, wenn Korn und Kimme im Roth zusammenstimmen, Feuer geben, so allein ist man seines Erfolges sicher. — Wie ich jetzt den Rückweg antrat! Keines Wortes würdigte ich mich, sagt Dombrowski in einem ähnlichen Falle. Wer mir die beiden Sechserböcke — ganz brave Burschen mit braven Gehörnen — wieder lebendig gemacht hätte und dafür den braunen Streuner gab, ich weiss nicht, was ich dafür bezahlt hätte. So setzt' ich mich auf den Wagen und gab dem kutschirenden Wirthsknechte weder eine Cigarre noch eine Antwort auf seine hunderterlei Fragen. . . . Den Bock sah ich nicht wieder. Hatt' er doch etwas wegbekommen — ich hatte fleissig nachgesucht, ohne etwas zu finden — fiel er einem Wilderer zur Beute, war er nach seinem alten Stand zurückgezogen, von dem aus er uns besucht hatte — so viel

ich darnach fragte, in der ganzen Gegend wusste man nichts von ihm. Nur mir war das Glück, solch einen Staatskerl zu schiessen, nahe gewesen, und ich hatt' es so leichtsinnig verscherzt. —

Ein Hund ist natürlich viel werth für den Pirschjäger, aber doch nur zur Nachsuche. Oberförster L. pirschte seinerzeit mit einem erfahrenen deutschen Hühnerhund, schon einem ältlichen Burschen von gelber Farbe, den die Rehe, vielleicht der verwandten Farbe halber, nicht im geringsten scheuten. Wir machten einen solchen Pirschgang zusammen, einen Waldweg entlang, zu dessen einer Seite, bald unmittelbar, bald entfernter vom Pfad, ein dünnes Bächlein in einem grasigen Grunde rieselte. Der Forst dort hat keine Wiesen und wenig Schläge, auf welche die Rehe ziehen, und in dem viel von Menschen belebten Walde braucht es ein ganz eigenes Pirschen. Vor uns ging der Hund, im Hochwind suchend nach der Seite des Wässerleins. Wenn er innehielt, die klugen Augen unverwandt nach der Dickung gerichtet, mit der Nase den daraus kommenden Wind schlürfend — eine kleine Handbewegung seines Herrn, und ich wusste, woran ich war; der Hund stand jedesmal vor einem Reh. — Ein erfahrener Hund lernt in Bälde jede

Art der Jagd kennen und weiss sich darnach zu richten. Gleichwohl verzichte ich für Anstand und Pirsche auf seine Begleitung, wenn er nicht gelernt hat, auf Geheiss sich ruhig niederzusetzen, bei dem abgelegten Rucksack, einem Handschuh oder Schnupftuch etc., und hier stundenlang, wenn es sein soll, zu warten. Kein flüchtig vorüberwechselndes Wild darf ihn irritiren, durch nichts er sich verleiten lassen, das ihm zur Hut anvertraute „Gut" im Stiche zu lassen. . . . Hat es dann gekracht und der Jäger kommt, ihn zu holen, dann bin ich das erstemal vielleicht nicht sonderlich erbost, wenn er das Schnupftuch oder den Handschuh fasst und mir auf halbem Wege damit entgegen kommt, dulde aber ein solch freundliches Apportiren nicht öfter, weil der Hund dadurch lernt, zur Unzeit seinem Willen zu folgen, statt demjenigen seines Herrn. Er würde die Pausen jedesmal kürzer machen, immer weiter entgegenkommen und schliesslich selbst nachschleichen und im entscheidenden Moment seinen Herrn um den Schuss bringen. Die Mücke, die sich nicht auf die Hand des Jägers setzt, sticht gewiss den Hund in den Behang, so dass er bei der besten Erziehung sich schütteln muss, und solch ein heftiges Hin- und Wiederschlagen der lang hängenden Ohrlappen hört natürlich jedes

Reh und nimmt es an als Aufforderung, sich zu empfehlen.

Die vielfachen Anleitungen, die man sonst noch über die „beste Art zu pirschen" liest, sind recht schön und gut, aber man kommt mit ihnen nicht weiter, als der Kaufmannsjüngling, der ein Buch über Reitkunst gelesen hat und nun auch vermeint, den Gaul in Wirklichkeit beherrschen zu können. Links aufgesessen wird er unfehlbar gleich wieder rechts über den Sattel hinunterfallen. Wer sich daran gewöhnt, im Walde draussen, sofort, nachdem ein Reh vor ihm ausgerissen ist, die Gründe sich klarzulegen, warum das Reh flüchtig wurde — der wird den Fehler von heute morgen vermeiden. „Durch Fehler lernen wir," das Sprichwort passt vorzüglich auf den Jäger, der ebenso wenig ferm vom Himmel fällt wie der Gelehrte. Freilich giebt es Menschen, die nie pirschen lernen, die darauf lostappen mit einer Gleichgiltigkeit, an jeden Baum anrennen, in jede Pfütze treten, dass das Wasser patschend empor spritzt, auf dem saubersten Weg ein Reislein finden und darüber stolpern, dass es kracht, an jeden Stein anstossen und selbstverständlich nie zum Schusse kommen. Eines schickt sich eben nicht für Alle, und wenn solche Leute um jeden Preis einen Sommerbock schiessen wollen, müssen sie

eben ansitzen und sich das Warten nicht verdriessen lassen.

Auch der Anstand hat seine Schönheit, wenn er sich gleichwohl entfernt der edelsten Art des Waidwerks, als die ich jederzeit die Pirsche preise, nicht vergleichen lässt. Um Wald und Wild gründlich kennen zu lernen, ist der Anstand zweckmässiger selbst als die Pirsche. Der Pirschjäger nimmt allerdings das grössere Terrain, der Anstandsjäger dagegen beobachtet alles, was an einem bestimmten Punkte erscheint. Langeweile wird ein Jäger überhaupt im Walde nie fühlen, es wird ihm also die stunden-, oft halbe Tage lange Ruhe auf dem Ansitzplatze auch nicht zu viel sein. Regeln sind weiter keine dafür zu geben, als diejenigen, man möge alles künstliche Schirmbauen unterlassen. Ein paar Zweige vom nächsten Gesträuch, möglichst unscheinbar in den Boden gesteckt, eine Lücke im Gebüsch kunstlos verkleidet, das Wurzelwerk eines vom Wind geworfenen Baumes, ein grosser Stein — und wenn man gar nichts haben könnte, möglichste Ruhe, so ziehen die Rehe oft an dem frei stehenden Jäger vorüber. Ein Hochsitz im Geäst einer breit ausgelegten Eiche oder Buche, oder auf einer eigens dazu erbauten Kanzel ist, des Windes halber, besonders gut; selbstverständlich wird man dazu

nicht blank gehauenes oder geschältes Holz verwenden. Was für die Kleidung des Jägers gesagt wurde, dass sie sich möglichst an die Farben des Waldes halte, gilt auch von allen übrigen Hilfsmitteln. — Für den Fall, dass der Bock spät zieht, werden alle möglichen „Nachtmücken" angegeben, phosphorescirendes, nichtsnutziges Zeug; sie sind so gross, dass man richtig damit nicht auf ein Thier zielen kann, eignen sich also, trotzdem es — unwahrerweise! — in den Anpreisungen heisst, dass sie nur an wirkliche Jäger abgegeben werden, nur für Aasjäger. Eine Mücke, die länglich geformt, von der Mündung gegen den Lauf zu sanft verlauft — die Büchsenmacher stellen sie gewöhnlich umgekehrt — giebt ein hinlänglich glänzendes Korn; will man ein Uebriges thun, kann man sie mit Kreide bestreichen, oder noch besser, da der weisse Kalkstaub bald abfällt, mit weisser Oelfarbe. Kremserweiss z. B. thut prächtige Dienste, und mit einer so bestrichenen Mücke kann man ein gut Stück länger in der Dämmerung verweilen und in dem immer dunkler erscheinenden Bilde des Wildes noch gut abkommen. Gleichwohl ist alles Schiessen in der Dämmerung zu missrathen; die Entfernungen täuschen zu sehr, und viel Wild wird dabei zu Holze geschossen. —

Nicht übel ist ein kleines Riegeln im Juli auf den jetzt im Vollschmuck stehenden Bock. Ein paar Schützen stehen vor, ein revierkundiger Jäger sucht die Dickung, in welcher Rehe ihren Stand haben, durch, bald rechts, bald links vorgreifend, um so das Ausweichen des Wildes nach rückwärts zu hindern, eine Tugend oder Untugend, je nachdem man es nehmen will, sämmtlicher Cervusarten. Hat man einen verlässigen Dächsel zur Verfügung, der sicher und kurz, nicht über den Bogen hinaus, jagt, dann bietet solch ein kleines Treiben manch angenehm aufregendes Vergnügen, wenn der stattliche Recke in hohem Sprung über den Weg setzt und, vom sicheren Schusse getroffen, wie ein Hase sich überschlagend, im Feuer zusammenbricht. —

Doch steht solches Riegeln gegen das Waidwerk der Pirsche immer zurück, und man verzichtet für diesen Monat mit Recht darauf, da die Böcke ja dem gewandten Pirschjäger nicht entgehen können, und, wenn sie auch mit dem Vorschreiten des Sommers den Anstandsjäger durch das Nichteinhalten ihrer Wechsel in Verlegenheit setzen, dafür mit Ende des Juli die Blattzeit beginnt, die Brunftzeit des Rehes. Die alte Jägerei nahm bekanntlich zwei solche Brunftzeiten an, eine falsche (die heutige, Sommer-) und eine wahre

(Winter-Brunft). Die letztere ist längst ins Reich der Fabeln verwiesen worden, dank



den eingehenden Untersuchungen erster medicinischer Grössen. Man weiss heutzutage, dass

ein Hirsch, dem das Geweih unter der Rose abgesägt wurde, zur Brunftzeit keinen Beschlag ausübte, gar nicht that, als tangirte ihn das brunftige Thier. Im nächsten Jahre wurden ihm nur die Enden an beiden Stangen abgenommen, und er beschlug fruchtbar. Zur Brautzeit ist jedes Thier im Vollbesitz seiner Kraft und auf dem Gipfel seiner Schönheit. Der rothe Sommerbock mit dem stattlichen Gehörn sieht doch ganz Anderem gleich, als im grauen Winterrock, wenn er eben seine beiden Stangen abgeworfen oder kurz erst die wulstigen Kolbenansätze geschoben hat. Es ist geradezu räthselhaft, wie man bei diesem einzigen Thier eine doppelte Brunftzeit annehmen, die Zeit, in der alle Welt die Böcke springen sieht, für die falsche, die Wintermonate, in denen der gehörnlose Bock an nichts weniger, denn ans Treiben der Ricken denkt, in der fast noch nie Jemand ihn den Begattungsact vollziehen sah, für die wahre Brunft erklären konnte. Gelte Geissen, behaupten alte Jäger, nehmen den Bock zu jeder Jahreszeit an und ruiniren so den Rehstand, weshalb sie weggeschossen werden müssten. Auch wieder eine jener sogenannten Jägerregeln, die sich durch alles, nur nicht durch Wahrheit auszeichnen. Man müsste denn annehmen, dass der Bock, durch das Vergnügen

bei dem Geltreh ganz toll geworden, nunmehr sämmtlichen Rehen des Revieres unausgesetzt nachstelle und sie durch die ewige Beunruhigung zur Auswanderung oder sonst etwas veranlasse; das wird aber kein vernünftiger Mensch glauben wollen. Ueberhaupt wird auch schon die Annahme des Bockes von Seite des gelten Rehes auf diverse Zweifel stossen. Ein geiles Thier freilich ist der Bock und manchmal bis zur Sinnlosigkeit geil. Und dass Wollust und Grausamkeit Zwillingsschwestern sind, zeigt sich auch bei ihm. Zu den vielen beglaubigten Geschichten hierüber kann ich eine neue liefern. Im Nürnberger Reichswald bemerkte eine Gräserin solch einen unliebenswürdigen Burschen, der mit dem „Gewichtel" eine Geiss bearbeitete. Die Geiss lag, als die Gräserin am zweiten Morgen wieder am selben Platze nachsah, schwerkrank dort, und die Frau sah, wie der Bock auch heute wieder erschien und auf das arme Thier unausgesetzt losstiess. Zufällig ging ein Forstbeamter des Revieres in der Nähe, den sie jetzt rief und der sich ebenfalls von der Wahrheit des Factums überzeugte. Der Bock sprang etliche zwanzig Schritte weit, als der Forstgehilfe näher getreten war, und empfing hier den Lohn seiner Schandthat. Die Decke des mittlerweile unter den Stössen verendeten

Rehes war ganz durchlöchert, und zwischen Decke und Wildpret eine dichte, sulzige Masse. Dass alte Böcke in derselben Weise Kitzböcke niedergestossen haben, ist oft beobachtet worden. Fr. v. Kobell traf auf der Pirsche einmal zwei kämpfende Böcke und schoss den einen davon nieder; der zweite liess sich durch den Büchsenknall nicht im geringsten in seinem Eifer abschrecken und stiess noch ein paarmal auf den vor ihm liegenden Kameraden, ehe er, schliesslich doch, das Weite suchte. Dass in der Gefangenschaft gehaltene Böcke mit den Jahren sehr boshaft und ganz unleidlich werden, ist ebenso bekannt.

Die letzten Tage des Juli, die ersten des August nennt man die beste Blattzeit. Bei den Alten hiess es: von Jacobi bis Bartholomä; das ist ein bisschen länger, vom 25. Juli bis 24. August. Früher versucht wohl heutzutage die Mehrzahl der Jäger ihr Pfeifchen, so spät aber denkt keiner mehr an ein Springen des Bockes, und doch weiss ich, dass einmal noch an einem 31. August ein Bock aufs Blatt sprang und geschossen wurde. Den Ausdruck „die beste Blattzeit" verstehe ich natürlich nur für die Jagd auf den Rehbock vermittelst des „Blattes." Das Sprengen der Böcke beginnt überall im Juni, wo jeder Pirschjäger

wohl schon den Fiepton des flüchtigen Schmalrehes und das Pfeifen und Keuchen des hitzig verfolgenden Bockes gehört hat; glaubwürdige Berichte erzählen selbst schon von einem Sprengen im April (12.), ja sogar im März (20.).

Das „Blatt". Der Name erklärt die Entwickelung dieser Art, den Bock vors Rohr zu bekommen. Die alten Jäger, welche den Fiepton des nach dem Bock verlangenden Rehes vernahmen, sagten sich, dass man den Bock durch Nachahmung dieses Tones müsse herbeilocken können, zumal mit einem ähnlichen Tone sich auch das versprengte Reh wieder mit seinesgleichen zusammenruft. Das nächste Blatt vom Baume sich pflückend, nahmen sie im Walde selbst die erste Unterrichtsstunde, und siehe da, es gelang. Die Böcke sprangen auf den nachgeahmten Laut und wurden ein Opfer ihrer Lüste. Jedermanns Sache ist es nun nicht — es hat nicht Jedermann „'s Maul dazu" — auf diese einfachste Weise den nöthigen Ton hervorzubringen, so verfiel man auf andere Behelfe, und bald bemächtigte sich die Industrie des Artikels, so dass wir heute eine ganze Anzahl sogenannter „Blatter" auf dem Markte haben, aus allen möglichen Stoffen, Schilf, Stroh, Bambus, Holz, Blech, Blei, Messing, Horn, Neusilber, Silber, Knochen etc. gefertigt.

Jeder Fabrikant preist sein Pfeifchen als das beste an, und der Neuling kennt sich in der That vor lauter Anweisungen zum Blatten und Anpreisungen von Blattern gar nicht mehr aus. — Die besten Blatter sind — immer angenommen, der Lehrling versteht es nicht mit dem Mund allein, auch das kann man, und zwar kommt dieser Ton dem wirklichen Fiepton am nächsten, oder auf einem natürlichen Blatte zu blatten — diejenigen, an welchen gar nichts von Metall gemacht ist. Alles Metall giebt dem Ton einen schrillen, fremdartigen Beilaut, den der in der Nähe stehende Bock sofort erkennt, um ihm gewiss nicht zu folgen. Aber der Ton, den man mit den besseren dieser Holz-, Stroh-, Schilf-Blatter hervorbringt, ist seiner Weichheit halber nicht so weit vernehmbar, wie der Laut eines Metallpfeifchens, und so benützen, beispielsweise bei bewegter Luft, erfahrene Jäger trotzdem ein erträglich gestimmtes Metallpfeifchen, das auf grössere Entfernungen hin zu hören ist, und blatten mit dem Mund oder Strohhalm erst, wenn sie den Bock zu Gesicht bekommen haben, letzterer aber ausser Schussweite steht und nach allen Seiten äugt und horcht, um durch einen neuen Ton die Richtung zu erfahren, in welcher er den Gegenstand seiner Wünsche finden könne. Den Grund, warum

man mit dem sogenannten „Geschreiblatten" grössere Erfolge erzielt als mit dem „Stossblatten", suchen Viele nur in der Thatsache, dass ersteres ebenfalls in viel grösserem Umkreis zu vernehmen ist als der leise Fiepton. Das sogenannte Rehgeschrei — bi—bi—biah biahbiah—bih — etwa lautend, wobei das ah in dem erstmaligen biah und dem zweiten das Doppelbiah recht schnarrend ertönen soll — stösst das Schmalreh aus, wenn es das Opfer des Bockes wird (ich habe dieselbe Melodie, nur in höherer Tonart, einmal übrigens auch von einem Kitz gehört, welches ein Hund riss), und es ist begreiflich, dass diese Töne, richtig nachgemacht, die wüthendste Gier und Eifersucht aller Böcke, welche sie hören und selbst noch nicht von unmittelbar vorher geübtem Beschlag erschöpft sind, erregen müssen, ebenso wie die Neugier und den Neid des verehrlichen weiblichen Geschlechtes. Einmal, an einem 24. Juni vor diversen Jahren, sprengte im Stangenholz hinter mir, meinem Auge nicht sichtbar, ein Bock das Schmalreh, und damals hörte ich deutlich und klar das ganze „Geschrei". Vierzehn Rehe tauchten urplötzlich aus dem Boden vor und neben mir auf und näherten sich mir hocherhobenen Grindes, die Lichter fast hervorquellend und mit dem Laufe die Erde stampfend; ich habe mein Lebtag

einen ähnlichen Anblick nicht genossen. Als die vorderste Geiss in die gleiche Linie mit mir gekommen war, das nächste Reh stand nicht drei Schritte von mir entfernt, bekam sie Wind von mir, und nun ging es über Stock und Stein in buntestem Durcheinander. — Viele Jäger verzichten übrigens darauf, dies schwer nachzuahmende ganze Geschrei zu blasen, und begnügen sich mit dem biah, dazwischen einmal ein biahbiah dem Bock gebend. — Das Rehgeschrei wurde lange Jahre als Geheimniss von den Kundigen betrachtet, und vielen Wissbegierigen eine total falsche Melodie eingepaukt, mit der sie die Rehe eher zum Revier hinausblatteten. Allmählich jedoch wurde auch diese Kunst allgemeiner, und jetzt sind sogenannte Geschreiblatter überall neben den Stossblattern zu kaufen. Wer sie aber acquirirt, hat damit noch gar nichts erreicht. Versucht er hineinzublasen, schallt ein misstönendes Bäh heraus. Lasse darum Jeder jeden Versuch damit, ausser er hat einen Lehrmeister an der Seite, der es wirklich gut mit ihm meint. Vom Hörensagen lässt sich nichts schwerer erlernen als der Schreiton, und Mancher braucht ein monatelanges Studium, bis er's dahin bringt, ihn sanft und wieder schnarrend und also täuschend seinem Pfeifchen abzuringen. Auch wird man mit

dem Stossblatter nicht so leicht im entscheidenden Augenblick einen Fehlton hervorbringen, wie mit dem Geschreiblatter. Manche Jäger, die das Geschrei im Walde noch nicht gehört haben und erhalten den ersten Geschreiblatter, wenn auch richtig, vorgepfiffen, werden grob, wenn man ihnen zumuthet, damit einen Bock herbeizulocken. Ich denke einer solch kostbaren Geschichte. Ein Oberförster M. — nicht allzuweit von Frankfurt entfernt — schickte mir einmal seinen Waldaufseher mit der Einladung, ein paar Tage lang mit ihm zu blatten. War der Waldaufseher nun von seinem etwas eigen gearteten Herrn so instruirt, oder war er selber so neugierig — kurz, er frug mich, wie ich denn blatte, und bat mich, es ihm vorzumachen. Ich that mein Bestes und sah wohl das ungläubige Gesicht meines Mannes, schwieg aber dazu. Im Reviere beeilte sich der Herr Oberförster immer, sein Pfeifchen möglichst bald an den Mund zu bringen, und fiepte nach Herzenslust darauf los. Glühhitze, die in dem dumpfen Walde den ganzen Menschen gefangen nahm; ein Tag lang vergebliche Mühe, erschöpft und müde erreichten wir Abends den Bierkeller des Reviersitzes. Am nächsten Tage die nämliche Arbeit. Jetzt war es schon mehr Todesverachtung, mit welcher M. in sein

Pfeifchen blies. Endlich, als mein Compagnon eben wieder eine wunderschöne Buchenjugend vergeblich abgeblattet hatte, stiess ich ihn leise in die Seite: „Wie wär's denn — Sie haben jetzt anderthalb Tage lang fortgeblasen ohne Erfolg — wenn Sie's jetzt mich probiren liessen? An der Dickung kann ich Ihnen ja doch nichts verderben, da Sie ohnehin schon fortgehen wollten." — „Ja, ja" — keuchte er — „probiren Sie's!" — Biah; ich schnarrte das gedehnte Ah gerade recht entzückend hinaus, da rumpelte es schon in den Büschen auf Büchsschussweite. — Biah — ein Reh trat heraus und äugte die Stangen ab. Ganz elektrisirt, fasste mich M. beim Arme .... „Ein Bock! Ein Bock!" — „Geduld! Biah!" — Nun sprangen drei Rehe durcheinander, und der alte M. zitterte vor Aufregung.... „Es ist kein Bock, Herr Oberförster; es ist eine Geiss mit zwei Kitzen. Passen Sie auf, die müssen uns jetzt bis vor die Füsse springen." — Und so geschah es. Als wir schliesslich aufstanden, lachte ich und meinte: „Ihr Waldaufseher hat Ihnen wahrscheinlich Schreckliches von meinem Blatten erzählt, weil Sie so consequent selber fiepten, ohne nur einmal mich mit meiner Manier zuzulassen ..." „Ja, ja," gab er kopfschüttelnd zur Antwort — „aber jetzt glaub' ich daran. Nicht weil die Rehe herausge-

sprungen sind auf den ersten Ton — aber weil sie auf die weiteren Töne bis auf uns hinaufsprangen. Man lernt nicht aus in der Welt. . . ." Nun aber kam das Unglücklichste. M., ein alter und wirklich ein Jäger, ordnete jetzt folgendes Manöver an: Wir setzen uns etwa 20 Schritte voneinander entfernt; Pause; dann fiepte er drei-, viermal, jetzt schrie ich meine zweimal, dann fiepte er wieder u. s. f. Mir riss endlich die Geduld, und ich drängte nach Hause. Geschossen haben wir natürlich auf solche Blatterei nichts, auch kein Haar mehr gesehen. — Den letzten Fehler hab' ich auch sonst noch öfters wahrgenommen, dass zwei Jäger gleichzeitig blatten, jetzt der, jetzt der. Mir selbst ist es einmal passirt, dass ich eine Ricke heranblattete und, als die letztere mir nahe genug gekommen war, zu blatten aufhörte. Die Geiss als solche hatt' ich erkannt, und war ein Bock in ihrem Gefolge, so war es nur zu wahrscheinlich, dass er hinter der Geiss nachtrollte, wenn die letztere vertraut vorne stehen blieb. Da fing mein Nachbar, dreissig Schritte unter mir, zu pfeifen an. Den ersten Ton vernehmen und mit lautem Schmälen flüchtig werden, war bei meinem Reh eins. Mein Nachbar hatte natürlich von der Ricke vor mir keine Ahnung; er hatte geglaubt, dass ich zu blatten aufhören wolle,

weil mir nichts sprang, und bildete sich nun ein, dass auf seinen Pfiff die Böcke eher hören würden. Ein so ausserordentlich fein vernehmendes Thier wie das Reh muss es aber unterscheiden, wenn zwei verschiedene Pfeifchen an ein und demselben Platze ertönen. — Lange auf dem Stand ausharren, führt in den meisten Fällen eher zum Schuss, als das noch so gut gestimmte Blatt. Man pflegt zu sagen, dass der geile Bock auf eine Nürnberger Kindertrompete springe, und etwas Wahres ist an dieser Sache. Ich weiss, dass ich einmal ein neues Blatt, auf dem Steinhaufen einer durch den Wald führenden Strecke sitzend, probirte, an einer Stelle, wo es meiner Meinung nach nicht schaden konnte, wenn bei dem Versuche auch einige Fehlstösse unterliefen. Da standen zwei Böcke auf einmal vor mir, der ich noch gar nicht die Patronen im Laufe hatte. Dann war ich wieder Augenzeuge, dass ein Bock auf den Pfiff eines Nusshähers sprang. Deshalb wäre es aber doch thöricht zu glauben, dass es überflüssig sei, das Blatten überhaupt zu lernen, dass es immer so wie in den geschilderten Fällen gehen müsse. Der Bock hört einen Ton, weiss nicht, was er daraus machen soll, und kommt heran, um sich des Näheren zu vergewissern. Den nahen Bock näher heran

zu blatten, ist sehr schwer, und eine Nürnberger Kindertrompete reicht dazu gewiss nicht aus. Junge Böcke springen rascher, hitziger; alte Schlaumeier, wenn sie überhaupt kommen, stehlen sich herbei, suchen den Wind des Blattenden zu gewinnen, stehen hier, stehen dort, endlich nähern sie sich wieder ein Weniges. Wer, nachdem er sein Pfeifchen eingesteckt, schnell den Platz verlassen wollte, schiesst wohl zuweilen einen Gabler und Spiessbock, wenn er auch auf diese seine Jagd ausdehnt, öfter aber wird er die Böcke davonspringen hören, die er durch das zu frühe Aufstehen „vertreten" hat. Eine halbe Stunde mindestens soll man unbeweglich noch sitzen bleiben. — Vom Verblatten der Rehe wird so viel geplaudert! Als Recept gegen die Wilderer wird angegeben, man solle die alte Geiss mit dem Kitzruf herbeilocken und dann erschrecken, so höre sie nicht mehr auf diesen Ruf. Der Anfänger wird ermahnt, recht vorsichtig zu sein, denn ein vergrämter Bock springe in diesem Jahre nicht mehr aufs Blatt. Mit ein bisschen Nachdenken muss man von selbst darauf kommen, dass das Unsinn ist. Wenn die Geiss ihr Kitz durstig oder in Noth glaubt, lässt ihre Mutterliebe jede Erinnerung und Warnung ausser Acht. Der Bock, der nur kurze Zeit im Jahre dem Liebesgenuss

huldigen kann, sollte dies unterlassen, weil er einmal statt der gehofften Schönen wider einen Menschen gerannt ist? Er zieht doch auch wieder zur Aesung, wenn er vom Felde vertrieben wurde. Der kennt den Naturtrieb nicht, der solches behauptet. Auch die Erfahrung lehrt, dass Geissen sechsmal hintereinander auf den gleichen Pfiff herbeieilten, und dass Böcke, die einen Tag, ja sogar eine halbe Stunde vorher angeschossen worden waren, wieder aufs Blatt sprangen; mit zerschossenem Laufe sogar sprangen sie. — Auch auf die Höhe des Tones, zu welcher das Blatt gestimmt ist, kommt so sehr viel nicht an. Wenn der Bock bei einer Geiss steht, folgt er der Geiss, wenn diese auf den Kitzruf geht — wenn man überhaupt wüsste, wo, wie, d. h. bei wem und in welcher Stimmung er sich im Augenblicke befindet, wäre es um das Blatten, recte um das Schiessen des Rehbockes auf das „Blatt", keine so grosse Kunst. — Als Zeit, in welcher die Rehe am liebsten springen, werden die Stunden Vormittags und bald nach Mittag angegeben. Ich habe gefunden, dass sie den ganzen Tag über springen, und wer das Blatten lange Jahre exercirt hat, wird kaum einer halben Stunde des Tages sich erinnern, in welcher ihm kein Reh gesprungen wäre. — Jetzt ist auch die Zeit, besonders

schlauen Capitalböcken beizukommen. Nicht als ob die gewitzigten alten Herren aufs Blatt sprängen — nein, auch dazu sind sie zu vorsichtig — aber man kann sie erwarten, wenn sie auf dem Wechsel nach dem Schmalreh suchen. Man findet die Fährten im wunden Boden, man erkennt die „Hexenringe", wo der Bock das Reh im Kreise herum getrieben hat, und leise heranpirschend, setzt man sich — so gegen 10 Uhr Vormittags, um 3 Uhr nach Tisch — an diesen Wechseln an. Dabei werden die stärksten Böcke geschossen, die das Revier aufzuweisen hat, die man im Reviere weiss „seit Menschengedenken", aber nie zu Gesichte bekam. Und es braucht nicht einmal ein sonderlich langes Hinwarten; wenn der Bock von $^1/_2$11 Uhr an in einer Stunde, und ebenso zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, nicht kam — mag man nach Hause gehen; es ist doch umsonst. Probatum est. —

Von den weiteren Arten der Jagd auf das Reh mag kurz das Anfahren erwähnt werden, das per Ochsenfuhrwerk oder auf sogenannten Pirschwagen versuchte Anfahren in immer enger werdenden Kreisen an den äsenden Bock. Auf Schussweite angekommen, lässt sich der Schütze vom Wagen gleiten, während das Fuhrwerk ruhig seinen Weg fortsetzt. Die Rehe äugen den Ochsen oder

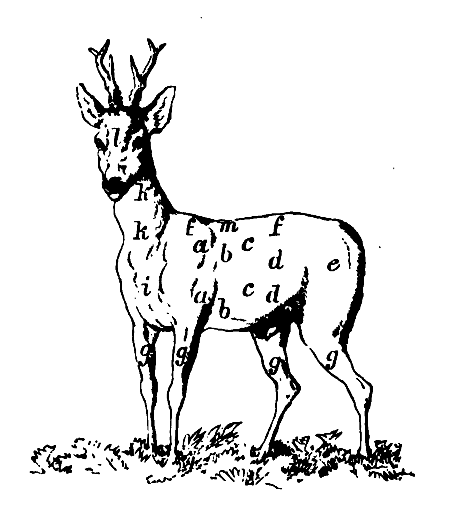
Pferden nach und beachten den Schützen nicht, der somit Zeit hat, in aller Nähe seinen Schuss abzugeben. Hohe und ältere Herren erlegen „anfahrend" ihre Böcke, unsereines hat seine Gründe, auf die Mitwirkung von Rindvieh und Pferden zu verzichten. — Die Jagd mit dem Wisch nimmt sich auf dem Papier besser aus als auf der Waldblösse, für welche sie empfohlen wird. Man denke sich einen Jäger, der in der Hand vor sich einen Fichtenbusch oder Buchenzweig trägt und so über einen Schlag weg gegen einen Bock kriechen will. In dem Augenblicke, wo der Bock den Kopf in die Höhe wirft und sichert, bleibt dann wohl der Jäger still liegen, aber der Wisch wird so bedenklich wackeln und zittern, dass es dem Reh auffallen muss, und dann adieu Pirsche. — Auf den schmälenden Bock braucht man noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Das Reh, welches den Jäger erkannt hat, wird stumm flüchtig; schmält ein ausreissendes, so ist das ein Zeichen, dass es wohl Unrath gemerkt hat, sich aber nicht über die Natur desselben klar ist. Bleibt dann alles ruhig, so kommt der Bock, immer schmälend und spektakelnd und den Boden mit den Läufen schlagend, oft sogar näher, um sich den verdächtigen Gegenstand genauer anzusehen, und fällt so seiner Neugierde zum

Opfer. Im Spessart passirte mir's vor nicht zu langer Zeit so, den Schlusseffect jedoch ausgenommen. Ich pirschte auf einem grasigen, an Krümmungen reichen Wege, mehr einem Hirsch, als einem Bock zu Liebe, hätte den letzteren aber auch nicht verschmäht. Eben steckt' ich den Kopf wieder um solch' eine Krümmung, da trafen sich vier Lichter: zwei des Bockes und meine beiden. Die letzteren schloss ich im Nu und blieb regungslos in der unangenehmen, gebeugten Stellung. Als der Bock mit seiner Musterung zu Ende war, sprang er schreckend ins Dickicht hinter sich, sprang aber nicht weit. Du kommst doch wieder, Bursche, sprach es in mir; ich richtete mich ein wenig zurecht und wartete, nicht lange; er schmälte näher, und da war er wieder. Aber ich Tölpel, der ich die Büchse noch immer in den Händen hielt, statt mit ihr aufzufahren, als ich den Bock näher kommen hörte! Jetzt war es natürlich zu spät, und ich konnte, um eine Erfahrung reicher und mit Verwünschungen über so viel Ungeschicklichkeit den Heimweg antreten. —

Je nachdem die Kugel den Bock trifft, unterscheidet man: *a* Blattschuss, *b* Lungenschuss, *c* Leberschuss, *d* Waidwundschuss, *e* Keulenschuss, *f* Schuss durch Rückgrat oder Wirbelsäule, *g* Laufschuss, *i* Schuss auf

den Stich, *k* Halsschuss, *l* Schuss auf den Kopf, *m* Hohlschuss u. s. w.

Immer sofort stürzt das Wild nur, im Feuer, bei einem Kopfschuss oder Schuss durch die Wirbelsäule, das Rückgrat. Die mechanischen Bedingungen seiner Existenz



sind dadurch zerstört. Bei Blatt- und Herzschüssen kann es im Feuer verenden, es muss aber nicht sofort todt sein, geht oft noch eine ziemliche Strecke weit fort, bis es plötzlich stehen bleibt, heftig am Leibe zittert und zusammenbricht. Bei Blatt- und Laufschüssen stürzt es wohl auch vorne zusammen, kommt

aber gleich wieder auf die Läufe; ebenso bei Hohlschüssen. Der Hirsch quittirt den Blattschuss gern, indem er mit den vier Läufen gleichzeitig emporspringt, ein famoses Zeichen. Bei Waidwundschüssen krümmt er den Rücken wie eine Katze und geht wehleidig fort. Ein Schuss in die grosse Halsader, die Luftröhre, sowie durch den Mehrbraten, vielmehr die an demselben liegenden sogenannten Brandadern, tödtet ebenfalls schnell. Zur Brunftzeit ist alles Wild widerstandsfähiger als sonst, die erhöhte Lebenskraft in jenem Monat der Wonne und Aufregung wehrt sich gewaltig gegen den Tod. — Das erste Zeichen des erfolgreichen Schusses ist der Schlag der Kugel gegen den Körper des Wildes. Er ist für den ruhigen Schützen deutlich hörbar, und ebenso wenig wie er aus Büchern zu erlernen ist, wird ihn Derjenige je vergessen, der sein Studium desselben im grünen Wald absolvirt hat. Am Platz des Anschusses kennzeichnen abgeschossene Haare den guten, ausgeschossene Haare den Streifschuss. Nach ihrer Farbe lässt sich ansprechen, an welcher Stelle die Kugel sitzt. Knochensplitter sind ein sehr günstiges Zeichen, sie dürfen nur nicht von einem Laufe herrühren. Hellrother, mit Bläschen gemischter, schaumiger Schweiss deutet den Lungenschuss an, dumpffarbiger, grünlicher den Waidwund-

schuss. Der letztere lässt sich auch am Geruche erkennen; die alten Jagdgehilfen verfehlen nie, ihn mit dem Finger aufzutupfen und an die Nase zu führen. Leberschweiss hat die Farbe der Leber, dünner, dunklerer Schweiss zeigt einen Schuss ins Wildpret (Fleisch) an, reichlich und hell rinnt er aus den zerschossenen Schlagadern, dunkel wieder aus den Venen; die öftere Uebung lässt das alles bald erkennen. Dem kranken Thier lässt man Zeit, zu verenden. Die Schusszeichen belehren über die Art der Verwundung; die Regel ist, dass man nicht zu weit auf der Fährte nachsucht und dann je nachdem — geschah der Schuss Abends, am anderen Morgen, fiel er unter Tags, nach einigen Stunden — die eigentliche Nachsuche beginnt. Das noch nicht verendete Reh erhält den Genickfang, auch Spiesser und Thiere befördert man auf diese Weise ins bessere Jenseits; dem Hirsch gehört der Fang entweder mit dem Hirschfänger oder mit einer mitleidigen Kugel. Einen Bock zu nicken, ist nicht so leicht, zumal wenn die letzten Lebensgeister des Verendenden sich dagegen sträuben. Die gewöhnlichen breiten Genickfänger, wie sie in den Handlungen zu haben sind, taugen am wenigsten dazu; eher ein schmales, starkes Dolchmesser, oder sonst ein spitzes Instrument.

Man sucht mit dem Finger das Grübchen zwischen Hinterkopf und Halswirbel, setzt das Messer an und schlägt es mit einem raschen Schlag der flachen Hand oder drückt es da hinein und schneidet so die Rückenmarkverbindung mit dem kleinen Gehirn durch. Der Tod erfolgt augenblicklich. Stümper freilich quälen das arme Thier abscheulich. Das Unglaubliche in dieser Beziehung habe ich in A. erlebt, wo ein roher Seifensieder, der sich, weil er ein ganz guter Schütze war, auch schon für einen grossen Jäger vor dem Herrn hielt, einen angeschossenen Bock in die Naht knicken wollte. Natürlich brach ihm bei dieser Schinderei — der Bock klagte zum Erbarmen — die Spitze des Messers ab, und das arme Thier sah wirklich wie geschunden aus, so zerfetzt hing ihm die Decke um Lichter und Rosenstöcke. Als wir's dem Aasjäger verübelten, zischte er uns stolz zwischen den Zähnen zu: er habe schon Dutzende von Böcken abgenickt!! —

Die meisten Jagdgesetze verbieten das Schiessen der Rehbockkitze — als solche gelten sie ja bis zum 1. Januar, welchen sie überhaupt erleben — und pflegliche, wirkliche Jäger machen auch von der gesetzlichen Befugniss keinen Gebrauch, den Spiessbock, der das Bockkitz von erwähntem ersten Januar an

ist, bis zum Aufgang der Schonzeit zu schiessen. Nichtsdestoweniger kommen Contraventionen gegen diese Gesetzesbestimmung und diese jagdliche Usance zuweilen vor, und zwar verzeihlicherweise. Der Fall ist nämlich ganz gut denkbar, dass in guten Jahren die Rehkitze ungewöhnlich gut werden, und dann ein flüchtig über eine Schneisse allein, ohne die stärkere Mutter, setzendes gutes Bockkitz von dem Schützen, der da nicht lange Zeit hat, eine Wage aus der Tasche zu ziehen, für einen wirklichen Bock niedergeschossen wird. So starb einmal am 18. October 1876 ein Bockkitz, das — natürlich aufgebrochen — 26 Pfund wog; ein Kitzbock am 2. Januar des darauffolgenden Jahres ergab 32 Pfund Wildpret. In anderen Gegenden mit schlechterer (Haide-)Aesung schiesst man in der besten Zeit Sechser-Böcke mit nur 28 Pfund. Um München haben wir Jagden, wo die Kitzböcke Ende December, Anfang Januar sämmtlich ihre 30 Pfund haben. Fällt nun solch ein Bock, so entspinnt sich immer der Streit unter den Anwesenden, von denen etwelche behaupten, man habe es hier mit einem Kümmerer, nicht mit einem Kitz zu thun, und das umsomehr, wenn das erlegte Kitz an Stelle der bekannten bebasteten Spitzchen ein paar Knöpfchen, Perlen oder wie man das kümmerliche Dings

nennen will, trägt, die vollständig verfegt sind, im Augenblick des Sturzes vielleicht abfallen oder frisch abgeworfen worden sind. Der besser wissende Jagdbeständer schweigt gewöhnlich bei solchem „wissenschaftlichen" Streit, weil es ihm natürlich nur angenehm sein kann, wenn die Majorität sich schliesslich dahin entscheidet, das vorliegende Reh sei ein Kümmerer; kommt er doch so nicht in den Verdacht, dass auf seinen Jagden Kitzböcke geschossen werden, was er ja auch in der That nicht angeordnet hat. — Zu Nutz und Frommen der lernbegierigen Jugend, die bei solchen Gelegenheiten zu Schaden kommen könnte, theilen wir daher im Nachstehenden die untrüglichen Kennzeichen mit, an denen das Alter des Rehs erkennbar ist. Die Untersuchungen des Herrn Forstinspector C. A. Joseph in Eberstadt bei Darmstadt, auf diesem Gebiete die erste Autorität Deutschlands, haben auch dieses „Räthsel" in unzweideutiger Weise gelöst. Und zwar ist die Zahnlehre unser Nussknacker. Junge Rehe unter einem Jahre haben nämlich noch nicht ihr voll entwickeltes Zahnwerk. Zu Anfang October sind die acht Schneidezähne noch Milchzähne, welche sich von den folgenden Ersatzzähnen nur in der Grösse unterscheiden, indem sie etwa zwei Drittel der Dimensionen der letzteren haben.

Die ganze Breite der Milch-Schneidezahnreihe misst, ohne Rücksicht auf deren Krümmung 11·5 bis 13 mm am Zahnhalse, die Länge der Krone des mittelsten Paares (Zangen genannt) 4 bis 5·5 mm; an Backenzähnen sind jederseits oben und unten vier vorhanden, der dritte unten, von vorn nach hinten gezählt, hat nach der Länge des Kiefers hin 12 bis 14 mm und besteht aus drei ziemlich gleichen Sectionen mit Schmelzzacken und einer dreiästigen Wurzel. Im Laufe der Monate October und November zumeist wird dann das mittelste Paar der Schneidezähne gewechselt. Die breiteren Ersatzzähne überragen, wenn sie voll ausgewachsen sind, die drei äusseren Paare Milch-Schneidezähne um etwa 2 mm. Inzwischen ist ferner ein fünfter Backenzahn hinzugekommen, und in diesem Stadium der Zahnentwickelung vom October bis Ende December ist das durch den Wechsel der Zangenzähne eingetretene Missverhältniss in der Grösse dieser Ersatzzähne und andererseits der noch vorhandenen drei Paar Milchzähne ein vorzügliches Kennzeichen, das beim ersten Blick in das Geäse den Kitzbock erkennen lässt. Von Ende December bis in den Februar und März vollzieht sich der Wechsel des zweiten Schneidezahnpaares von innen aus gezählt, der „inneren Mittelzähne"; vom März bis Mai

(also bis zum Alter von einem Jahre) derjenige der beiden äusseren Schneidezahnpaare, zu welchen noch der sechste Backenzahn hinzugekommen ist; da ferner im Juni und Juli die drei ersten (Milch-)Backenzähne durch neue ersetzt worden sind, so ist z. B. Ende October ein solcher ein Jahr fünf Monate alter Bock zum Unterschiede von dem nur fünf Monate alten Bockkitze dadurch deutlich gekennzeichnet, dass die Zahnentwickelung ihre Vollendung erreicht hat, dass insbesondere die Schneidezahnreihe 16 bis 18 mm in die Quere misst, dass deren Glieder, die nur je um etwa die Hälfte stärker sind als die correspondirenden Milchzähne, unter sich in gleichmässigerem Verhältnisse wieder stehen, dass die Zangen 7 bis 7·5 mm hoch, und an Backenzähnen endlich jederseits oben und unten sechs vorhanden sind, von welchen im Unterkiefer der dritte, von vorn gezählt, nur 10 bis 11 mm lang, dessen „Krone" 7·5 mm hoch und nicht drei-, sondern nur zweitheilig ist, demgemäss auch nur zwei Wurzeläste besitzt. — Bei guter Aesung setzen die Bockkitze nicht ungern solche Knöpfchen auf, die sie dann in den Erstlingsmonaten des Jahres abwerfen. Bisweilen auch nicht, denn man trifft bis November und December bessere Böcke mit Knöpfen, welche den vorbezeichneten ganz

gleich sind bis auf die, nunmehr bräunliche oder gelbliche Farbe, und das sind eben diejenigen Stücke, welche gewöhnlich „Kümmerer" genannt werden, ohne dass man übrigens einen anderen Grund als geringes Gehörn und eventuell Gewicht für diese Bezeichnung aufzufinden vermag. Die Knöpfe solcher über ein Jahr alter, auch noch älterer Böcke sind, wie erwähnt, besser gefärbt, glatter gefegt als diejenigen der Kitzböcke und zeigen im October und November meist auch die Einschnürung, den Ring, durch Resorption an der Stelle entstanden, wo das Abbrechen bei naturgemässem Abwerfen geschieht. Man kann nun allerdings darüber rechten: Sind diese Knöpfe, welche über ein Jahr alte Böcke tragen, noch wirklich das Erstlingsgehörn oder sind sie eine zweite Bildung, die nicht oder kaum besser geworden als die erste? In dieser Hinsicht dürfte der Mangel der eigentlichen Rose entscheidend sein für das Erstlingsgehörn. Bekanntlich treten bei dem Edel- und Damwilde erstmals stets Spiesse ohne eigentliche, geschlossene Rose, nur mit unregelmässiger, mehr oder minder starker Perlenwucherung, mitunter auch nur mit flachen Riefen versehen, auf, und ebenso dürfte es sich beim Rehbocke verhalten. Die Stärke der Rosenstöcke ist allzu trügerisch, um solche mit heranzuziehen.

Was sonst über die Geweih-, sowie Gehörnbildung zu sagen wäre, ist kurz. Der Spiessbock überspringt ebenso wie der Spiesshirsch gern die Gabel und setzt sechs, der gute Spiesshirsch, Spiesser vom zweiten Kopf, auch geringe acht auf. Die Mehrzahl der Rehböcke lässt es beim Sechser bewenden, oder die Jäger lassen ihnen nicht Zeit zu einem Versuche, acht und mehr Enden aufzusetzen. Es kam auch schon vor, dass der junge Bock direct vom Kitz weg bei besonders reichlicher Aesung sechs aufsetzte; ein solcher Fall wurde im Jahre 1865 in den gräflich D. M. Waldungen an der böhmischen Grenze beobachtet: sämmtliche Bockkitze vom vorigen Jahre erschienen als Sechserböcke. — Das Reh ist reicher an widersinnigen Geweihen als der Hirsch, bei welchem Abnormitäten verhältnissmässig selten vorkommen. Dass das Widersinnige der Geweihbildung nothwendig mit einer Verstümmelung des Kurzwildpretes zusammenhänge — ist unrichtig. Die Mehrzahl der abnormen Gehörne verdankt äusseren Einwirkungen ihr Dasein. Nicht einmal die sogenannten Perrückengehörne sind ausschliesslich durch eine Verkümmerung der Testikeln oder Castrirung bedingt. Dass ein gewisser Zusammenhang zwischen den Geschlechtstheilen des Bockes und seinem Haupt-

schmuck besteht, wird Niemand leugnen, und das sprechendste Beispiel dafür ist die bereits mitgetheilte Thatsache von dem Hirsch mit den abgesägten Geweihstangen. Dass Verletzungen an ersteren sich in Missbildungen der Stangen äussern, ist constatirt, dass sie sich also äussern müssen, weniger; ebenso gehört auch jene Annahme zu den unbewiesenen Behauptungen, dass der Bock nur darum mit fertigem Gehörn — und der Hirsch — fortpflanzungsfähig sei, weil er in anderer Zeit die sonst zur Samenbildung verwendeten Säfte in der Neubildung des Geweihes verbrauche, wie denn geraspeltes Hirsch- oder Rehhorn vollständig den Geruch frischen Samens habe, namentlich wenn man es etwas befeuchte. — Die Farbe der Geweihe ist abhängig von der Gegend, in welcher das Thier lebt. In Tannenwäldern, auf moorigem Grund werden Gehörne und Geweihe schwärzer als im lichten Buchenwald, wo sie oft nur hellgelb sind. — Die sogenannten Urböcke gelten für ausgestorben; das ostsibirische Reh setzt jedoch heute noch solche „Kronen" auf. Dass die Träger der Urbockgehörne auch bei uns heimisch waren, ist beglaubigt; einige dieser Gehörne, wenn auch nur sehr wenige, tragen das Datum der Jagd und den Namen des glücklichen Schützen. — Gute Gehörne sind

eine schöne Zier über dem Schreibtisch des Jägers, namentlich wenn die Erinnerung bei ihrem Anblick Tag und Stunde des Schusses wieder lebendig vor Augen führt, und wie manche Pause der Dämmerung bringt man sinnend vor ihnen zu, den Körper behaglich im Lehnstuhl ausgestreckt, während der Geist hinausgeeilt ist in Berg und Wald und noch einmal in Gedanken wieder diesen Vierzehnender, jenen Capitalbock anpirscht und mit gut gezieltem Schuss zur Strecke bringt. Wer nun ein Freund guter Geweihe ist, wird sein Jagdvergnügen danach einzurichten haben und nicht die besten Böcke mit den schönst geformten Gehörnen, die bestgeweihten Hirsche vor der Brunft sämmtlich abschiessen dürfen.

Bei rationeller Behandlung ist es nicht schwer, einen Rehstand in die Höhe zu bringen. Mühen und Sorgen freilich kostet es, aber der Lohn ist herrlich. Oberst v. P. übernahm seine Jagd mit zwei Altrehen. Er kaufte einen Bock und setzte ihn ein. Da galt es nun, diesen zahmen Bock vor seinen zweibeinigen Liebhabern zu schützen, denn der Bursche that mit jedem Menschen sehr vertraut, und „Jedermensch" ist bekanntlich ein gefährliches Ding. Es ging. Die beiden Rehe setzten im nächsten Jahre drei Kitzchen, darunter ein Bockkitz, das in zwei Jahren zum Sechserbock

herangewachsen war und jetzt der alleinige Beherrscher der Familie werden sollte. Denn mittlerweile war der alte Bock so böse geworden, dass er das Tagesgespräch in der Gegend bildete. Seine Pflicht hatte er ja erfüllt, also war es für ihn wohl an der Zeit, das Zeitliche zu segnen. Herr v. P. mit seinem Bruder gingen aus, den alten Bock zu erjagen; vor dem Letzteren wechselte der Bock flüchtig über einen Weg und stürzte im Feuer. — O weh! der Schütze hatte in der Flucht den jungen, auch schon ganz stattlichen Bock falsch angesprochen und erschossen, und auf dem Rückwechsel fiel von des Jagdherrn erprobter Hand der alte Herr; das Revier war wieder ohne Böcke, wenn auch mit Geissen schon ein wenig besser besetzt, und Herr v. P. konnte von neuem sich einen halbzahmen Bock „verschreiben". — Ruhe im Walde ist das Hauptefordemiss, soll ein Rehstand gedeihen. Unerbittliche Jagd hinter allem Raubzeug, sei es Thier oder Wilderer; Fütterung im Winter, alles Wild ist erkenntlich dafür; Pflege im Frühjahr zur gefährlichen Zeit des Haarwechsels; Anlage von Salzlecken und Beaufsichtigung derselben, in deren Nähe kein Schuss fallen darf, namentlich aber Vorsorge zur Setzzeit, wo die jungen Kälbchen eine Unzahl von Liebhabern finden. Kein Korb

der Grasweiber, Holzleserinnen, Beerensucher bleibe undurchsucht, zu oft ist Contrebande darin versteckt. Wenn die Heuernte beginnt, der Kornschnitt auf den Feldern, lasse man Wiesen und Felder von den Hunden absuchen; Niemand glaubt, was alles unter der Sense verblutet. Im Forstreviere E. stösst eine neuerdings cultivirte Wiese von riesiger Ausdehnung und mit denkbar üppigstem Graswuchs an die Staatswaldung. So hoch steht das dichte Gras, dass die darin äsenden Rehe dem Auge völlig verborgen sind. Selbstverständlich ist der ganze Rehstand des benachbarten Forstes darum zur Sommerszeit im kühlen Gras, wo die Insecten ihm weniger anhaben können. Dort wurden nun an einem Tage vierzehn Rehkitze todtgemäht. Vierzehn Kitze! Das ist schon ein ganz ansehnlicher Rehstand, der hier mit einem Schlage vernichtet wurde. Seitdem erkundigt sich das Forstpersonal vorsorglich nach dem Termin, an welchem die Heuernte beginnen soll.

*
* *

Der Juli giebt auch der Schrotflinte Gelegenheit, wiederum zu Ehren zu kommen nach der langen Rast seit Schnepfenstrich und Hahnenfalz. Im Moor sind die jungen Bekassinen flügge geworden und die jungen Enten im Röhricht der Teiche. Die alte Ente

flattert nicht mehr ängstlich vor dem Hund und dem Jäger her, die Jungen haben ihre Spiegel und kreuzen die Flügel — also hinaus mit dem getreuen Feldmann, der den Wasservogel zwischen den Kaupen des schwanken Grundes hervorholt und der geflügelten, tauchenden Ente folgt, wenn es sein muss, auch unter das Wasser hinunter. So eine Entenjagd ist ein lustig Ding, bei dem unter Umständen nur manchmal mehr Schützen zur Strecke gebracht werden als Vögel, wenn nämlich nicht mit der gehörigen Vorsicht die Schüsse abgegeben werden. „Aber seh' sich Einer vor" — sagt der Herr Rittmeister v. S., der im Kahne dahingondelt — „wenn so eine Ente vor der Nase des Schiffes aufsteigt!" Er zielt und zielt und sieht nicht, wie drüben auf dem Ufer ein Schütze die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt, und hört nicht, wie ihm rechts und links „Achtung!" zugerufen wird. Endlich kracht es, und auf die hirschlederne Hose des Herrn Braumeisters prasselt der Hagel hernieder. Glücklicherweise ist die Hose gut und die Entfernung zu weit, sonst könnten die Schrote vielleicht doch Schaden anrichten. Hitzige Schützen taugen zur Entenjagd am wenigsten. Auf dem Wasserspiegel ricochettiren die Schrote, der Schütze im Kahne vergisst den Kameraden auf dem Lande, piff!

paff! puff! geht es nach allen Richtungen, und der Hagel reisst Löcher in die Natur. Es ist nur gut, dass die Allmutter nicht schweisst



und Lammsgeduld hat mit ihren Kindern. — Wo aber die Jägerei zusammenpasst, wo die Kähne in gleicher Reihe ruhig und vorsichtig vorwärts gleiten, die Hunde dazwischen keinen Binsenbüschel und Schilfschopf un-

durchsucht lassen, Schuss für Schuss die Enten mit angezogenen Flügeln herunterfallen, da ist es eine ganz lustige Jagd. Leider dass auch hierbei, wie bei allen Wasserjagden, so viel Wild zu Schanden geschossen wird. „Sie kann nicht todter sein," behauptet die ganze Gesellschaft von einer Ente, die eben stürzte und nach welcher jetzt aus allen Kähnen gesucht wird. Derweil liegt dort, wo sie auf dem Spiegel des Teiches aufplatschte, ein weiches Federlein allein, und die gut geschossene Ente treibt wohl gar hundert Schritte weit davon verendet im Wasser. So weit ist sie mit Aufbietung aller Kräfte noch unter Wasser fortgeschwommen, nichts als die Spitze des Schnabels, den Nagel, über Wasser haltend. Erkenne sie Einer, wenn sie so durchs Schilf steuert. Nur an der Bewegung von Wasser und Röhricht merkt man, was hier vorgeht — denn auch die Mauservögel suchen solchergestalt der Gefahr zu entgehen — und wenn man sich dann überzeugt hat, dass nicht etwa ein Hund dort umherschwimmt, mag man vor den Mittelpunkt jener Kreise im Wasser hinhalten und trifft vielleicht die Ente. — Am Tage nach solcher Jagd sitzen die kranken Enten entweder am Ufer heraussen oder unters Gestade gedrückt. Mit einem guten Hund macht man

bei ruhiger Nachsuche manchmal mehr Beute, als bei der Jagd selbst. Der Jägerglaube, dass die angeschossene Ente unter Wasser sich verbeisse, verbissen verende und nicht mehr zum Vorschein komme, ist natürlich falsch. In gebildeten Jägerkreisen bestand darüber nie ein Zweifel. Man müsste doch einmal beim Ablassen solcher Teiche die Gerippe „verbissener" Enten gefunden haben. Abgesehen davon, dass es ganz naturwidrig wäre, wenn eine kranke Ente selbstmörderisch den Erstickungstod suchen wollte, hat ihr Schnabel gar nicht die Kraft hierzu. — Die Fabel rührt wohl daher, dass angeschossene Enten allerdings vor den Augen des Jägers tauchen und sich dazu, wenn die durch den Schuss verwundeten Ruder allein die Kraft nicht mehr haben, auch des Schnabels bedienen, um sich mit seiner Hilfe an unter dem Wasser befindlichem Strauchwerk etc. etc. festzuhalten und weiter zu helfen – das habe ich einmal an der Trähne (Schleswig-Holstein) deutlich beobachtet. Nach einer halben Stunde kehrte ich dorthin zurück, da sass die Ente unterm Gestade, und liess sich, in ihr Schicksal ergeben, vom Hunde greifen. — Dass die Entvögel, die Erpel, ein kurzes Sommerkleid nach der Mauser tragen, in welchem sie der weiblichen Ente fast gleichsehen, wissen nicht

alle Jäger; daher die Meinung bei jeder Juli-Entenjagd, wenn die Beute gemustert wird, es seien so viel Entinnen um ihr Gelege gekommen; die vermeintlichen kinderlosen Entinnen sind Erpel. Merkwürdig ist, dass die Enten bei einer solch grösseren Wasserjagd von einem zum anderen Teiche bestimmte Flugrichtungen einhalten. Beide Weiher trennt beispielsweise nur ein Damm, von dem man meinen sollte, es sei der Ente, wenn sie vor den nahenden Jagdkähnen aufsteht, gleichgiltig, an welcher Stelle sie darüber wegstreiche, da der ganze Damm so ziemlich dasselbe Bild zeigt. Statt dessen streicht sie an ganz bestimmten Stellen, um in dem zweiten Weiher einzufallen, und diese Stellen „verpflastert" man natürlich. — Schiesslücken ins Schilf zu hauen ist gut, wo grosse Entenjagden sind und genügend Schützen zur Verfügung stehen; die Enten rinnen über solche Lücken aber nicht vertraut hinweg, sondern passiren sie meist unter dem Wasserspiegel. Der daran postirte Schütze muss also mit dieser Gewohnheit bekannt sein und gehörig unter den Vogel halten, wenn er ihn überhaupt wahrnimmt. – Wer die alte Ente zu schonen weiss, pflegt seine Jagd. Sie kehrt Jahr für Jahr wieder und macht ihr Gelege am selben Platz. Wo grosse Wasserjagden

sind, kann man sich freilich nicht damit abgeben; der Pächter aber, der nur einige Tümpel in seinem Revier besitzt, könnte die Regel wohl beobachten, zumal da er ja nur sich selber damit nützt.

August.

„Feistmonat."
v. Wildungen.

Endlich! Die Zeit auf den Feisthirsch ist da. Einige vorwitzige Spiesser sind zeitweilig schon hinweg genommen worden, dem geweihten alten Herrn hat man Musse gelassen, den Stolz seines Hauptes zu verecken und zu fegen; in königlicher Majestät tritt der Kronenhirsch nun in mondbeschienener Nacht aus dem Walde. Unten im Dörflein ist alles still — oben auf dem Hange steht der Geweihte und äugt hinaus in die schimmernde Welt; in den Kartoffeln vor ihm steht Wildpret und schlägt mit den kräftigen Läufen die begehrten Knollen aus der Erde. Morgen können die Dörfler dann „Gemeinde" halten, um den „Wildschaden" zu constatiren. Wildschaden! Das ist ein famoses Capitel, bei welchem auch einige Leute ordentlich elektrisirt werden, aber Jäger sind es nicht. — In der nicht unbedeutenden Praxis, die bereits hinter mir liegt,

ist mir noch nicht ein Fall vorgekommen, dass, wenn ein Dorfinsasse Jagdpächter war, gegen diesen eine Klage auf Wildschadenersatz gestellt worden wäre. Der „Wildschaden" ist nur für die „Herren" vorhanden; die kann man damit ärgern und ihnen das Leben sauer machen. Nun wird ja Niemand leugnen, dass Roth- und Schwarzwild, wo es in einen Acker gerade einbricht, böse Verwüstungen anstellen, und dass es nur billig ist, wenn der das Wild hegende Jagdpächter oder Besitzer, sofern er nicht andere Mittel dagegen ergreifen will, solchen Schaden rechtschaffen ersetzt. Aber zwischen dem, was ein wohlwollender Mensch unter Wildschaden versteht, und demjenigen, wie der Bauer ihn auffasst, ist ein himmelweiter Unterschied. Der Bauer reisst den Wildzaun ein und körnt das Wild auf seinen Acker. Er führt dem am Walde gelegenen Felde niemals Dung zu, rodet es oberflächlich, wirft ein paar Hände voll Getreide darauf, und nun — wenn die Ernte kommt und von solchem Boden nichts einzuheimsen ist, nun ist das Wildpret an all dem Unglück schuld, und Pfarrer und Gemeindevorsteher, Advocat und Abgeordnetenhaus werden in Bewegung gesetzt. Er hetzt die Schafe auf sein Feld und drückt selber die Hirschfährten in die Erde. Der Vater

übergiebt dem Sohne seinen Hof und setzt den Wildschaden in den Vertrag ein; um Hunderte und Tausende muss der Erbe das Gut theurer übernehmen, denn so viel im Jahre trägt der „Wildschaden". Bei Brückenau hatten die Leute ihre Ansprüche so hoch getrieben, dass schliesslich die Geduld des Landesherrn erschöpft war und der Befehl von oben kam, sämmtliches Wild abzuschiessen. Das geschah, und im nächsten Jahre ging das Jammern der Bevölkerung los, und sie petitionirten um Unterstützung; jetzt sei ihnen das Wild auch noch genommen, sie könnten keine Steuern bezahlen, woher das Geld dazu nehmen, wenn sie keinen – Wildschaden mehr ersetzt bekämen. Der alte Fürst Taxis bezahlte jährlich so horrende Summen an diese ländlichen Unschulden, bis es auch ihm endlich zu viel war, und er zwar nicht abschiessen liess, wohl aber den Wald einzuzäunen befahl. Und siehe da — auch hier dieselben Klagen über den Entgang der „Wildschadenersatzgelder". Es ist ein hartes Wort, aber es ist etwas Wahres daran, wenn gesagt wird, man zieht sich die Wildschadenersatzansprüche nur selber heran, und um das zu vermeiden, soll man den ersten Bauern, der damit kommt, zum Hause hinausprügeln, und zwar derb, so dass die übrigen Agrikel ab-

geschreckt werden. Wenn man, wie geschehen, auch den Schaden von Hirschen und Sauen zugiebt — wo dem Bauer nachgegeben, und der letzte Hirsch, das letzte Schwein weggeputzt wird, verlangt er Schaden für die Rehe und den Abschuss der letzteren. Sind keine Rehe mehr da, dann verbeissen die Hasen ihm alle Frucht, und schliesslich kann er auch vor den Feldhühnern seines Lebens nicht froh sein. Billige Rücksichtnahme kennt der Bauer nicht; Gutmüthigkeit, Liberalität sieht er für Dummheit an, die er sofort auszunützen versucht und hintennach den freigebigen Menschen nur verlacht. Die alte Zeit steckt ihm noch zu sehr in allen Gliedern, die schlimme alte Zeit, in der er nicht Herr über sich selbst war, und sein hinterlistiges, heimtückisches Wesen ist ein Erbstück noch von anno dazumal. Es könnte übrigens, namentlich in den Staatsforsten, die noch Hochwild bergen, mehr geschehen, um den berechtigten Klagen der Angrenzer vorzubeugen. Aber da wird jeder Quadratzoll, auf dem nicht ein kümmerliches Föhrenpflänzchen steht, schon als Verlust betrachtet und jedes Hälmchen dem Wild missgönnt. v. Riesenthal erzählt eine köstliche Geschichte von einem Forstinspector, der Auerwild in einem Saatbeet spürte, das einige Pflänzchen ausgezupft hatte.

Sofort wurde in das Notizbuch bemerkt: Das Auerwild ist schädlich etc. etc., um den Abschuss beantragen zu können. Dass der Herr Forstinspector diesem Saatbeet noch weit schädlicher war und handvoll die Pflänzchen ausriss, um sich von ihrem Wachsthum zu überzeugen — daran liegt natürlich nichts. Die überreich producirende und ebenso wieder mit vollen Händen vernichtende Natur muss lachen, wenn sie diese Menschlein mit dem Zollstab und den Rechnungstabellen an ihrem Riesenleibe herumhantiren sieht. — So könnten sicher die zahlreichen Schneissen und Abtheilungslinien, die manchmal in geradezu verschwenderischer Breite angelegt sind, in einer dem Wilde vortheilhaften Weise angepflanzt werden. Wenn es die Frucht, an der es so gerne nascht, im Walde selber findet, hat es nicht nöthig, stundenweit die bestellten Felder aufzusuchen. Ebereschen und Rosskastanien fänden so manches Plätzchen, auf welchem sie gedeihen würden zu Nutz und Frommen des Wildes. Aber da würden, wenn alle anderen Hindernisse beseitigt sind, vielleicht noch die Kuh oder die Schweine irgend eines Forstläufers zu kurz kommen; man findet in solchen Schweinetrögen gar oft den Grund, warum das der Aufsicht des betreffenden Schweinebesitzers unterstellte Wild gar so kümmerlich aussieht. —

Auf den Hirsch ging das edelste Waidwerk der alten Jägerei. Und der jungen. Heute noch, wo das Rothwild fast nur mehr in den verschiedenen Gebirgen unseres Vaterlandes eine dürftige Existenz fristet — die Waldbesitze grosser Herren ausgenommen — wo es Schritt für Schritt der vorwärts schreitenden Cultur aus dem Wege weichen muss — heute noch gilt es als die Sehnsucht aller echten Jäger, des Glückes theilhaftig zu werden und nur einmal oder noch einmal im Leben die Büchse auf einen jagdbaren Hirsch abfeuern zu dürfen. Und wem solche Freude zutheil geworden, der hütet das ästige Geweih wie ein Kleinod, und seine Augen leuchten heller, so oft sie die Krone betrachten und die mächtigen Stangen mit den lang vereckten Sprossen. Es ist ein Fehler im Vaterunser, dass es zwar vom täglichen Brot spricht, nicht aber vom Feisthirsch und der Hirschbrunft.

Es wäre natürlich lächerlich, wollte die junge Jägerei den Hirsch jagen wie die alte. Der ganze Schnickschnack der 72 „Zeichen" muthet mich an wie Puder und Haarzopf, und wenn ich sie wieder einmal irgendwo aufgezeichnet finde, erscheint sofort der Jäger dazu mit Reifen in den Rockschössen und gestickten Westentaschen, mit Dreispitz und

wohlrasirter Oberlippe. Was wir heutzutage davon gebrauchen, ist kurz beisammen. Ein alter Waidmannsspruch noch aus der zopfigen Zeit selber wählt sieben Hauptzeichen aus obigen 72: Zwang, Ballen, Burgstall, Abtritt, Schrank, Schritt und Oberrücken. — Wir entdecken den Hirsch von weitem an seinen „Himmelszeichen", das ist die Stelle, wo der Hirsch gefegt oder die Zweige verbissen hat, und die ebenso wie beim Rehbock nach ihrer Höhe einen ziemlichen Schluss auf die Güte des Hirsches gestattet; das ist ferner das Wenden. Der Hirsch „wendet" beim Durchziehen durch das Holz die Blätter, zerbricht Zweige und streift den Schnee mit dem Geweih herab. Wir erkennen ihn an seiner Losung, dem „Gloss", die mit den Jahreszeiten verschieden und anders beim Hirsch als beim Thier ist. Zu „hirschgerechter" Zeit hatte der Jäger die Losung des bestätigten Hirsches nach Hause zu bringen und dem Jagdherrn, der vornehmsten Dame des Hauses zu präsentiren. — Die obigen Hauptzeichen wären zu erläutern: Der Hirsch drückt beim Aufsetzen der Läufe auf den Boden die Erde mit den Schalenspitzen fest zusammen — zwingt sie, „Zwang" — und bildet so das „Fädlein", den schmalen, kantigen Strich zwischen den Schalen. Durch das Rückwärtsziehen der Erde

im Tritt schliessen die Spitzen der Schalen fest, was beim Thier nicht der Fall ist. Die Ballen, am hinteren Theil der Fährte, hat der Hirsch stärker als das Thier und drückt sie tiefer ein. Würden die Fährten der verschiedenen Cervusarten sich durch nichts anderes unterscheiden — die verschiedene Grösse der Ballen wäre genügend, um sie richtig ansprechen zu können. Beim Rothwild nehmen sie etwa den vierten, beim Reh ein Drittel, beim Damwild die Hälfte der Fährte ein, beim Elch geht der Abdruck der Ballen, sich verschmälernd, fast bis an die Spitze der Schalen. Burgstall heisst die in der Höhle der Schalen fest zusammengedrückte Erde, kleine Wölbung = die Schalen des Hirsches die Matrize, der Burgstall der darin geprägte Kopf, in feuchtem Boden famos sichtbar. Abtritt heisst das von der scharfen Schale des Hirsches abgetretene, in der Fährte liegende Gras, das Thier drückt das Gras nur zusammen. Ist der Abtritt frisch, so kann der Hirsch noch nicht lange vorüber gewechselt sein. Der Hirsch „schränkt", d. h. er schnürt nicht Spur vor Spur, wie Fuchs und Katze, sondern die Fährte des rechten und linken Laufes liegen stets schräg hintereinander. Die Breite des Schranks zeigt den stärkeren oder geringeren Hirsch an. Schritt nennt man den

Zwischenraum zwischen den aufeinander folgenden Fährten; Oberrücken, Geäfter, Aftern, Afterklauen sind die kleinen hornigen Knollen, Spitzen rückwärts über den Schalen, stumpf beim Hirsch, spitz beim Thier, doch, ausser bei besonders capitalen Hirschen, gewöhnlich nur an der Fährte des flüchtigen Hirsches bemerkbar, wo die Schalen gespreizt im Boden sich abdrücken. Bei der Fährte des Schwarzwildes ist das Geäfter jederzeit sichtbar, und zwar neben den Schalen etwas rückwärts, während es beim Rothwild in der Linie der Schalen sich abdrückt. Sonst wäre noch zu erwähnen Beitritt und Kreuztritt; ersteren tritt der Hirsch mit dem Hinterlauf gut fingerbreit neben den Vorderlauf, während das Thier mit dem Hinterlauf die Fährte des Vorderlaufes deckt; im Kreuztritt spaltet der Hinterlauf die vordere Fährte, so dass diese dann drei Ballen zeigt. Das Nässen endlich besorgt der Hirsch zwischen, das Thier in der Fährte. Natürlich sind all' diese Zeichen verschieden je nach dem Standort des Hirsches. Das „Gloss" ist abhängig von der Aesung, Grösse von Schritt und Schrank von der Güte des Hirsches u. s. w. Die letztere selbst ist in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes verschieden. Die stärksten Hirsche in freier Bahn — vollkommen frei, niemals

gefüttert – habe ich in der bayerischen Oberpfalz, den Forstämtern Vilseck und Weiden angetroffen. Dort schoss ein Ingenieur F. neben mir einen Spiesser, der — natürlich aufgebrochen — zwei Centner, 100 Kilogramm, schwer war. Ich selber schoss dort im Monat Juli einen Bastspiesser, der 130 Pfund reines Wildpret, also nach Entfernung der Läufe, Decke etc. hatte. Das sind anderswo jagdbare Hirsche; beispielsweise im Taunus und Spessart. Dass ein Hirsch im Urwald der Bukowina auf anderen Schalen geht, als einer der Kümmerer in den übersetzten deutschen Parken, ist selbstverständlich. Dombrowski giebt folgende Unterschiede an:

Schottland:	Fährtenbreite	56 mm,	Gew.	137 kg
Deutschland:	"	59 mm,	"	148 kg
Böhmen:	"	68 mm,	"	168 kg
Bukowina:	"	87 mm,	"	204 kg

Dabei ist ein Hirsch von zehn Enden angenommen, Feisthirsch, und das Gewicht ohne Aufbruch berechnet; die Fährte ist diejenige der Vorderläufe. — Der Hochgebirgshirsch macht eine andere, stumpfere Fährte als der Hirsch der Waldberge oder Auen. Wenn ein solcher Herr aus der Ebene in die Berge einwechselt, was zur Brunftzeit nicht so selten

geschieht, ebenso auch umgekehrt, ist er durch die längeren Schalen und den klappernden Tritt bald verrathen. Hirsche, denen die Mutter in der frühen Jugend weggeschossen wurde, bleiben in der Entwickelung zurück, „Waiselkinder". Neben mir, als ich obenerwähnten Spiesser schoss, fiel ein Hirsch von zehn Enden, ein Hirschlein, das kümmerlich aufgesetzt hatte und im Gewichte geringer war als mein Kolbenspiesser; ein „Waiselkind", riefen sogleich die Treiber. — Eines der bestgehegten Reviere Deutschlands ist der Thüringerwald, die gothaischen Domänenreviere. Jener ungeheure Nadelholzcomplex ist mit einem Wildzaun umgeben auf den nach den Feldern gelegenen Seiten. Wo die Besitzungen wieder an Wälder grenzen, fehlt der Zaun, so dass also von einem Parke nicht die Rede sein kann. Gleichwohl halten sich die Hirsche an der nördlichen Abdachung jenes Waldgebirges, in eben jenen Domänenwaldungen, und benützen ihre Freiheit, nach Gutdünken in die Winterstände, d. i. die südlichen Lagen, zu wechseln, nicht. Diesen Erfolg hat sich die treffliche dortige Jägerei zugute zu rechnen, die mit Liebe und Consequenz der Heranziehung ihres vorzüglichen Rothwildstandes sich widmet. Den in voller Freiheit aufgewachsenen Hirsch an eine ge-

wisse Regelmässigkeit zu gewöhnen, „zähmen" kann man doch nicht so ganz sagen, ist nach den dortigen Erfahrungen kein Kunststück mehr. Was dazu gehört, ist neben dem Vertrautsein mit den Gewohnheiten und Liebhabereien des Wildes nur Consequenz in der Pflege. Wer heute ein Bündel Heu vorwirft und in ein paar Wochen ein zweites, erreicht damit gar nichts; was geschehen soll, muss Tag für Tag geschehen und täglich zur nämlichen Stunde. Indem man ihrer Naschhaftigkeit nachgiebt, lockt man die ursprünglich so scheue Gesellschaft auf einen bestimmten Ort des Waldes, und an diesem, den sie bald wieder — ich erwähnte das schon einmal — in der Erinnerung an das „Guti Guti" aufsucht, findet sie wieder Zusagendes und findet es später täglich zur festgesetzten Zeit. Der mit der Fütterung betraute Jäger wird bald nicht mehr gescheut, sein Gang, seine Gewohnheiten werden dem Wild vertraut; ertönt ein bestimmtes Signal, ein Hornruf, ein Pfiff, ein Glockenton, so oft Heu aufgesteckt, Eicheln, Kastanien vorgeworfen werden, so kommt die hungrige Gesellschaft auf diesen Ruf oder Pfiff. Ich hab' es 1880 in Thüringen mit angesehen, dass an einem Jagdtage nach der Jagd drei Haupthirsche trotzdem auf den Pfiff des Jägers zur Fütterung kamen. Umsonst

freilich darf man ihnen nicht pfeifen, sie müssen wissen, dass sie jedesmal etwas bekommen. Dabei sind diese Hirsche durchaus nicht so zahm, dass sie etwa wie Schafe auf sich Jagd machen liessen. Versuch es Einer, es ist dort nicht leichter zu pirschen als anderswo, mit dem einzigen Unterschiede, dass man darum öfter dort Wild antrifft, weil mehr vorhanden ist. — Man nimmt in Thüringen zweierlei Hirschracen an, eine erbsgelbe und eine braunrothe, die erstere die edlere, schwerere; man spricht auch von vielendigen Racen und anderen; mehr oder minder ist das alles wohl momentane Laune der Natur, ohne andere Gesetze entstanden, als diejenigen der Vererbung besonders charakteristischer Merkmale vom Vater auf den Sohn. Dagegen ist es wieder interessant, auf den dortigen Jagdschlössern die Geweihe früherer Jahrhunderte mit den heutigen zu vergleichen; diese auffallende Aehnlichkeit in Form und Wuchs und die mit jedem Zeitabschnitte geringer werdende Stärke bei aller sonstigen Gleichheit und obwohl auch heute noch dort Achtzehn- und Zwanzigender, Geweihe mit 16 und 17 Pfund keine Seltenheit sind. Ich denke einer Jagd auf dem Arlesberger Forst im Jahre 1880, wo mir im letzten Trieb solch ein Haupthirsch kam. Den Berg herab, über die Wiese, ein

paar hundert Schritte unter mir — ich hatte eben noch Zeit, in das bereits entladene Gewehr schnell wieder zwei Kugelpatronen zu schieben — kam er in weiten Fluchten, dann im Graben gegen mich heran, wo er zwanzig Schritte vor mir im Bache stürzte, wieder auf und langsam den lichten Bergwald hinauf — ich hätt' ihm gewiss fünfzigmal die Kugel geben können; aber ich hatte die sechsfache Krone der rechten Stange erkannt, und die Parole lautete, Haupthirsche nicht zu schiessen /in billiger Rücksicht auf den anwesenden hohen Jagdherrn. Vier Jahre später schoss seine Hoheit Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha den Hirsch als Vierundzwanzigender, den besten Hirsch, den dieser erfolgreichste deutsche Waidmann bis dorthin geschossen. Ich war für meine Enthaltsamkeit von damals reich belohnt, als ich die Depesche las, in welcher der hohe Herr am Tage der Jagd noch das Ereigniss mir mitzutheilen so gütig war. — Dass man an den Fütterungen das Futter nicht leichtfertig auf einen Haufen schütten darf, ist selbstverständlich, man muss der Anzahl und Stärke des dieselben frequentirenden Wildes auch in der Vertheilung Rücksicht tragen, sonst würden die Kälber und das geringe Zeug ja fast gar nichts bekommen. Die Fütterung ist auch der Platz, wo die

Schneider sich an den guten Hirschen rächen für die von diesen während der Brunftzeit erlittene Unbill. Wenn die Zwölfer und Vierzehnender abgeworfen haben und nun mit dem traurigen Kopf an die Raufe kommen, wo sie gestern und vorgestern noch in stolzem Uebermuth die Herren gespielt haben — heut' heisst es hübsch bescheiden sein und zur Seite treten, denn unversehens spüren sie sonst die spitzen Enden eines jugendlichen Sechsers oder Gablers zwischen den Rippen, die jetzt ihre Herrschaft gekommen sehen. — Abnorme Geweihe kommen beim Hochwild in sehr geringer Anzahl vor; geradezu selten aber ist es, wenn weibliches Rothwild „aufsetzt", während das bei der Geiss natürlich nicht häufig, aber doch ebenfalls öfter vorkommt. Altum erwähnt zweier Achter-Thiergeweihe im Schlosse zu Aschaffenburg; ich habe sie dort vergeblich gesucht, auch keine Auskunft hierüber erhalten können. 1880 wurde auf einer Deutsch-Ritterordens-Domäne in Oesterreichisch-Schlesien ein Schmalthier geschossen, welches 6 cm lange bebastete Spiesse ohne Rosenstock trug.

Die Jagd auf den Rothhirsch, so weit sie auf Pirsche und Anstand geübt wird, unterscheidet sich in nichts von derjenigen auf den Rehbock; ebenso ist das Wildpretriegeln egal

dem Bockriegeln. Hier wie dort die gleiche Vorsicht und Umsicht, Ruhe und Entschlossenheit im kritischen Augenblicke. Grössere Treibjagden kenne ich unter Anderen in mustergiltiger Durchführung aus den erwähnten Domänenbesitzungen Seiner Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Dort werden die abzujagenden Districte am frühen Morgen verlappt, um das Wild am Auswechseln zu verhindern, theilweise auch die weiter vorwärts liegenden Jagen erst gesperrt, wenn rückwärts die Jagd bereits im Gange ist. Für den Jagdherrn sind niedrige Kanzeln errichtet, und von ihm weg geht die Treiberwehr, das Forstpersonal des Revieres zweckmässig zur Aufrechthaltung der Ordnung darunter vertheilt, laut vorwärts. Am Ende des Treibens angekommen, verstummt urplötzlich die lärmende Schaar, macht „Kehrt" und richtet sich, wo es Lücken gegeben hat, und nun geht es lautlos, Mann an Mann, mehr kriechend und schleichend, retour, vielmehr vorwärts gegen den Stand des Jagdherrn. Es ist zu schön, von etwas erhabenem Standorte aus eine jüngere Dickung zu überblicken, in welcher eben auf diese Weise getrieben wird. Kein Mensch sichtbar, nur an der Bewegung der Fichtenbäumchen sieht man, dass hier etwas vorgeht, und immer weiter vor rückt diese

grüne Welle. Dazwischen die Krone eines Geweihes, bald hier, bald dort, hier stutzt der Träger und weiss nicht, was diese unheimliche Stille zu bedeuten hat. Kurz vorher noch der Lärm, jetzt diese Ruhe. Ein Rascheln im Gebüsch lässt sich vernehmen, ein Zweig verschiebt sich — ... das Geweih zurück und vorwärts geht es in prasselnder Flucht. Am Stand des Herrn kracht es, und einer der Könige dieses Waldes haucht in den harzigen Duft der Tannen den heissen Athem aus. — Sechs, sieben solcher Jagen pflegen an einem Tage in dieser Weise abgehalten zu werden, natürlich mit wechselndem Resultat, aber ich habe schöne Strecken dort gesehen, und am Ende der etwa fünfwöchentlichen Saison von Mitte August bis in die zweite Hälfte des September hat Herzog Ernst von seinen Jagdschlössern Reinhardsbrunn und Oberhof aus für sich allein durchschnittlich an 50 bis 60 geweihte Hirsche erlegt. — Von den jetzt lebenden gekrönten Jägern hat Herzog Ernst wohl die grösste Anzahl von Hirschen auf die Decke gebracht: Als der hohe Herr im Lenzmonat 1892 seine goldene Hochzeit feierte, zählte die Jägerei die Hekatomben Wildes zusammen, die Herzog Ernst der keuschen Göttin im Leben geopfert hatte: 2631 geweihte Hirsche befinden sich darunter. —



Herbst.

Den Feisthirsch zu pirschen ist ein schweres Stück Arbeit. Je feister, desto fauler ist er, sagt man mit Recht, und schliesslich ist er selbst zu faul, überhaupt hoch zu werden, und möchte am liebsten vom Bett aus den Aeser mit leckerem Grase füllen. Aber auch seine Zeit kommt. Noch steht er allein im Waldesdunkel; wer ihn suchen will, darf nicht beim Rudel und unter den Wildpretfährten nach ihm sehen ... aber Aegidi ist vor der Thür, und in seine Läufe kommt Leben, und näher und näher rückt der Hirsch zu der Gesellschaft. Die Mähne wächst ihm, die Stimme vertieft sich, die Freuden des Liebeslebens — „die Lust der Brautnacht pocht mir in den Gliedern" — erwarten ihn und die Leiden wildester Eifersucht. Scheelen Auges mustert er die Gefährten, und vereinzelt tönt schon sein tiefes „öh" durch die nächtliche Stille. Länger und kälter werden die Nächte, in den Bergen reift es, die Spitzen der Hochgebirge hat es schon leicht „angeschneit" — die Brunft hat ihren Höhepunkt erreicht, und von Hügel zu Hügel fordern sich schreiend die Platzhirsche heraus, Antwort hallt aus den Thälern zurück ... Vorwärts, „ich wittere Morgenluft," sagt Mephisto, wir müssen noch vor der Sonne den Grat erreichen. Und aufwärts steigen wir den holperigen Bergweg,

einem Kessel zu, in welchem ein guter Zwölfer seinen Stand hat und mannhaft gegen die mancherlei Anfechtungen von rechts und links sich als Sultan seines Harems behauptet. Wir steigen langsam aufwärts, ohne viel Worte, Schwätzer gehören nicht auf die Jagd, zeitweilig verschnaufend, oder es wischt sich Einer von uns die Schweissperlen von der Stirne. Ueber uns das Sternenlicht, das die zackigen Bergformen geisterhaft umfliesst. Allmählich wird's kälter, wird kalt; der Tag kündigt sich an. Wir hören aber noch immer nichts, und unwillkürlich schüttelt mehr als einmal der Jäger an meiner Seite missmuthig den Kopf. Der Tag ist da, und noch liegen Thal und Berg in stummem Schweigen. „Hallunken" — brummt der Jäger in seinen Bart — „wart's nur, bal's schneit, kimmt d' Hitz scho' wieder". — Unterm Grat des Felsens bogen wir ab nach einem Seitenthale, von Legföhren überwuchert, und pirschten über Steingeröll vorsichtig weiter. Da schlug es mit einemmal, ein dumpfer Ton, an unser Ohr. Aller Aerger war vergessen, war auch heller Tag schon rings umher. Tief im Kessel stand der Hirsch und schrie nach einem Stück, das mit seinem Kalb keine vierzig Schritte weit von mir stand ... Vorsicht, Vorsicht! Wir sahen den Hirsch noch nicht, wir hörten

ihn nur. Die rothen Flecken an der jenseitigen Wand erklärte uns das Glas immer als Wildpret. Hinter einem Viehzaun knieend, die Büchse



schussfertig vor mir liegend, bohrten sich die Augen in die Wand ein, als müssten sie den Hirsch greifen. Endlich ... da ... da ... die Geweihspitzen, jener Hals musste dazu gehören, und jener braune Fleck, das war viel-

leicht sein Blatt. Hier auftauchend, dort verschwindend, der Hirsch zieht zwischen dem von Krummföhren überwachsenen Gestein langsam aufwärts; ich sehe ihn deutlich ... Aber es ist ein höllisches Ende bis da hinüber. Der Jagdgehilfe sucht noch immer und möchte sich die Augen aus dem Kopfe schauen. „Ja, wo is er denn?" — „Aber hier! Dort, wo das verkrüppelte Bucherl steht, jetzt trollt er hinter selbigem Latschen-Stock. Siehst ihn noch nicht? ..." „Jesses Maria! Schiessen's, der Zwölfer is 's, schiessen's; ja warum schiessen's denn net?" ... Die Herren Jagdgehilfen haben eine besondere Passion, den „Cavalier", den sie zu führen haben, schusshitzig zu machen und, sei's wie's wolle, auf jede unmögliche Distanz ihn zum Feuern zu verleiten. Sie haben ihn dann doch „zum Schiessen gebracht", und der Cavalier hat kein Recht, wenn er geschossen hat, sich über seinen Führer zu beklagen. Hintennach macht man sich freilich über den fremden Jäger lustig, der „nur so aussi kimmt und glei' d' Hirsch'n herfeit, dass 's a wahre Freud' is". — Nein, Hies, ich thu' Dir den Gefallen nicht. Ist der erste Hirsch geschossen, und, wie sich's gehört, geschossen, dann riskirt man den zweiten und die folgenden Schüsse eher. Aber im fremden Revier einen Fehlschuss als

Visitenkarte abgeben, nein! So stiegen wir halt unverrichteter Dinge wieder bergabwärts, selbiger Zwölferhirsch ist deshalb doch nicht im Federbett gestorben. —

Der Brunfthirsch verräth seinen Stand selbst, hat seine Vorsicht gänzlich abgelegt — Liebe und Eifersucht sind es, die Thier und Menschen blind und taub machen — und es ist ein wahres Glück für ihn, dass die Damen um ihn anders geartet sind und über dem Concert ihres Herrn und Gebieters die Welt ringsum doch nicht so ganz ausser Acht lassen. Sie retten ihn manchmal aus der Gefahr, und manch ein Jäger, der über dem Ansichtigwerden des Brunfthirsches selber wie der Brunfthirsch Hören und Sehen vergass, hat das bitter erfahren müssen, wenn mit einemmal ein Stück Wild vor ihm flüchtig wird, und nun plötzlich der ganze Rudel, den Träger des heiss begehrten Geweihes in seiner Mitte, prasselnd über Stock und Stein davon geht. — Wenn der Brunfthirsch nicht bei Laune ist — giebt man ihm den Schnecken, d. h. man ahmt mit Zuhilfenahme des sogenannten Schnecken, einer grossen Seemuschel, des Kinkhornes, den Schrei eines nur weniger schwächeren Hirsches nach, regt dadurch seine Eifersucht auf und veranlasst ihn, sich zu melden und so dem Jäger seinen Aufent-

haltsort kund zu geben. Frage- und Antwortspiel nennt man es scherzweise, wenn man einem trägen Burschen von Zeit zu Zeit auf diese Weise ein Lebenszeichen entlockt und ihm so auf den Leib rückt. Den Hirsch zum Heranstürmen gegen den vermeintlichen Nebenbuhler zu bewegen, dazu gehört schon mehr, und berühmte Meister auf dem Schnecken, wie z. B. der Graf C. Dürkheim, sind mit Recht in der ganzen Jägerei darum gepriesen. — Ist der Hirsch nah, so macht man den Brunftlaut des Thieres nach, ein französisches „un" mit zugehaltenen Nasenflügeln ausstossend, ungefähr nämlich. Sonst giebt wohl auch die Localität Mittel und Wege an die Hand, seiner habhaft zu werden. Ein rollender Stein im Hochgebirge erweckt seine Aufmerksamkeit, das Knicken eines Zweiges ... es könnte ein Nebenbuhler sein! Wenn es aber ein solcher ist, wenn zwei ebenbürtige Gegner zusammentreffen und die Geweihe ineinander krachen, wie „Nordlicht und Gewitter!" Heiss geht der Odem von den schnaubenden Aesern, die stählernen Läufe bohren sich in den Boden ein. Keiner weicht ein Stück zurück, ein Stoss nach vorn, da stürzt der Besiegte über die Wand hinab, im Verenden oft noch den Gegner mit sich reissend. Ein kurzes Gepolter, ein Fall, ein Brechen der zermalmten Knochen,

und stille wird's im weiten Wald. Der kommende Tag sieht einen Jochraben oder Adler über der Gegend schweben, wo das Trauerspiel stattgefunden hat. Die Lauscher hoch emporgerichtet, den schlanken Hals gestreckt, haben die Thiere dem unseligen Kampfe zugesehen, wenn — nicht ein Schneider zufällig in der Nähe gewesen ist, der den sich freuenden Dritten beim Streit der Zweie abgegeben hat, und dem die nichts weniger als spröden Damen vom edlen Stamme derer von Hirsch willig ihr Bestes mittlerweile gewährten. Das Weib im Thierleben, es kennt so wenig die Treue, wie . . . St!

Früher wurden mit grossem Prunke „eingestellte Jagden" auf Rothwild abgehalten, die — mit Recht — dem freien Treiben im Lauf der Zeiten Platz gemacht haben. Mit Aufbietung einer grossen Treiberschaar wird – je nachdem die Jagd auf Rothwild, Damwild oder Sauen geht, meistens gleichzeitig auf alle drei Wildarten – das Wild auf den Schiessanger getrieben, und der Platz der eigentlichen Jagd dann mit dem „Zeug" umstellt. Zur Hälfte Rodung, zum anderen Theil Dickung, steckt sich das Wild in der letzteren und liegt dort wie Schafe im Pferch zu dritt und viert unter jedem Fichtenbäumchen. Das eingestellte Wild wird sorgfältig gezählt,

gemustert, nicht zum Abschuss bestimmte Stücke ausgeschieden, mit dem Rücken ans Holz sind Schirme oder Kanzeln erbaut, und zu bestimmter Zeit, wenn die höchsten und hohen Herrschaften in diesen Platz genommen haben, scheuchen Treiber die Heerde, denn das ist der richtige Ausdruck dafür, auf und vorwärts, wo Läufe eingerichtet sind, so dass die Mehrzahl zuerst an dem Schirm des vornehmsten Jägers vorüber wechseln muss. Damit nicht zu viel Wild auf einmal erscheint, ist die rückwärts liegende Dickung auch in Kammern eingetheilt, welche nach und nach geöffnet werden. Ist sämmtliches Wild abgeschossen, meldet dies der diensthuende Oberjägermeister oder wie die die Jagd leitende Persönlichkeit gerade betitelt ist, und es wird Strecke gemacht, wozu die Jägerei ihre Fanfaren bläst. Dann folgt das Diner im nächsten Schlosse, unter Umständen die Hauptsache des Tages. Ich habe im Jahre 1861 im Park zu A. eine solche königliche Hofjagd mit erlebt und zehre heute noch an der Erinnerung daran. Ein weisses Schmalthier namentlich kommt mir nicht aus dem Gedächtniss, das inmitten eines Rudels Edelwild mit dem ganzen Trupp plötzlich vor den Tüchern verhoffte, wenn man diesen waidmännischen Ausdruck hiefür anwenden darf. Ringsum

lagen Hirsche und Thiere, das Rudel geringen Zeuges blieb stehen und wartete nun geduldig auf den erlösenden Tod. Piff paff puff knallte es von allen Seiten und pfiffen die Kugeln in das Rudel; Stück um Stück brach zusammen, zuletzt war das weisse Schmalthier allein übrig und hielt die Kanonade aus allen Schirmen aus und wollte nicht stürzen. Da endlich wankte es und hatte ausgelitten. Ein Jägerherz, und solches mit ansehen müssen! Auch auf Hasen habe ich ein eingestelltes Jagen miterlebt, sowie ich vielleicht der letzten Jagd in Deutschland angewohnt habe, zu welcher (im Holstein'schen) die Bauern Jagdfrohnde leisten sollten, aber — ein paar Tage vorher thaten sie es noch — sich weigerten unter Berufung auf die deutschen Gesetze. — Bei obigem Hasentreiben, zu dem acht Tage lang im grossen Umkreis die „Juden", „Kapuziner", „Lampe" und wie sie noch heissen, zusammengeleuchtet und getrieben wurden, bis man sie, analog der oben geschilderten Jagd, mit dem Jagdzeug einsperren konnte, wurden an 2000 Stück erlegt; die armen Kerls rannten selbdreissig an und purzelten oft zehn und zwölf auf einen unter die Menge gesandten Schrotschuss über den Kopf. Hinweg von diesen Schlächtereien, bei denen die keusche Göttin der Jagd ihre Augen verhüllt, und die

nichts anderes sind als ein Ueberbleibsel der Zopfzeit, und zwar einer von ihren Auswüchsen, der sich noch hier und dort in unsere Tage vererbt hat. — Selbst die Parforcejagd ist diesen eingestellten Jagden vorzuziehen, das zu Tode Hetzen des Wildes gegenüber solchem Abschlachten der edlen Thiere. Die Blüthezeit der Parforcejagden fällt natürlich nicht minder in das Jahrhundert der Perrücken, wenigstens in Deutschland, wo in der allgemeinen Nachäffungswuth die Höfe und Höfchen im vorigen Jahrhundert auch dies Vergnügen aus Frankreich importirten. In Frankreich war *„la chasse royale"* älteren Datums, und der üppige französische Hof brachte es zu besonderer Vollkommenheit darin und verstand, ihr auch sonst pikante Reize abzugewinnen. Ein feines Diner; wenn der Wein die Lust aufs höchste gesteigert, zu Pferd, *la petite bande des dames* natürlich Allen voran, und in irgend einem verschnittenen Laubengang oder in dem traulichen Boudoir eines der versteckten kleinen Jagdschlösschen fand diese sogenannte Jagd dann ihren Abschluss; dass dabei der Hirsch oft die Nebensache und die erbeuteten „Geweihe" öfter aufgesetzt als abgesägt wurden, ist klar. — Die Parforcejagd brauchte wenigstens eine tüchtige Hundemeute und leistete also Brauch-

bares auf dem Gebiete der Hundezucht und Hundedressur. Auch verlangte sie eine gerechte Jägerei, die den Hirsch suchte, bestätigte und die Hunde auf seiner Fährte leitete; hinterdrein tobte die wilde Hatze. Mit dem Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden musste auch die Parforcejagd wie die Reiherbeize und sonstige Reiterbelustigungen — dahinein rangiren beide, nicht ins edle Waidwerk — aufhören, und so wird heutzutage auch nur mehr am kaiserlich österreichischen Hofe zu Gödöllö in Ungarn der Hirsch gehetzt, wo die Kaiserin, bekanntlich eine der kühnsten Reiterinnen der Gegenwart, allen Sportsmen voran ihren Renner tummelt, und am königlich preussischen Hofe die Sau, aber, wenn sie Keiler ist, mit vorsorglich vorher rasirten Waffen. In Schlesien und Böhmen sind sonst wohl auch noch Versuche gemacht worden, diesen Sport wieder zu beleben, und Graf Frankenberg erzählt von einer solchen Hetze des schlesischen Parforcejagdvereines, bei der schliesslich der Keiler ertrank, und einer der hohen Jäger, Graf R., flach auf dem Bauche am Ufer liegend, den im tiefen Wasser schwimmenden „verendeten Körper der Sau" mit dem Hirschfänger durchbohrte, dabei unausgesetzt mit Stentorstimme Halali rufend. Der Tross von Reitern, Pikeurs und Hunden

hinter dem edlen Hirsch erinnert mich immer an Wölfe, die, heiser vor Hunger, das Wild ähnlich über die schneebedeckte Steppe jagen, bis es endlich erschöpft zusammenbricht. Der forcirte Hirsch wird schliesslich auch nur zum ungeniessbaren Aas, und dafür die ganze Anstrengung? Zum Reitervergnügen reicht auch die Schnitzeljagd. — Die Jagd auf Damwild unterscheidet sich wenig von der auf Rothwild. Das Damwild geht im Treiben nur besser vor wie das Rothwild. Es giebt Jäger, die den „Schafbock" geradezu verachten, und in der That, Hässlicheres kann ich mir nicht denken als diese Missgeburten mit den unförmlichen Schaufeln, dem Bocksprung auf allen vier Läufen, dem langen behaarten Wedel, mit dem sie — der einzige Witz, dessen sie fähig sind — nach einem Fehlschuss laut aufs Waidloch klatschen und den Schützen gewissermassen so verhöhnen. Der Damhirsch suhlt sich nicht wie sein edler Halbbruder, der Edelhirsch, und wird auch mehr in Thiergärten als in freier Jagd gehalten. Er soll aus Mittelasien nach Europa gekommen sein; nach Deutschland kamen — so viel ist nachgewiesen — die ersten aus Dänemark, Damenhirsche, Tannhirsche, Tännlhirsche, am besten damische Hirsche, wie jener Gebirgsjäger kopfschüttelnd sagte, als

er im Park bei N. die ersten erblickte. Es ist der „Commercienrathshirsch" wie er im Buche steht!

* * *

Zur Hochwildjagd gehört der Schweisshund. Ich muss eingestehen, dass ich wohl die Bracke im Hochgebirge führe und im Flachwald Dächsel und Hühnerhund mit Erfolg auf Schweiss gearbeitet und benützt habe, über den Schweisshund als Specialität stehen mir jedoch weniger eigene Erfahrungen zu Gebote. Denn das heisse ich nicht eigene Erfahrung, dass ich ziemlich häufig Schweisssuchen beigewohnt und mich von der Vortrefflichkeit eines gut gearbeiteten Hundes zu überzeugen hinlänglich Gelegenheit gehabt habe, endlich auch in neuester Zeit Schweisshunde für den Zeitpunkt zur Verfügung habe, da unser heranwachsen sollender — wir haben leider die Rechnung ohne die königlichen Nachbarn und die Bauern gemacht — Rothwildstand einen Abschuss verträgt. Ich folge in meinen Notizen darüber also den Angaben des Oberförsters Quensell, welche derselbe in einer instructiven Broschüre niedergelegt hat. Quensell unterscheidet drei Racenstämme: hannoverische Jägerhofsrace, die Harzrace und die Sollingsrace. Die thüringischen Hunde

erklärt er nicht für rein, trotzdem sie eine gute Nase haben. Der Schweisshund hat dazu zu dienen, krank geschossenes Wild zu verfolgen und zur Strecke zu liefern, oder zum Vorsuchen und Bestätigen, überhaupt zum Lanciren verwendet zu werden und so den ausgestorbenen Leithund zu ersetzen. Lanciren nennt man es — ausser bei der Parforcejagd — wenn der Jäger mit dem Hunde auf der bestätigten Fährte in die Dickung nachzieht und das Wild dem vorgestellten Schützen langsam zutreibt. Die Arbeit (Dressur) des Schweisshundes zerfällt in die Erziehung, seine Arbeit auf kalter gesunder Fährte, auf der Schweissfährte (Suche und Hetze), endlich gehören noch Vorsuche und Bestätigung hierher. Die Erziehung ist wenig von der des Dachshundes als Jagdhund verschieden. Der Hund muss leinenbändig werden, ruhig im Walde liegen bleiben und darf nur kalte Rothwildfährten anfallen, darf nie laut werden, wenn er Wild eräugt hat. Von Rehen und Hasen muss er absolut abgezogen werden. Ist er so anderthalb Jahre alt geworden und hat Hasen- und Fuchsspur gründlich verachten gelernt, beginnt die Arbeit auf der kalten Wildfährte. Man nähert sich mit dem Winde einer vier bis sechs Stunden alten Fährte, so dass man sie mit dem nächsten

Tritte überschreiten kann, und giebt dem Hunde Riemen, damit er sie besser anfallen kann. Geschieht das, fasse man den Riemen kurz und lasse den Hund unter Zuspruch einige Schritte der Fährte nacharbeiten, drückt dann die Nase des Hundes in die Fährte und belobt ihn unter stetem Festhalten darin und so fort immer wieder einige Schritte vorwärts, bis man ihn nach Beendigung der ersten Lection abträgt. Dasselbe geschieht nun Tag für Tag, immer etwas länger, bis der Hund gelernt hat, stunden-, ja tagelang ein und dieselbe Fährte sicher zu arbeiten, eine Arbeit, die selbstverständlich nur ein ganz sicherer Jäger durchführen kann, der bei der Lection sich auch davon überzeugen kann, dass der Hund stets die nämliche Fährte arbeitet. Eine Stopselei, wie sie der Hühnerhund erträgt, ohne dabei völlig zugrunde zu gehen, duldet der Schweisshund nicht. Die für das Abführen des Schweisshundes empfohlenen Ausdrücke: „Zur Fährte, mein Hund"; „Halt, lass' sehen, mein Hund"; „Schon dich, mein Hund"; „Wende dich zur Fährte" — sind philiströs, gespreizt. Man kann geschmackvoller zu seinem Hunde sprechen und dasselbe damit erreichen. Ist der Hund ferm — je nach seinem Temperament und seiner Nase wird die Arbeit leichter oder schwerer — sucht man mit ihm

auf dem Schweiss, muss aber seiner Sache sicher sein, denn der Hund darf unter allen Umständen keine Fehlsuche machen. Die Arbeit auf der erkalteten Schweissfährte entspricht der Arbeit auf der Fährte wie oben. Sobald der Hund den Schweiss markirt, lasse man ihn die Fährte verfolgen und sich nach einigen Schritten den Schweiss zeigen. Das setze man fort bis zum verendeten Wilde, das er beriechen, vom Schweisse lecken, aber ja nicht daran zupfen darf. Vom Aufbruch gebe man ihm etwas Schweiss, kein Gescheide. Hat der Hund die Fährte vor dem Finden verschossen, wird er abgetragen und da, wo er den letzten Schweiss gezeigt, wieder zur Fährte gelegt. Ist der Hund nach diesen beiden Richtungen fest, ist er genügend oft auf der kalten wie auf der Schweissfährte in der beschriebenen Weise gearbeitet, darf man mit ihm zur Hetze schreiten. Man lässt ein waidwund geschossenes Stück Wild, Altthier oder Spiesser, keinen Hirsch und kein zu geringes Stück, krank werden, zeigt dann dem Hund auf dem Anschuss den Schweiss, trägt ihn ab und lässt ihn ein paar Stunden liegen. Dann arbeite man mit ihm wie bei der Suche bis ans Waidbett, aus welchem das kranke Stück eben fortgetreten ist oder forttritt. Hier lässt man sich nochmals den Schweiss

im Waidbett zeigen, löst dann dem Hunde die Halsung und hetzt ihn an. (Wenn auch ohne den auswendig gelernten Spruch: „Verwundt, mein Hund; hu, hetz!") Hat der Hund das Stück gestellt, so sucht man heranzukommen und muntert den Hund auf, nicht nachzulassen im Verbellen. Hat er das genügend lange (eine Stunde) gethan, schiesst man das Stück sicher durch den Kopf, nimmt den Hund an den Riemen und macht ihn vom Aufbruch genossen. Nie soll man vor dem Schweisshund ein Stück abfangen, weil der Hund dadurch verführt wird, niederzuziehen, statt zu verbellen, anzufassen und unter Umständen anzuschneiden. Deshalb soll man ihn zuerst auch nicht auf geringere Stücke hetzen, um der Versuchung, das Kalb oder dergleichen niederzuziehen, von vornherein auszuweichen. Wie den Dachshund soll man auch den Schweisshund nicht im Angesicht des verwundeten, aus dem Schweissbette tretenden Wildes anhetzen, weil er sonst lernt, sich auf seine Augen, statt auf seine Nase zu verlassen. — Hirsch- und Thierfährten zu unterscheiden: Fällt der Hund eine Wildfährte an, so lässt man ihn eine kurze Strecke nachhängen und trägt ihn dann ab. Auf der Hirschfährte giebt man ihm auch Recht, lobt ihn und lässt ihn ebenso lange nachhängen, wendet ihn aber

dann und lässt ihn die Rückfährte arbeiten und wiederholt das unter Zuspruch: „Wende dich", sobald er in der Arbeit nach vorn oder nach rückwärts abwechseln soll, fünf- bis sechsmal. Wenn dies mit dem Hunde auf jeder Hirschfährte, die er anfällt, exercirt wird, gewöhnt er sich daran, auch ohne Zuspruch des Jägers durch sein Hin- und Rückwärtssuchen die Hirschfährte als solche zu markiren. — Das Bestätigen: Zeigt der Hund nur eine Hirschfährte um das Dickicht, so ist der Hirsch eo ipso bestätigt. Es ist also nothwendig, wenn man mit dem Hunde bis dorthin, wo der Hirsch muthmasslich sich gesteckt, gearbeitet hat, denselben abzutragen und in straffem Riemen um den Bogen herum fortzuarbeiten bis zum Ausgangspunkt. Beim Lanciren selbst arbeitet man mit straffem Riemen, bis der Hirsch gesprengt ist.

September.

„Feldjagdmonat."
v. Wildungen.

Gebrüder Müller in ihrem liebenswürdigen Buche: „Der Hund und seine Jagd" reden von dem „gegenwärtigen Hundesport". Und in der That, das ist das richtige Wort für eine moderne Krankheit, die sich aus einem höchst nothwendigen und höchst lobenswerth begonnenen Bestreben allmählich entwickelt hat. Wenn man die verschiedenen Fachblätter durchliest, Broschüren, Artikel in den Tageszeitungen, so widern einen die Auswüchse dieser Krankheit ordentlich an. Die alte leidige Eigenschaft der Deutschen für blinde Nachäfferei der Fremde stosst Zeile für Zeile auf. Das prächtige deutsche Wort: der Zwinger, muss in die Rumpelkammer; „Kennel" ist vornehmer. „Junge" haben unsere Hunde nicht mehr; daraus sind „Puppies" geworden. Der treuherzige, ehrliche, deutsche Hund, dies Mädchen für Alles des praktischen Waid-

mannes, wird hintangesetzt gegen jeden englischen oder französischen Windbeutel; in einem Artikel im „Hund" ist das grosse Wort gelassen ausgesprochen worden, dass man den deutschen Hund „dressiren", den englischen „erziehen" müsse. Wenn nur das Wort dafür gefunden ist; ob man sich darunter etwas vorstellen, dabei etwas denken kann, ist Nebensache. Schon Altmeister Goethe sagt:

. . . . wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Wie Wettrennen werden Preissuchen veranstaltet, die so, wie sie beliebt sind, denselben Werth für die Züchtung des Hühnerhundes haben wie die Kunstreiterpferde für Hebung der Pferdezucht. Die Absicht, der sie entsprungen sind, ist eine andere: Wenn man aufmerksam die Presse verfolgt, kann man den Berichten über solche Preissuchen nach diversen Wochen oder Monaten die Anzeige folgen sehen, dass der Preishund, Champion so und so, um diese horrende Summe verkauft wird, dass der Preishund für hundert und mehr Mark hier und dort „deckt". „Decken", wird mancher Leser fragen, „was ist denn das?" O, wir sind in der Hundezüchterei bereits schon beim Gaureiterunwesen angelangt. Bisher war es bei uns Sitte, dass

der Jäger, gleichviel welcher bürgerlichen Stellung, der einen besonders ausgezeichneten Hund besass, ihn dem anderen Jäger mit Vergnügen für dessen läufige Hündin zur Verfügung stellte, sofern ihm der andere Jäger nämlich und dessen Hündin dazu qualificirt erschienen — und Brauch war, dass der Eigenthümer des Hundes dafür die Wahl unter dem Wurf — auf Wunsch natürlich — habe. Für eine Fixkötermatz gab Niemand seinen Hund her. Das ist jetzt anders geworden; jetzt sind Beschälstationen errichtet, und da und dort „decken" die Rüden gegen hohe Preise. Die Geldspeculation ist auch unter der grünen Zunft eingerissen, und die berüchtigten Hundehandlungen sind es nicht mehr allein, vor denen gewarnt werden muss.

Gewiss lag bei uns in Deutschland die Hundezüchterei im Argen. Im selben Masse, als die Jägerei herabkam und die Schiesserei an deren Stelle trat, nahmen die schlechten Hunde überhand, Fixköter und Bastarde; die Mehrzahl der Hunde, die man lange Jahre hindurch auf den Jagden sah, sind unter den Hunden das, was ihre Herren unter den Jägern bedeuten. Wenn sich dagegen die bessere Einsicht aufraffte, musste das mit Freuden begrüsst werden, und so verdienen die Bestrebungen nach Veredelung der Hunderacen,

die Bemühungen, reines Blut zu erhalten, auf bestimmte Eigenschaften bei der Zucht zu sehen, alles Lob. Leider dass, wie überall so auch hier, viel unberufenes Volk sich unter die Berufenen mischte, dass vielfach übers Ziel hinausgeschossen wurde, dass — wie gesagt — aus einem löblichen Anfang sich ein unlöblicher Sport entwickelte, dessen Auswüchse wir beklagen.

In Hannover und Böhmen sind unseres Wissens die ersten Pointer im grösseren Massstab — schon vor geraumer Zeit — importirt und gezüchtet worden. Die Verwandtschaft der hannoverischen höchsten und hohen Aristokratie mit dem englischen Hof und dem reichen englischen Adel gab unzweifelhaft die erste Veranlassung dort dazu; in Böhmen das Bestreben der Grossgrundbesitzer, für die Hühnerjagd *par excellence* auch die gleichen Hunde zu erhalten. Abgesehen davon, sind die Jäger der Ebene, in den grossen Haide- und Moorflächen, auf Hunde angewiesen, die weniger an der Scholle mit ihrer Nase kleben, die viel Terrain nehmen, die rasch finden. Und der reiche Jäger braucht ja nicht darauf zu sehen, dass ihm ein Hund alles leiste; er hat das Geld, für jede Art des Waidwerkes die besonders dazu passenden vierbeinigen Gehilfen sich anzuschaffen. Er

macht sich ein Vergnügen daraus, dem schnellfüssigen Vorstehhund zu Pferd zu folgen über die Haide, dann, wenn die treffliche Nase des edlen Thieres das Volk Feldhühner oder Birkhühner gefunden hat, abzusteigen, sich von dem nachreitenden Büchsenspanner die Flinte reichen zu lassen und so fort, ein königliches Vergnügen, welches nur den einen Mangel hat, dass sich's nicht Jedermann verschaffen kann. Darin liegt überhaupt der Kern der Sache: was der reiche Jäger sich gestatten kann, passt nicht für alle Gefährten in St. Huberto, aber die Jägerwelt übersieht das so gern und äfft in der Hütte nach, was nur im Palast an seinem Platze ist. Der englische Hühnerhund ist ein Meister, so lange von ihm nur verlangt wird, wozu er gezüchtet ist. Als Vorstehhund suchen die englischen Hühnerhunde ihresgleichen; es ist eine Freude, mit ihnen zu arbeiten, im Wald wie auf dem Felde, nur muss man sich's im Walde nicht verdriessen lassen, den weit ausschwärmenden Gesellen manchmal hübsch lange zu suchen; aber er findet und hält aus vor dem gefundenen Huhn, Fasan, Schnepfe etc. etc. Wer das Geld nicht anzusehen braucht, wer sich Hunde halten kann nach Belieben, wird dies edle schöne Thier nicht vermissen wollen. Ein anderes ist es mit der grossen Mehrzahl

jener Jäger, die sich eben nur einen Hund — gleichgiltig aus welchen Gründen — zu halten vermögen. Sie leben in einer Gegend, wo es entweder viel oder wenig Hühner etc. etc. giebt. Wo viel Hühner sind, schiesst man diese Hühner auch vor einem Hund, der die charakteristischen Eigenschaften des Engländers in weniger hohem Masse besitzt, vielleicht in etwas längerer Zeit (länger dann auch das Vergnügen), aber man schiesst sie doch. Wo wenig Hühner sind, lohnt sich die Haltung des nur Vorstehhundes nicht. Und der Pointer leidet als Vorstehhund darunter, wenn man ihn zu jener Vielseitigkeit zwingt, die dem deutschen Hühnerhund mehr oder weniger angeboren ist.

Man kann ihn dazu bringen. Aber welche Mühe das kostet, weiss Derjenige, der den Versuch gemacht hat. Füchse zu apportiren, was man sogar in Fachblättern als Neuestes von ihm gepriesen hat, lernt er auch, er apportirt alles, wenn man es haben will. Halt, sagen die neumodischen Herren, das ist schon ein Fehler, das darf man mit dem Engländer nicht, er muss erst vorstehen und nur vorstehen; wenn man ihn zu frühzeitig zum Apportiren anhält, wirkt das nachtheilig auf seine Vorsteheigenschaften. Gewiss; aber wenn man ihn eben dazu braucht? Wenn man keinen

anderen Hund hat, nur einen einzigen Hund halten kann? Es hat sich doch der Gehilfe nach dem Herrn zu richten, nicht der Jäger nach dem Hund. Was hilft mir alle Theorie von der Reihenfolge der Dressur, schon der alte Diezel sagte mit Recht, dass man, wenn's nicht anders geht, eben auch mit der Entenjagd beim jungen Hund anfangen muss und ihn nachher erst aufs Feld bringe. Wer nur den einen jungen Hund hat, wird um der Herren willen, welche die Hundedressur vom Katheder dociren, nicht hundert flügge Enten sich verstreichen lassen im Juli und August, damit er im September auf das eine Volk Hühner, das er vielleicht auf seiner Feldjagd besitzt, den jungen Zögling noch jungfräulich anbringen kann.

Wer's kann, kann's machen. Wer's kann, halte sich einen Pointer oder Setter für die Hühner und Bekassinen, für die Waldschnepfen hole er sich einen Schecken von der altberühmten holsteinischen Race, ins Wasser lasse er den Griffon und nebenbei kann er noch einen Pudel in den Busch zum Apportiren nehmen, wie die praktischen Engländer ja auch thun. Wer's aber nicht kann, wird den Verhältnissen Rechnung tragen müssen. Das lässt wohl der deutsche Hund mit sich machen, dass er den Hasen im Walde mit

hellem Halse jagt und auf dem Felde vor seinem Lager vorsteht und den Flüchtigen nicht mehr ansieht; dass er mit hoher Nase ruhig dem Geläufe der Hühner nachzieht und im Walde den Schweiss des angeschossenen Bockes Schritt für Schritt markirt, dass er dem Mausererpel im Schilfe folgt und ihm unters Wasser nachtaucht, dass er beim Fuchsgraben vor der Röhre passt und mit dem Fuchs rauft und ihn würgt — das hat der deutsche Hund als seinen eminenten Vorzug, dass er den Jäger studirt und mit Menschenverstand dessen Gedanken erräth, und hat noch das Weitere, dass er dies alles in einer Zeit lernt, verschwindend klein gegenüber der Mühe, die ich auf die Erziehung des Engländers verwenden muss, will ich diesen nur halbwegs dorthin bringen, wo mir die Anlage unseres Landsmannes schon entgegenkommt. Vorstehen und Secundiren — ja, das bringt der raceechte Engländer schon mit auf die Welt; kann es der rein gezüchtete deutsche Hund etwa nicht? Ist der deutsche Hund so selten, der, zum erstenmal und ganz roh an die Hühner gebracht, sofort vor ihnen vorsteht; der, wenn eine Gesellschaft auf Hühner jagt, neben dem vorstehenden Hund des Nachbarschützen gleichfalls vorsteht, vorausgesetzt nämlich, dass ein wirklicher Jäger ihn

abgeführt hat, nicht ein „Schiessteufel", der die eigene Hitze auch auf den Hund übertragen hat. Ich erinnere mich an das Bild eines Münchener Malers, das in einem Fachblatte vervielfältigt war. Es stellte ein paar süddeutsche Jäger im Walde vor, die sich eben über irgend etwas beriethen; vielmehr einen Jäger, der einem als Jäger dilettirenden vierschrötigen Gesellen etwas vordemonstrirte. Hinter dem Jäger sass ein Hühnerhund. Die Beschreibung zu dem Bilde sagte, dass die Beiden auf Pirsch oder Anstand gehen wollen, und die Redaction knüpfte die Bemerkung daran: „Auf den Anstand gehört der Schweisshund!" Bumm! sagt Brimborius im „Stiftungsfest!" — Ei freilich! Der Hochgebirgsjäger hat seine Art des Schweisshundes; nach Thüringen, in die Parke der Taxis und Pless und Schwarzenberg, in den Harz und die preussischen Hochwildsgehege — dorthin gehört der thüringische oder hannoverische Schweisshund, und Respect vor der tüchtigen Jägerei, die ihn heutzutage noch zu arbeiten und zu führen versteht — wer aber höchstens ein halbes Dutzend Rehböcke im Jahre erlegt, kann sich doch für den Fall, dass ihm die Hälfte davon nicht im Feuer liegen bleibt, nicht einen Extra-Schweisshund halten. Er wird seinen deutschen Hühnerhund, dies Mädchen für

Alles, auch an den Riemen legen und mit ihm auf der Schweissfährte nachhängen, und dieser treue Begleiter wird den Bock ausmachen und wird, falls der Angeschossene noch einmal flüchtig wird, gelöst, ihn fangen und halten, bis sein Herr dazu kommt und ihm den Genickfang giebt. Das ist unser deutscher Hund in richtigen Händen, das bravste, beste Thier, das wir nicht in den Schatten stellen lassen, weil andere in ihrer Art ganz vorzügliche Hunde durch ein und die andere hervorragende Tugend die Welt blenden. Der Specialist unter den Jägern halte sich den Specialhund allein — wir, d. h. Diejenigen unter uns, die eben nicht in der Lage sind, mehr als einen Hund zu halten, wir halten mit und zu unserem alten Freund mit den verständnissvollen Augen und der ernsten Denkerstirne. Kuhhessig und fettwammig, wie so lächerliche Exemplare auch gezeigt wurden, braucht er deshalb freilich nicht auch zu sein. Er hat uns noch nie im Stiche gelassen, und wenn er eine Zeit lang auch Gefahr lief, als Aschenbrödel unter den Hunden zu gelten, im Fall der Noth kehrt doch Jeder wieder zu ihm zurück und lässt die eleganten, graziösen Geschwister aus der Fremde den Fremden.

* * *

Ueber die Dressur des Hühnerhundes hat jeder Jäger seine eigene Meinung und jeder seine eigene Methode. Gerade recht, um in dies Büchlein aufgenommen zu werden, kam mir ein Brief eines unserer berühmtesten Jäger zu, des Obersten a. D. Grafen Ludwig v. Froberg-Montjoye, meines inzwischen nun auch verstorbenen lieben Freundes, der über dies Thema schreibt: „Mein „Fann" muss revieren, so weit ich ihn sehen kann; von Herausstossen keine Rede. Jede einzelne Bekassine steht er fest, das Anschreien kenne ich gar nicht. Ich dressire und führe meine Hunde auch nach ganz eigener Art. Zuerst gebe ich denselben die Zimmerdressur, lasse sie fleissig Couche machen und lehre sie das Apportiren halb spielend, später *par force*, aber in mildester Weise. Wenn ich mit dem Hunde auf das Feld komme, lass' ich ihn thun, was er will, er darf jagen und verfolgen, wie er will, liegt nichts daran. Dadurch entwickeln sich sein Jagdsinn und seine Organe auf das ausserordentlichste; er findet mit Leichtigkeit jedes einzelne Huhn auf weiter Fläche. Erst im nächsten Frühjahr zur Paarhühnerzeit wird er wirklich geführt. Hat er dann Hühner herausgestossen, führe ich ihn auf den Platz, wo die Hühner lagen; in der Regel liegt frische Losung dort, und dort muss er so,

dass ihm der Wind in die Nase geht, wenigstens zehn Minuten mit *Couche, tout beau!* liegen bleiben; dabei gehe ich um den Hund herum, gehe vor und zurück, höchstens ein leises St! zwischen den Zähnen zischend. Bald hat es der Racehund los; sein Naturell zu stehen, tritt hervor; das dritte-, viertemal steht er fest vor den Hühnern, so dass ich ihn hereinrufen und wieder vorlassen kann. Ich kann meinen, wie oben gesagt, weit revierenden Hund so kurz führen wie ich will, auf Schnepfen und Fasanen ... Leider ist er mir einmal zu einer Hündin gekommen, was das Verderben aller Hunde ist." —

Der Brief giebt zweierlei zu denken auf. Das erste ist, diese Dressirmethode belässt dem Hunde seine Selbstständigkeit, welche ihm die Professionsdressirmeister meist aus dem Leibe herauspeitschen. Im Gegentheil, dadurch, dass der Hund nach beigebrachter Zimmerdressur auf dem Felde eine Zeit lang vollständig seinem Willen folgen darf, wird sie erst recht entwickelt und bestärkt. Für gewöhnlich weiss der in der Zimmerdressur halb todtgeprügelte Hund auf dem Felde nicht, was er jetzt anfangen soll, und seine Herren verstehen es nicht, sich ihm verständlich zu machen. Es ist leicht, mit dem Hunde zu reden, man muss nur die Gabe

dazu haben. Allein, es hat sie nicht Jeder. Während der Zimmerdressur hat der Hund sich der Führung seines Herrn unterwerfen gelernt. Ich setze die Zimmerdressur während der Periode dieses Freilaufenlassens auf dem Felde natürlich fort, so dass ich ihn jederzeit in meiner Hand habe. Beginnt die Dressur auf dem Felde, so ist es dann ein Leichtes, den selbstständigen Hund zu unterweisen, wo er mit dem eigenen Willen und dem eigenen Verstand zu arbeiten und wo er sich dem Willen und Besserwissen seines Herrn zu unterwerfen hat. Graf Froberg dressirte so seit 50 Jahren seine Hunde — schwarze Vollblut-Pointer, von Zeit zu Zeit mit echtem Blute wieder aufgefrischt — und hatte weit und breit das Renommée, die besten Hunde zu besitzen. — Das zweite ist die Warnung, den Hund zu einer Hündin zu lassen, er verdirbt dadurch. Die meisten Bücher lehrten bisher, dem Hunde zeitweilig die Befriedigung seines Geschlechtstriebs zu ermöglichen, Unterdrückung der Natur führe frühe Leiden herbei, hauptsächlich sei darin auch die Ursache der Wuthkrankheit zu suchen. Man führte das Beispiel der orientalischen, halbwilden Hunde an, die deshalb von der Wuth verschont blieben, weil ihr Geschlechtsleben keinem Zwange, keiner Beschränkung unterworfen

sei. Ein renommirter Thierarzt setzte mir dagegen auseinander, dass der Geschlechtstrieb im männlichen Hunde schlummere; erst durch den Geruch der Hündin werde er erweckt und unbändig lebhaft, sobald der Hund einmal zugekommen sei. Er plaidirte daher dafür, dass sämmtliche Hündinnen in Verwahrung zu halten seien, und hielt eine vollständige Absonderung der Geschlechter beim Hunde für ein Vorbeugungsmittel der Hundswuth, die nur bei solchen Hunden zum Vorschein komme, welche das Geschlechtsleben kennen gelernt haben und ihren Trieb nach Befriedigung nachher nicht sättigen können. Bei der Hündin sei der natürliche Gang ein anderer; ihre Natur erfordere das Belegen in bestimmten Zwischenräumen. Wie die Gelehrten sich zu dieser Meinung auch stellen mögen, die Wahrheit des v. Froberg'schen Ausspruches habe auch ich bitter erfahren an einem Vorstehhunde ersten Ranges — schwarzen Vollblutpointer — der von dem Tage an, da er mit einer läufigen Hündin zusammenkam, stufenweise seinen Verstand verlor und schliesslich von der Jagd weg zur Matz rannte. Das Ende vom Lied war, dass ich den mit zahllosen Wunden aus verschiedenen Liebes- und Ehrenhändeln hervorgegangenen Hund laut polizeilicher Anordnung

wegen Wuthverdachtes erschiessen musste. Jener Hund leistete das Höchste, was ich an Verstand bei einem Hund beobachtet hatte. Ich besass damals eine grössere Jagd in Schleswig-Holstein, sehr gute Bekassinenlage, und arbeitete nun alle freien Tage in den Monaten Juli und August mit meinem Hektor in den Thränewiesen auf die kleinen Lang-, schnäbel. Ich trug ihn, wenn er auf Hühner gekommen war, die zeitweilig auch in den feuchten Niederungen lagen, ab, und er gewöhnte sich daran, nur mehr die Bekassinen aufzusuchen und vor ihnen vorzustehen. So kam der erste September und für ihn eine Einladung zur Jagd nordwärts, die mir vornehmlich um meines vielbesprochenen Hundes willen ins Haus geschickt war. Mein „Hektor" zog im ersten Kartoffelstück an, ging gerade vorwärts, im Hochwind die Witterung einschlürfend, mitten durch ein Volk Hühner hindurch, welche rechts und links hinausstoben zum Schrecken der mit mir gehenden Jagdbesitzer, und stand jetzt mauerfest. Hinter dem Kartoffelstück steil abfallend lag eine feuchte Wiese, aus welcher, als ich näher trat, zwei Bekassinen aufgingen. Ich schoss sie nicht, führte den Hund zurück, wo die Hühner gelegen hatten, liess ihn davor Couche machen, und wir schossen denselben Tag noch die

gehörige Anzahl Hühner vor ihm, der jetzt wusste, dass es von nun an diesem Federwild gelte. Dass die beiden Jagdpächter, die am Morgen voreilig, wie der Mensch einmal ist, die bekannten mitleidigen Gesichter über das „Hinausstossen" geschnitten hatten, Abends voll des Lobes über den trefflichen Hund waren, ist selbstverständlich. Ich selber glaube seit jener Stunde daran, dass das Thier auch Verstand hat, nicht nur Instinct, nein Verstand, manchmal mehr Verstand als der Mensch. —

Wir unterscheiden unter den englischen Hunden Pointer und Setter, glatte und langhaarige. Die ersteren sind die speciellen Hühnervorstehhunde, ein Gewebe von Muskeln, dabei doch feinnervig und mit einer wundervollen Nase begabt. Die Setter, namentlich die rothen irischen mit dem weissen Längsstreifen auf dem Kopfe und die schottischen (Gordon), schwarz mit rostbraunen Abzeichen, sind von entzückender Schönheit und nähern sich in ihren Anlagen mehr als der Pointer demjenigen, was wir in Deutschland vom Hühnerhund verlangen. Es ist begreiflich, dass der oberflächliche Beurtheiler diese feurigen schönen Thiere dem weniger in die Augen fallenden, etwas gelangweilt aussehenden deutschen Hunde vorzog. Bei näherer Betrachtung gewinnt aber der letztere, und

seine sichere, ruhige Arbeit, Kraft und Ausdauer vereinend, das gleich Gerechtsein in allen Sätteln, der vollkommene Verlass auf ihn geben ihm als „Gebrauchshund" vor dem mehr sprungweisen Arbeiten der Engländer entschieden den Vorzug. Wir haben dreierlei deutsche Racen: glatthaarige, rauhhaarige und langhaarige. Je nach seinen Verhältnissen wird der Jäger darunter auswählen, beispielsweise als Stubenhund nicht den langhaarigen Vorstehhund mit der schärferen Ausdünstung und der durch die Behaarung bedingten geringeren Reinlichkeit; der rauhhaarige deutsche Hund ist wohl der Gebrauchshund *kat' exochen.* Die Farbe des Hundes wird man sich ebenso nach der Hauptthätigkeit, die von ihm verlangt wird, wünschen. Die Engländer züchten bei Pointers und english Setters auf viel Weiss, weil ein weit revierender Feldjagdhund weit sichtbar sein soll. Für die Waldarbeit — ausser zur Schnepfensuche — zieht man unscheinbare Farben vor. Die langen spitzen Ruthen des Pointers schlagen sich im Walde wund, ebenso der früher beliebte, übermässig lange Behang der deutschen Hunde. Der letztere, das sicherste Anzeichen, dass der Hund verbastardirt ist, ein französischer Meutehund unter seinen Vorfahren war, hat überhaupt keinen Zweck, als die Brutstätte des

sogenannten Ohrwurmes zu bilden. Alles zu viel ist vom Uebel.

Wer Hunde erziehen will, muss grosse Geduld haben und eiserne Consequenz. Muss vor allem auch Herr seiner selbst sein. Die meisten Hunde werden von sich selbst, machen sich trotz der, nicht durch die Dressur. So wenig zwei Menschen gefunden werden, die sich völlig gleichen, so wenig gleichen sich auch die Hunde. Nur dass der Mensch zu wenig Augen hat für ihre feineren Unterschiede. Ich habe einmal einen Hund in nicht ganz vier Wochen geradezu ferm gemacht. Schneller von Begriff und williger zum Lernen war keiner; leider, dass seine Nase nicht Tag für Tag die gleiche war. Von der Sucht war ihm ein Schnupfen geblieben, der ihn zeitweilig geradezu unbrauchbar machte. Zu anderen Zeiten fand und stand er vor, wie kein zweiter. Der Hund hat, glaub' ich, ein einzigesmal Hiebe gekostet. Als ich ihn das erstemal auf Hühner bei Aufgang der Jagd gebracht hatte, stand er davor. Dem ersten Hasen wollte er nach, ich hatte für den Fall eine leichte Patrone im linken Lauf, deren Wirkung — Vogeldunst natürlich! — überdies das hohe Getreide abschwächte — den Schuss hinaus, gleichzeitig ein Pfiff und den sofort mit eingekniffener Ruthe heimkehrenden Hund

angeleint, und er sah mir nie mehr einen Hasen an, ausser ich hatte darnach geschossen und hiess ihn denselben apportiren. Mit einem anderen Hunde kam ich in zwei Feldern nicht so weit. — Hunde, die wir aufziehen, lernen lieber. Sie haben uns auswendig gelernt und verstehen uns darum leichter, als der Fremdling, der zu einem wildfremden Menschen in Dressur gegeben wird. Namentlich der störrige englische Hund versagt da oft ganz.

* * *

Der 1. September ist da, der Tag der Eröffnung der Hühnerjagd. Er wird allgemein als Ereigniss gefeiert. Das Gros der Durchschnittsjäger sieht seine Zeit gekommen. Für sie ist ja die Feldjagd und die Treibjagd die einzige Jagd. Da braucht man nicht stunden-, tage-, wochenlang sich abzumühen um einen schliesslichen — Fehlschuss. Hasen und Hühner giebt es überall in grösserer Menge, und wenn man mit einem Lampe im Rucksack oder vier, fünf Hühnern an der Jagdtasche heimwärts durch die Strassen seines Städtleins marschirt, bestaunt die Jugend den — Jäger, die ihm ja nicht die abgeschossenen Patronen nachzählen kann. Beim Glaskugelschiessen hat man sich im Flugschiessen ein wenig geübt, und wenn

es auch etwas anderes ist, die längst erwartete, langsam steigende Kugel mit dem feinen Hagel zu treffen, als das doch immer an der unrechten Stelle herausfahrende Huhn — schliesslich fällt doch auf den dritten, vierten Schuss ein Rebhuhn, und man ist ganz zufrieden mit dem Renommée eines mässigen Schützen. Pulver- und Schrotfabriken wollen ja auch existiren, und wenn der „Schütze" nur dabei vergnügt ist, wen geht das sonst etwas an, wie oft er umsonst sein Pulver und Blei verknallte? Gewiss, solche liebenswürdige Herren, welche die Jagd nicht zum letzten Grund um der Bewegung willen ausüben, haben ihre volle Existenzberechtigung, und es geht sich in ihrer Gesellschaft ganz gut. Sie sind nicht schussneidig, sind glücklich über bescheidene Erfolge, und wenn man in der Mittagszeit unter einer schattigen Buche sich zusammensetzt, um „die Hunde verschnaufen zu lassen", hauptsächlich aber, um den inneren Menschen zu restauriren — theilen sie freundlich von ihren Vorräthen mit und würzen mit Humor und Laune das Gespräch. Die „schweissdichten Rucksäcke" sind eigens für sie erfunden. So ein schweissdichter Rucksack eignet sich nämlich ganz famos, um etliches Eis mit auf die Jagd zu nehmen, in welchem man draussen die Butteln bis zur Benützung kalt stellen

kann. Deshalb gebührt ihm die Erwähnung beim Capitel Rebhühnerjagd.

Auch der Schiesser findet seine Rechnung dabei. Da giebt's zu knallen den ganzen Tag. Hintendrein geht ein Junge, der erst einen Sack mit Patronen nachträgt und dann in dem Masse, als der Sack leichter wird, sich Hühner um Hühner an den Leib hängt. Man kennt den Schiesser sofort an den grosslochigen Gewehren. Während der wirkliche, elegante Jäger früher eigens für die Hühnerjagd ein kleinercalibriges Gewehr führte, es braucht ja nicht so viel Schrot, um die nah aufstehenden, mässig grossen Vögel herunterzubringen, werden jetzt Caliber 12 und 10 beliebt, die womöglich auf zwei, drei Schüsse das ganze Volk aufgerieben haben. Ein Schuss aus solchen Löchern auf die eng aneinander gedrängt aufstehenden Hühner rentirt allerdings, wischt sie wie mit einem Besen herunter — wie viele dabei aber zu Schanden geschossen werden, ist eine andere Frage. Gebe man sich einmal Rechenschaft darüber, zähle man ein Volk, mit wie viel Stück es schliesslich in den Winter hineingeht und wie viele davon man heimgetragen hat! Es ist recht hübsch, ihrer mehrere mit jedem Schuss zu treffen, aber es ist nicht hübsch, aufs Gerathewohl so zu schiessen, dass möglicher-

weise mehrere herunterfallen, möglicherweise mehrere aber auch, den Tod im Leibe, davonstreichen und ausser Gesichtsweite verenden.

Erst vor Kurzem noch erlebt' ich einen Fall, der mir bewies, dass angeschossene Hühner durchaus nicht immer zeichnen. Ich schoss auf ein ziemlich weit vor dem Hund aufstehendes Volk — der erste Schuss ging fehl, er war gegen vier schräg vorbeistreichende Hühner gerichtet; mit dem zweiten holte ich ein nachstreichendes, einzelnes Huhn. Ich war doch auch mit dem rechten Lauf gut darauf gewesen, aber alle vier strichen vermeintlich munter und gesund davon. Das Volk war uns hinter Gestrüpp verschwunden, wir glaubten jedoch genau zu wissen, wo es wieder eingefallen sein musste, und gingen darauf los, fanden aber nichts, so dass wir annehmen durften, die Hühner seien über die nahe Grenze gegangen. Der dritte Schütze, der gegen uns her suchte und auf das Krachen meiner beiden Schüsse zu uns zu kommen trachtete, brachte ein warmes Huhn mit, das sein Hund aufgelesen hatte. Der linke Ständer war zerschossen, und ein Schrotkorn unterm linken Flügel ins Brüstchen eingedrungen; es konnte also gar nicht besser geschossen sein und war dennoch, ohne jegliches Zeichen, aus dem Schusse geflogen, während Erfahrung

und Schulweisheit lehren, dass die Hühner den zerschossenen Ständer sofort hängen lassen. Das letztere muss wohl sein, wenn der Schenkelknochen hoch oben ab ist, bei weiter unten liegenden Verletzungen ist es keine absolute Nothwendigkeit.

Ein schöner Spätsommertag, etwas überwölkter Himmel, so dass wir den Sonnenbrand im Nacken nicht zu fürchten haben, so ziehen wir aus, eine kleine, lustige Jagdgesellschaft. Kein Schiesser dabei, der neidig abseits immer sucht, um die möglichst grössteste Hühnerzahl allein zu erbeuten, der über das ganze Revier schreiend und keuchend läuft, damit er ja auch dabei sei, wenn die Hühner vor dem eben vorstehenden Hunde des dortigen Flügelmannes aufstehen — wir passen zusammen, und allenfallsige Fehlschüsse erhöhen nur die gute Laune; es trägt sie Keiner dem Anderen sonderlich nach. Ein sicherer Bursche hat die Hühner verhört, und wir können Volk auf Volk, deren Lage nicht zweifelhaft sind, in Angriff nehmen. — Die Schongesetze bezeichnen einen bestimmten Tag zum Jagdanfang, gewöhnlich so berechnet, dass die Mehrzahl der Felder abgeräumt und die Mehrzahl der Völker schussreif ist. Der echte Jäger braucht kein Schongesetz. Er wird keine Kette beschiessen, ehe ihre

Glieder nicht die blauen Federn haben, mag die Erlaubniss noch so lange dazu gegeben sein. So ein ausgewachsenes, reifes Huhn plumpst auch ganz anders auf der Erde auf, als die kümmerlichen Sperlinge im August, die das Köpfchen noch nicht einmal trocken haben. Wenn dann der Winter kommt, die Felder sind längst bestellt und die junge Saat aufgegangen, ist die Zeit der Hühnerjagd vorbei, es mögen die Jagdgesetze, wie z. B. in Bayern, das Hühnerschiessen auch bis zum Februar gestatten. Das Rebhuhn giebt einen vorzüglichen Braten, so lange es Getreide äsen kann; später, im November und December, wo es auf die Kornsaat angewiesen ist, schmeckt es grasig und fade.

Die Hunde haben gefunden. Diana zog an und steht fest vor. Der alte Feldmann sucht an ihr vorbei, da reisst es auch ihn herum, und „festgemauert in der Erde" zeigt er mit der feuchten Nase nach dem Volke. Endlich watschelt noch die dicke Lady, eines ganzen Stammes Mutter, herbei, geht an den beiden Hunden vorüber, wie um sich ganz zu vergewissern, und wenn sie jetzt steht, schaut sie gewiss mit den Augen unter den Krautkopf hinein, um welchen das Volk sitzt: ein Bild der Nasen der drei Hunde, wie sie einer hinter dem anderen vorstehen; aber alle sind



gut, keiner rührt sich vom Flecke, da die Jäger jetzt näher und näher kommen, bis den Hühnern dies langsame Umschleichen unheimlich wird, und sie — „wenn das so in die Höhe geht, brr! brr! dann werden ick immer brustkrank," sagte der kleine Pole, dem vor Jagdfieber in solchen Momenten der Athem ausblieb — mit lautem Geräusche aufstehen. Sechs Schüsse krachen hinterdrein, und gut gegangen ist es, fünf Hühner liegen am Boden oder werden eben von den braven Hunden herangebracht. So geht es lustig fort, und ein ansehnliches Päckchen liegt neben den Schützen, die eben ihre Mittagspause machen. — Ein später nachgekommener vierter Jagdgast hinkt schweisstriefend noch herbei. Ein Wachtelkönig hängt meterlang an seiner Tasche; meterlang, die zwei Hälften des Vogels hängen gerade noch mit Hilfe der Eingeweide zusammen, und bei jedem Schritte sinkt die eine tiefer hinab, und verlieren die „Därme" ihren Zusammenhang. Auch dieser „Schütze" hat viel gepulvert und sein Hund viel Hühner gefunden. Aber gestiefelt und gespornt stieg er im Hahnentritt, schreiend und lärmend, hinter seinem „Hektor" einher, ihn, wenn er gefunden hatte und vorstand, durch sein ewiges Geschwätze unruhig machend. Wie ein schlechter Reiter mit dem Mund

bei seinem Gaul zu erreichen sucht, was Schenkel und Faust nicht leisten können, so giebt es Jäger, die der Herrgott in seinem Zorne der grünen Gilde auf den Hals geschickt hat, die mit dem Maul den Hund zu führen und das Huhn zu schiessen vermeinen. „Hek! Hek!" geht es den lieben, langen Tag im Selbstgespräch zu dem armen Hektor! „So recht Hek! Da such' Hek! Hek! Bravo Hek! Hierher Hek! Herein Hek! Allons Hek! Vorwärts Hek! Dahin Hek!" ... Bis das Thier schliesslich ganz dumm wird vor lauter Hek! Hek! zumal wenn ein Huhn nach dem anderen auf den Schuss des gesprächigen Jägers — davonfliegt. Eine kleine Pfütze im Wege — nur keine nassen Füsse! — stört die Hühnerjagd; heute ist der Thau zu nass und morgen die Haide zu trocken; heute schiesst das Gewehr schlecht und morgen hatte es der Lehrling nicht gut geputzt — heute versagt der Vorderlader und morgen geht die Patrone nicht los; der Lefaucheux schiesst zu langsam, und beim Centralfeuer sitzen die Hähne zu tief ... Da geht ein Wachtelkönig langsam auf, fliegt schwerfällig und gerade fort ... Gottlob und Dank, er fällt: „Hek! Hek! apport', so is' brav Hek, schön herein, Hek! Hek! Hek! was is das, da her Hek! Hek! ..." Das Beast, das ebenso viel taugt zur Jagd

wie sein Herr, ist des ewigen Vorbeischiessens müde geworden und lässt an dem ersten Schlachtopfer der waidmännischen Künste seines Herrn seine Wuth aus. Es tritt mit der Pfote auf den armen Wiesenschnarrer und zieht mit den Zähnen daran und knautscht den Vogel, dass ihm die zarten Knöchelchen krachen. Schon stelzt sein Herr heran in Todesangst, dass ihm die einzige Jagdtrophäe in Fetzen gehe, aber der Hund schnappt gern, und so getraut sich der Jäger nicht zuzugreifen, sondern verlegt sich aufs Bitten und giebt dem Hunde die besten Worte: „Gieb's Vogerl schön her, Hek! — Hek! Hek! — Sei brav, Hek! Komm' Hek! Hek! Hek!..." Endlich hat er schüchtern von unten den zwischen den Fangzähnen des Hundes herausstehenden Ständer angefasst, aber der Hund presst die Zähne zusammen und stellt sich auf die Hinterläufe, und so sehen sich die Beiden noch eine Weile an ... Solchen Leuten begegnet man auch auf der Hühnerjagd ...

Bei einem gesprengten Volke hat man leichte Arbeit. Im Klee, im Gras — dort trifft man an heissen Tagen fast alle Völker an — im Buchweizen liegen sie ausserordentlich fest. Hier ist es dann ein Vergnügen, mit einem sicheren Hunde Stück für Stück aufzugehen und herabzuschiessen. Sind die Hühner

älter und laufen vor dem Hunde, braucht der letztere schon mehr Erfahrung, und ein unerfahrener Jäger vollends kann selbst den besten Hund hinter laufenden Hühnern so confus machen, dass der Hund schliesslich refusirt. Hühner, die in Gehölze fallen, bleiben nie lange darin liegen. Man kann es abwarten, bis sie wieder herauskommen. Angeschossene und gesprengte Hühner rufen sich ebenfalls in Bälde wieder zusammen. Den Ton, mit welchem das geschieht, macht man täuschend nach, indem man zwei Krebsscheeren aneinander streicht. Die Scheeren müssen jedoch von passender Grösse sein, anderenfalls der Ton zu tief oder zu hoch klingt. Nach einem Regen liegen die Hühner meist auf trockenem Felde, also auf den Stoppeln und auf Rainen. Die Regel, beim Aufgang der Jagd sobald wie möglich die alten Hühner wegzuschiessen, ist eine Barbarei. Der Hahn entführe das Volk? Ja wohin denn? Ist das Jägdlein so klein, dass es nur aus Grenzen besteht, lässt sich von einer Ausübung der Jagd auf solchem Spucktröglein freilich nicht reden, sonst aber findet man jedes Volk immer in der Nähe des Platzes, wo das Nest gestanden hatte, und der Hahn ist der sorgsame Hausvater, der seine Küchlein vor allem Raubzeug möglichst zu retten sucht. Wenn er den Jäger auch zu

den Gefahren für seine Kinder rechnet, wollen wir's ihm nicht verargen, aber auswandern mit ihnen wird er deshalb nicht, weil er nicht kann, weil ihn die Nase Feldmann's in jedem Verstecke zu finden weiss. Ein alter Hahn ist gewitzigter als ein junger und deshalb der denkbar beste Führer; es empfiehlt sich daher, beide Eltern zu schonen, unter allen Umständen soll man sich aber hüten, die Henne zu schiessen. Abgesehen von ihrer Sorgfalt und Hut für ihre Nachkommenschaft, macht die ältere Henne auch ein von Jahr zu Jahr grösseres Gelege. Der Rath, ganze Völker hinwegzunehmen und dafür ganze Ketten unbeschossen zu lassen, ist darum gut, weil grössere Völker leichter überwintern als zwei oder drei Stück, die sich bei grosser Kälte kaum zu wärmen und zum Futter durch die dicke Schneedecke durchzuarbeiten vermögen. Auch die Hühner haben ihre Launen, und immer pflegen beschossene und führerlose Völker nicht zusammenzufallen. Dass man, wenn die Hühner ausgewachsen sind, vornehmlich die leicht kenntlichen Hähne vor den Hennen wegschiessen soll, ist sicher, ebenso sicher, dass diese Regel meist nicht beobachtet wird, weil der Durchschnittsjäger vor Schusshitze erst zu sich selber kommt, wenn er beide Schüsse aus dem Laufe gejagt

hat. Schwere Regen im Sommer verderben oft die ganze Hühnerjagd des Herbstes. Namentlich auf fettem, klebrigem Boden ballt sich die Erde an den Ständerchen der Vögel zu Klumpen, die sie am Laufen hindern, so dass sie verkommen müssen. Hagel und Gewitterregen erschlagen sie auch wohl direct.

Manchmal möchte der Jäger alle seine Sorgfalt verwünschen, es gelingt ihm nicht, seine Hühnerjagd emporzubringen. Vielleicht packt er's nicht am rechten Flecke an, vielleicht hat er mit Rosshaarschlingen arbeitende Spitzbuben in der Nähe. Eins ist allerdings richtig, gewisse Gegenden meiden Hühner wie Hasen. Wir pflegen zu sagen, auf kalten Feldern kommt nichts auf, und wenn man auf einer und derselben Gemarkung hier Hühner und Hasen die Menge vorfindet, unmittelbar daran aber streckenweise gar nichts, so muss man wohl glauben, dass die Art des Bodens etwas dazu beiträgt, dass auf diesem Untergrunde das Wild nicht, auf einem anderen mit Vorliebe weilt. Wo Wind und Wetter ihren Tummelplatz haben, wird die vorsichtige Henne gewiss nicht brüten. Vorsorge vor Raubzeug jeglicher Art, worunter ich Hunde und Katzen, wie den Storch natürlich rechne, Achtung auf die Brutplätze, ein paar Mark zur rechten Zeit — versprochen und später

pünktlich bezahlt, thun gute Dienste. Der verstorbene Gerichtspräsident G. war bei allen Hütjungen und Dorfjungen eine beliebte Persönlichkeit. Wenn die Hühnerjagd aufging, meldeten sich die Buben bei ihm und annoncirten die ihnen bekannten Völker. Für jedes ihm ganz allein bekannte Volk bekam der Sepp oder Johann einen halben Gulden, jetzt also eine Mark, und für diese wenigen Silberlinge hüteten die Bengels das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch jeder „sein" Nest, das er entdeckt hatte und dessen Existenz er als Geheimniss wahrte, vor jeder Gefahr. Die Silberlinge rentirten sich; Herr G., auch sonst ein Heger und Pfleger, schoss Jahr für Jahr die meisten Hühner in der Gegend. Futterplätze im Winter anlegen in der bereits bezeichneten Manier, im Frühjahre, wo es nöthig ist, die „Hahnenkämpfe" schlichten, oder noch besser, die weiberlosen Hahnen behennen, vor der Heuernte Kleefelder und Wiesen eifrigst absuchen, damit die brütenden Hennen nicht todtgemäht werden, und bei der Jagd selbst nicht unsinnig abschiessen, besonders die Hennen schonen, so muss eine Feldjagd in die Höhe kommen, namentlich wenn man nie, aber auch gar nie in der Sorge gegen das grosse und kleine Raubzeug in Federn wie Haaren nachlässt. Dass die eigenen Hunde

so geführt sein müssen, um nicht mehr zu verderben als gut zu machen, ist selbstverständlich.

Gelegentlich schiesst man bei der Hühnerjagd Wachteln, die als Auflage auf dem Kraut sich sehr schön ausnehmen und im Herbste ausserordentlich fett und wohlschmeckend sind, und Fasanen, falls in der Nähe eine Fasanerie, wilde oder zahme, sich befindet. Im letzteren Falle gebietet es die Wohlanständigkeit, die Hennen zu schonen. Der Nachbar, der mit unendlichem Geld- und Zeitaufwand den fremden Vogel eingesetzt hat, verdient solche Rücksichtnahme, und der eigene Vortheil fährt besser dabei, wenn man Jahr für Jahr einige sichere Hähne abschiessen kann, als in einem Herbste ein paar Hähne und Hennen mitsammen mehr, dann aber einige Jahre hintereinander gar nichts. Wo die Fasanen wild vorkommen, ist ihre Pflege dieselbe wie die des Rebhühnerstandes. Das Raubzeug zieht sich nur besonders gern nach Fasanengehegen hin, und die grössten Feinde der dummen Vögel, die bekanntlich in den Flussniederungen und Auwäldern am liebsten ihren Stand und am besten ihr Fortkommen haben, sind die Frühjahrshochwasser. Ist ein solches in Sicht, dann müsste man eigentlich mit einem sicheren Hunde die Nester auf-

suchen und die Eier ausnehmen, um sie zu Hause von zahmen Hühnern ausbrüten zu lassen, und später die Küchlein, wenn sie so weit gediehen sind, dass sie selber ihre Nahrung aufsuchen können, aussetzen. Solche zu Hause aufgezogene Vögel verkommen aber nur zu bald, wenn sie der Freiheit zurückgegeben wurden. Das beste ist eine Mischung von zahmer und wilder Fasanerie. Hier kann man die gegenseitige Aufzucht unterstützen und ist eines halben Erfolges darum immer sicher.

Wir haben den Monat mit dem Hunde begonnen, kommen wir zu seinem Schlusse wieder auf ihn zurück! Ludwig Ziegler in seiner launigen „Federwildjagd" empfiehlt, vor Aufgabe der Hühnerjagd die Hühnerhunde besonders zu trainiren. Dazu gehöre auch ein gewisses Purgatorium von innen heraus, welches eines Tages zwei vorzüglichen Hühnerhunden in Gestalt eines ausgiebigen Klystiers gegeben wurde. Die Geschichte war vergessen, das alte Jahr zu Ende und im neuen der September schon wieder vor der Thür. Hatten nun die Hunde an den jagdlichen Vorbereitungen im Hause gemerkt, welches Ereigniss bevorstehe, und waren sie noch in Erinnerung der vorjährigen Erleichterung, genug, eines schönen Tages erschienen sie von freien Stücken bei dem freundlichen

Wundarzt und gingen ihm schweifwedelnd und mit verkehrter Front entgegen. Da Ludwig Ziegler in hannover'schen Diensten lebte, wo die englischen Vorstehhunde zuerst in Deutschland Verbreitung fanden, so kann nicht gut anders angenommen werden, als dass diese so überaus verständigen und mit mächtigem Gedächtnisse begabten Hunde Engländer waren, und so möge die Anekdote hier Platz finden zu Nutz und Frommen der Anglomanen unter unseren Hundezüchtern und als weiterer Beweis für die geistige Ueberlegenheit des englischen Vorstehhundes gegenüber dem deutschen.

October.

„Treibjagdmonat."
v. Wildungen.

Nein! Wir warten mit dem Treiben, bis der Fuchsbalg besser geworden ist, und die letzten Hasensprösslinge die Kinderschuhe ausgetreten haben, unserer harrt höhere Jagd — im Hochland:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier,

wo der Hirsch jetzt schreit von Berg zu Berg, und die Gemse klettert aus der schattigen Wand heraus nach der Sonnenseite der Felsen.

In der 2. Auflage der „Diana", Blätter für „Jagd- und Hundefreunde", findet sich folgende Beschreibung der Gemse: „Im Winterkleid ist das Gesicht, das Innere des Ohres, ein grosser Fleck unter dem Schwanz und ein Streifen unten längs der Mitte des Bauches isabell, ein Fleck zwischen den Schenkeln weiss, alles Uebrige graubraun oder schwarzgrau, doch

ein Streifen längs dem Rückgrat, sowie die Hinterseite der Ohren und ein breiter Streifen von jedem Ohr durch das Auge bis zur Nasenspitze fast schwarz . . . . die Hörner sind immer schwarz . . . . die längs dem Rückgrat stehenden Haare werden bei alten Männchen über fingerlang *(sic!)* und liefern den sogenannten Gemsbart. Die Klauen sind schwarz, und sie kann sie sehr weit auseinanderspreizen. Der Schwanz ist kurz . . . . ." Was sagen die Leser zu solch einer Waidmannssprache in einem Buche „für Jagdfreunde"? Der Autor dieses Artikels lässt die Jäger zwischen Waldthieren und Gratthieren unterscheiden, spricht von einem „Leitbock", der unbekümmert um das fröhliche Treiben der Heerden in einiger Entfernung allein weidet, sich alle Augenblicke umsieht, hoch auf sich hebt, beständig wittert und sichert, die veritable „Wachjemse". Der Jäger wählt sich aus der Heerde einen grossen, starken Bock, kreuzt beim Heimwärtstragen die Läufe der erlegten Gemse über seiner Stirne, als ob er keinen Rucksack oder Tragriemen bei sich führe; endlich ist die Gemse, seit das Feuergewehr die Armbrust vertritt, „beinahe auf den Aussterbeetat gesetzt". — Das ist über die Gemse geschrieben, wie über irgend ein fremdes Thier, welches zum erstenmal aus einem neuentdeckten Welttheile nach

Europa gebracht worden ist. Sollte man solchen Schreibern nicht ihr Manuscript um die Finger wickeln und anzünden? Die Gemse auf dem Aussterbeetat? Dort allerdings, wo Bürger und Bauer schrankenlos ihrer Schiesswuth nachgehen können — dort hat sie die tieferliegenden Matten verlassen und sich zurückgezogen in die weglosen Schluchten der höchsten Gebirge. Im schönen Tirol, in der Schweiz ist sie streckenweise der Aasjägerei zum Opfer gefallen; ihrem Aussterben jedoch hat die Natur selber vorgebeugt, denn die Gemse existirt dort noch,' wo der Mensch den Fuss selten oder nie hinsetzt; ihre letzten Zufluchtsorte theilt sie mit dem Adler der Berge. Gottlob und Dank, es ist aber noch nicht so weit! Im Gegentheil, der Stand des Gemswildes in den deutschen und österreichischen Alpen ist heutzutage höher denn je. Da sind die königlich bayerischen Jagden durch den ganzen Zug unserer Berge hindurch mit einem ausgezeichneten Wildstand, da hegen im Algäu die königlichen Prinzen, in Kreut und Tegernsee Herzog Carl Theodor in Bayern zahlreiche Rudel, der Gemsenstand der Hinterriss, in jenen wundervollen Bergen, in welchen Herzog Ernst von Coburg-Gotha das Waidwerk pflegt, muss auf Tausende angegeben werden; in Achenkirchen Graf Fünfkirchen, Fürst Auersperg im Ziller-

thal, der Grossherzog von Luxemburg auf dem Verein und den Mitterwalder Bergen; die österreichischen Erzherzoge; in Steiermark vor Allem ist es der erste Waidmann Oesterreich-Ungarns, sein ritterlicher Kaiser, der dem scheuen Krickelwild ein sicheres Heim geschaffen hat, und dem Beispiel ihres Monarchen folgen in edlem Wetteifer die Spitzen der österreichischen Aristokratie mit Schutz und Pflege der Hochgebirgsjagd. Und so könnten noch eine Reihe lang gestreckter Thäler und vielästiger Bergzüge namhaft gemacht werden, in denen die Gemse nichts weniger als auf dem Aussterbeetat steht, nein, wo sie unter waidmännischer Pflege gedeiht und sich mehrt, wo dem Raubwild und dem Raubschützen eine eisenharte, pflichtgetreue Jägerei entgegentritt, und wo frohestes Jägerleben in den Wänden sein Echo findet, wenn im Herbst Jagdherr und Jagdgäste kommen zu Pirsche und Treiben.

Wenn solcher Blödsinn über das Wild selbst geschrieben wird, dann lässt sich denken, was man alles über die Jagd auf Gemsen zu lesen bekommt. So tischten uns eine Berliner und sogar eine Wiener Jagdzeitung folgende Schauermähre auf: Zwei Freunde gingen jagen und hatten sich durch ein Seil verbunden, des furchtbar gefährlichen

Gebirges halber. Der Eine gleitet aus, fällt, ist unrettbar verloren. Er stürzt besinnungslos in die Tiefe. Als er aus seiner Ohnmacht erwacht, findet er sich zappelnd und am Seile hängend, und von der anderen Seite des Berges ruft ihm eine fröhliche Stimme zu: „Sei getrost Herr Bruder, es geschieht Dir nischt, denn hier hänge ich als Balangse. Als Du stürztest, hab' ich mich gleich zum Gegengewicht über die andere Seite des Felsen gestürzt" u. s. f. Ein Commentar dazu wäre überflüssig. Solche Gemsjagden vollführen die Clowns eines Circus. In Wirklichkeit kommen allerdings Gefahren auf der Gemsjagd vor, aber diejenigen aus den „oberen 10.000", welche einmal im Leben einer Gemsjagd beiwohnen, lernen sie nicht kennen. v. Riesenthal hat ganz recht, wenn er sagt: „Ich kenne Jäger, die sich rühmen, Gemsen geschossen zu haben, und dennoch sicher ausser Stande sind, den Drachenfels oder ähnliches Terrain ausserhalb des geebneten Weges zu ersteigen." Die Hochgebirgsjagden der grossen Herren sind meist mit einem solchen Netz von Pirschsteigen und Reitwegen überzogen, dass man auf die gefahrloseste Weise allüberallhin gelangen kann, und der Wildstand ist dort ein so vorzüglicher, dass Niemand weitab von diesen Pfaden zu gehen braucht, um Trophäen zu erbeuten. Zu Hause ange-

kommen freilich, weiss der Jäger aus der Ebene dann seine Jagderlebnisse in den Bergen mit jenem romantischen Nimbus zu umgeben, in dem sie wie verklärt erscheinen und der ihm das Renommée eines kühnen „Alpenjägers" verschaffen soll. Drinnen in den Bergen aber hat er durch die zahmste Wand nicht anders auf dem Pirschpfad vorwärts gekonnt, als indem Jäger und Treiber mit. ihren Bergstöcken ein fliegendes Geländer neben ihm bauten, dort, wo sechs Fuss entfernt erst es schräg hinunter ging. Die gefährlichen Situationen auf der Gemsjagd sind fast nur für den Treiber und Jagdgehilfen vorhanden, welche die Gemsen in den Gräben und Wänden anzugehen haben, auf dass sie den an den Wechseln vorstehenden Schützen anlaufen. Auch der Pirschjäger kommt mitunter in schlimme Lagen, namentlich dann, wenn er einer angeschossenen Gemse, die irgendwo eingestiegen ist, nachsuchen, eine herabgestürzte holen soll. Gilt es nicht einem besonderen Bock, so steigt auch er ohne Noth nicht halsbrecherische Wege, und nur wo die Gemse vor den ewigen Verfolgungen des Menschen im herrenlosen Gebiete sich zurückgezogen hat, dort heisst es sein Leben zuweilen daransetzen, um überhaupt zu Schuss zu kommen. Der Name des wilden Berges, auf welchem die Gemse geschossen wurde, thut

noch gar nichts. Man kann am „wilden Kaiser" unter Umständen einen Bock von dem Fenster der Almhütte aus wegputzen und am zahmen Wendelstein auf der Gemsjagd sich zu Tode fallen. Der kleinste Berg, der so sanft und glatt vor dem tief unten stehenden Beschauer daliegt, eröffnet, wenn man ihn ansteigt, oft ganz unvermuthete Schwierigkeiten, die den Jäger zur Verzweiflung bringen können, wenn es der Zufall erheischt, darinnen etwas zu suchen. Ich denke an ein eigenes Erlebniss, das vielleicht der Erzählung werth ist. Wir pirschten vor genau einem Vierteljahrhundert zu zweit auf dem Grasberg (bayerisches Hochgebirge). Der Weg, den wir eingeschlagen hatten, war uns vorgeschrieben, und die ersten Tage durften wir überhaupt nicht schiessen; wir sollten einem Wilderer aufpassen, der kurz vorher aus dem Zuchthaus gekommen war, nichtsdestoweniger aber für den kommenden Kirchweihsonntag sein heimatliches Dorf unten im Isarthal mit Wildpret zu versorgen hatte. Damit vergingen fünf thatenlose Tage, und erst am sechsten sahen wir die ersten Gemsen, ein paar Jahrlinge und ausser Schussweite: „Muasst wohl in d' Schatt'nseiten einisteig'n, bal's D' schiass'n willst," meinte am Abend der Gehilfe und fragte, ob ich mir die nöthige Courage zutraue. Nun, die Schattenseite war auch nicht so schlimm;

es galt eben durch einige Gräben durchzusteigen, und nur eine böse Stelle weiss ich, einen schwanken Föhrenstamm, der lose über solch einem Graben lag und über den wir hinüber mussten. Der Gehilfe voran, ich nach. Ich war eben über die erste Hälfte hinweg, da drehte sich der Führer um: „Dass i Dir's fei' sag: da bin i fern abikugelt über des sell Bamel. Hat si der Teifi's Dreck draht, wie i d'rauf steh', und hat mi abig'rissen . . . ." — Himmelkreuz Herrgott . . und ich stand noch eben auf dem „Bamel", das verdächtige Bewegungen unter meinen Füssen machte . . . Ich gab dem Jäger einen „Schneller", dass er mit einem Sprunge drüben war, und sprang nach. Drüben, als wir den festen Boden wieder unter den Füssen hatten, ging das Ausschimpfen an: „Sakerments-Kerl, verfluchter, hättest mit Deiner dummen Geschichte nicht warten können, bis wir herüben waren?" „No, i hon epper g'moant, dass D' Di net ferchten thuast . . . ." Der Jäger hatte mir die Wahrheit erzählt. Das Jahr zuvor war er auf die beschriebene Weise in die Tiefe gestürzt und drunten liegen geblieben. Wenn auch zerschunden am ganzen Leibe, hatte er doch seine geraden Glieder gerettet und schlich sich heim und wollte ja sein Malheur Niemand sagen. Am folgenden Tage kam der Franziskanerpater aus Hinter-

riss, im Capellchen die Messe zu lesen, bei der mein Führer den Ministranten zu machen hatte. Er biss die Zähne übereinander und versuchte den Kirchendienst, konnte aber mitten im Gottesdienste nicht mehr vom Boden, auf dem er kniete, aufstehen und musste nun, wohl oder übel, sein Missgeschick erzählen, worauf ihn der Oberförster zu Bett schickte. —

Die Jagd auf die Gemse zerfällt in Pirsche, Anstand und Treiben. Wie überall, so ist es auch hier wieder die Pirsche, welche die Krone des Waidwerkes bildet. So selbzweit mit einem der wetterbraunen Gesellen „auf den Berg" zu gehen, im Rucksack den Proviant für die Woche, schweigsam zu steigen — wenn irgendwo, so ist der Schwätzer im Hochgebirg vom Uebel, wo die feine klare Luft den Schall in unglaubliche Entfernungen trägt — hier am Quell zu rasten, dort im Schatten eines Felsblockes ein Pfeifchen zu schmauchen, den weiten Blick auf Bergesgipfel und ewigen Schnee gerichtet — wie schwillt die Brust so hoch und wird das Herz so froh, und was das Jahr über mit seinem Kleinmuth und seinen Sorgen an Staub und Ballast auf die Seele gewälzt, ein Tag hier drinnen bläst es davon, und ordentlich fromm preist das Herz den Schöpfer — „die Berge singen die Allmacht Gottes" — wie der Einzelne auch immer seinen Gott

benennen mag – der uns diese Welt in ihrer Herrlichkeit geschaffen hat.

Den Bergstock verkehrt in der Hand, dass die eiserne Spitze nicht beim zufälligen Anstreifen an den felsigen Boden klinge, das Tragen des Stockes auf der Jagd muss, so komisch das klingen mag, erst gelernt werden; sorgsamen Blickes jede Wand, die ganze Gegend unter den Augen haltend, hier rastend, dort beobachtend, gehen wir weiter. Ein Rudel Gemsen äst unter uns auf den Grasflecken des vom Vieh bereits verlassenen Hochlegers; beim Rudel sind die guten Böcke nicht, und wer nicht „Cavalier" ist, schiesst keinen anderen als einen guten Bock. Aber dort in jener Wand steht ein alter Bursche. Vorsichtig hin und über den Stein geblickt — ein leiser Windhauch, der geringste Ton, und wir sähen ihn nur mehr wie einen Schatten aus dem Gestein springen und im Latschenbeet nebenan verschwinden. Er ist nicht zu Hause, die ganze Mühe des Tages umsonst. Zur nächsten Sennhütte mit froher Hoffnung für den kommenden Tag! Die Hütte ist verlassen, und wer über die Prosa des Lebens sich auf solcher Jagd nicht hinweg setzen kann, der mag klagen, dass die Flöhe wie hungerige Wölfe über ihn beim Eintritt herfallen, dass der Rauch vom qualmenden Feuer ihm die Augen wund

beisst, dass der von Mehl, Wasser und Schmalz zusammengekochte „Rethsei", der Schmarren des Sennen und Jägers auf der Alm, brenzlich schmecke, dass das Wasser, zu dem fetten Mehlbrei genossen, Unterleibsbeschwerden verursache — ei, soll nicht heraufgehen, wer nicht ländlich, sittlich mitleben will, für Staatshämorrhoidarier und Salonjäger ist die Gemsjagd nicht auf der Welt, wenigstens die Pirsche auf die Gemse nicht. — Stern an Stern funkelt draussen hernieder, wir sitzen mit nackten Beinen, die Socken haben wir gewaschen und übers Feuer zum Trocknen aufgehängt vor der Hütte, ein Schluck Enzian hilft den Schmarren verdauen, und das Pfeifchen schickt seine Wölkchen in die Nachtluft, die allmählich die Gestalt von Krücken und Gemsböcken annehmen, ein Zeichen, dass es Zeit ist, den Kreister aufzusuchen, denn frühest am Morgen heisst es wieder aufstehen, um, ehe die Sonne kommt, den Grat des Berges zu erreichen. Im Schatten geht der Wind bergab, im Licht bergauf, „dieweil aber pfeift er aus allen Löchern", und Wind und Nebel sind die schlimmsten Feinde des Hochgebirgsjägers. Ehe man sich's versieht, hat der erstere sich gedreht, und der zweite ist da und hüllt Weg und Steg in seinen undurchdringlichen Schleier.

Da heisst es dann, die Geduld nicht verlieren und ausharren, bis ein Sonnenblick wieder durchbricht und uns heimleuchtet.



Der Anstand beschränkt sich darauf, in der Nähe des Grasfleckes oder der Reisse es abzuwarten, bis ein bestimmter Bock zum Aesen kommt, und ihn dann abzuschiessen. Auf Gemsen riegeln — die häufigste Art, sie

zu jagen: Der Schütze stellt sich vor und der Jäger geht einen Latschenstreifen durch, in dem ein Bock seinen Stand hat, oder steigt in eine Wand, um die Gemsen daraus zu vertreiben. Im Hochgebirge sind die Wechsel des Wildes noch enger beisammen als in der Ebene; aus manchem Kar, von manchem Berg herab führt ein einziger Steig, und auf dem muss kommen, was im „Bogen" steht: gezwungener Wechsel.

Treibjagden in grösserem Stil werden der bedeutenden Kosten halber natürlich seltener veranstaltet. Fürstliche Persönlichkeiten nur pflegen in grösserer Gesellschaft und mit grösserem Aufwand von Jägern und Treibern zu jagen. Versuchen wir, ein paar solcher Jagden zu schildern: Ein sonniger Octobertag ist es, und die Jagd anberaumt in einem Ausläufer der grossen Karwendelgebirgsgruppe, dem „Steinloch". Es liegt vor uns wie eine ungeheuere Schauspieldecoration. Im Hintergrunde die riesige, senkrecht abfallende Wand, Berge als Seitencoulissen, dazwischen spielt sich wie im Theater die aufregende Jagd ab. Ueber die Wand herein, aus ihren Schluchten und Rissen hat das Wild vor unseren Augen niederzusteigen — richtig, dort sind auch die ersten unruhigen Punkte sichtbar, nur Punkte, aber das Jägerauge erkennt die Bewegungen,

und durch das treffliche Glas erblickt es das erste rastlos hin- und herträppelnde Rudel. Sie versuchen, allmählich grösser werdend, jetzt Ameisen gleich, die über eine weisse Steinplatte kriechen, jetzt deutlich als Gemsen erkennbar, durch die Seitenschlucht zu entkommen; doch schon flattert es auf in der Luft, der Mann an den Lappen rührt die Stricke, die bunten Tücher wehen lustig, und im sausenden Galopp geht es rückwärts, den Gries hinan, kleiner und immer kleiner werdend, in die senkrecht erscheinende Wand. Aus dem Steinloch herunter eine Reisse, in der die Wildwasser zur Schneeschmelze toben, liegt zwischen uns und einem mit Felsen überschütteten Wald, einem Dickicht, zerknirscht von einer Steinlawine, die sich vor einem Jahrhundert vielleicht von der Wand des Steinloches losgelöst hat. In dies Dickicht sollte das Wild aus den Wänden getrieben werden und, hier ausbrechend, den Jägern vors Rohr kommen. Rechts und links Bergkolosse, die wenigen Zugänge und Auswege sind mit farbigen Lappen abgeschlossen.

Hinter dieser Reisse macht sich's Jeder auf seinem Stande so bequem wie möglich. Und Zeit dazu hat man bekanntlich bei Hochgebirgsjagden. Da ist nichts von jener Hast und Eile zu merken, mit welcher bei den

Treibjagden der Ebene die Schützen ebenso abgehetzt werden wie das Wild, von dem der gewinnsüchtige, immer zum Aufbruch drängende Privatpächter nie genug kriegen kann — die Ruhe und Grösse der Natur hat auch auf das Thun und Treiben der Menschen dort beruhigend gewirkt, und charakteristisch genug lautet schon die gegenseitige Begrüssung in den Hochbergen: „Zeit lassen!"

Die Schützen haben abzuwarten, bis der Hebschuss das Zeichen giebt, dass die Treiber und die führenden Jäger den Bogen umstellt haben und nun vorwärts gehen. Ein Schuss auf ein flüchtig gewordenes Stück Wild, ehevor der Bogen geschlossen ist, kann leicht die ganze Jagd vereiteln. — Wir standen und harrten. Die Sonne stieg allmählich empor — vorher war es kalt gewesen im Schatten des Octobertages — jetzt kam sie über die erste Zinne der Wand, und wärmend legt sich ihr Schein um den fröstelnden, ruhig in seiner Steinkanzel Sitzenden. Da kracht ein Schuss. Der Hall schien von jenseits des Waldes zu kommen; sollt' ich den Hebschuss überhört haben? Neugierig vor mir, in schönster Schussweite, steht ein guter Bock. Famose Krucken! . . . Der Bock bleibt unbeweglich und äugt gegen mich her, ohne mich zu sehen. Die Gemse ist übersichtig. So sehen

wir uns gut eine Minute lang an. Wenn das Blut ja unruhig gewesen wäre, es hätte Zeit gehabt, wieder sein gewohntes Tempo zu gewinnen. Endlich macht sich der Bock auf, über die Reissen herüber, um etwa 90 Schritte oberhalb meines Standes nach rückwärts zu verschwinden. Da folgt ihm mein Schuss — leider nur, dass ich über dem ewigen Besinnen darüber, was ich thun oder lassen soll, im Schusse noch gezögert habe, so dass die Kugel waidwund zu sitzen kam. Wir kriegen dich doch, Bürschchen — jetzt dröhnt auch der Hebschuss, tief und mächtig, hoch oben in den Bergen, weithin das Echo aus seinem Schlummer rufend. Also doch! Und ich kratzte mich etwas verlegen hinter den Ohren. Später erfuhr ich, dass mein Nachbar es war, der den ersten Schuss abgegeben hatte: die Zeit, zu welcher, wie uns vorher gesagt war, die Treiber angehen würden, war allerdings vorüber, und er hatte auf den nämlichen Bock geschossen, der dann mir, freilich noch frisch und gesund, gekommen war. — Nun wurde es in Kürze lebendig in der Wand. Die schwarzen Punkte mehrten sich, das war ein Hin- und Wiederlaufen, ein Vor- und Zurückprellen, näher und näher in die Tiefe kam es, zwischen den Bäumen des verschütteten Waldes huschte es wie Schatten, Geissen mit

den Kitzchen, die letzteren hart hinter den Alten trippelnd, ein wunderschöner Anblick das drängende Kleine, das nicht nahe genug an der Mutter sein kann, suchten nach einem Ausweg, und auf dem Stand des Jagdherrn waren — jetzt deutlich erkennbar — schon etliche Schüsse gefallen. — Der richtige Jäger schiesst selbstverständlich nur auf den Bock. Wer es nicht versteht, den Bock von der Geiss zu unterscheiden — und bei dem flüchtig anspringenden Wild ist das gerade nicht so leicht — thut gut daran, nur auf einzeln kommende stärkere Gemsen zu schiessen; er ist dann sicher, nur einen Bock oder eine gute Geltgeiss zu erlegen; der Kitzgeiss folgt, wenn es nicht zufällig, was aber selten vorkommt, versprengt wurde, das Kitz auf dem Fusse, und das geringe Zeug, Jahrlinge und Geissen, laufen im Rudel an. — Hoch oben auf den Zacken der Steinwand erschienen die Treiber. Hinter ihnen die funkelnde Sonne, als wollte sie die kecken Steiger mit ihren Strahlen hinunterstossen — aber das jodelte lustig da droben und kletterte in den Spalten und Schluchten, dass man nicht wusste, wohin lieber sehen, nach diesen unerschrockenen Männern oder zu dem Wilde, das jetzt in dichten Rudeln zu Thal gedrängt wurde. Grau sah ich's zwischen den Bäumen gegen

mich herschimmern; ein Altthier wollte herunterflüchten. Als es dort angekommen war, wo vorher der Gemsbock Umschau gehalten hatte, mit einem Satze auf das Geröll der Reisse zu setzen — krachte meine Büchse, und wie ein Hase überschlug sich das schwere Stück. — Gemsen kamen und verschwanden, zahlreiche Schüsse fielen von den Schützenständen, ich allein zählte auf dem schon mehrfach benannten Platze, wo der erste Bock gestanden hatte, 35 Stück. Alle kamen sie von derselben Seite, alle verhofften sie am gleichen Fleck, alle waren schussmässig, nur so zum Hinwegnehmen. Die Kitzchen hab' ich dabei nicht mitgezählt. — Das schien wieder ein besserer Bock zu sein, der jetzt im Walde sichtbar wurde und einen kurzen Augenblick lang verhoffte. Das Blatt und den Grind sah ich, das Uebrige deckten die Latschen. Rasch geschossen; Nummer zwei; so viele waren mir zu schiessen gestattet. Ich nahm die Patronen aus dem Lauf und legte die Doppelbüchse neben mich . . . Und der Wald hört nicht auf, lebendig zu sein, und in der Schützenlinie oben und unter meinem Stande blitzt es immer wieder in kurzen Zwischenräumen. Dort setzt eine Gemse mit zerschossenem Vorderlaufe ins Treiben zurück, die spitzen Steine in der Reisse flogen umher,

wenn das flüchtige Wild zwischen uns durchbrach, eben kam wieder, kerzengerade auf mich zu, eine starke Gemse schussgerecht herab ... vor mir setzen zwei Capitalböcke, die besten des Tages, auf etwa 30 Schritte die ganze Reisse hinunter, der eine hatte Schweiss vor dem Aeser, war also krank geschossen. Wie bedauerte ich in diesem Augenblicke, dass ich meine Patronen, um mich nicht zu einem übereilten Schusse fortreissen zu lassen, verschlossen schon im Rucksack trug. Der angeschossene Bock ging nach rechts zurück, der gesunde bekam noch Feuer, fiel aber, unberührt davon, mit einem königlichen Satz weit unten über die Lappen und verschwand im Föhrengestrüpp. Die Jagd war zu Ende. Die Treiber kamen, die Jäger herbei. Das geschossene Wild wurde aufgebrochen und aufgepackt; auf dem Boden unten, vor der Sennhütte, wurde die Strecke gelegt.

Ein paar Tage später jagten wir das „Heimjoch". Schon da wir anstiegen – der Reitpfad führt nur eine kurze Strecke, den längeren Weg heisst es gehen und theilweise steigen — machte der wolkenüberzogene Himmel ein unwirsches Gesicht zu unserem Vorhaben. Aber die Wetterkundigen meinten, gegen 10 Uhr, wenn der Wind anhebe, jage

er den Nebel, wie alle die Tage seither, ins Flachland hinaus, und in der That hatte es allen Anschein, als heitere das Wetter sich auf. Als wir jetzt am Joch angekommen waren, war das ein Blick vom Grat hinunter ins Thal und auf die zerrissenen Mondscheinköpfe, die uns vom Achensee trennten! Gerade als ob es gegolten hätte, dieses Landschaftsbild ins schönste Licht zu setzen, wölbte sich ein blauer Fleck Himmel über dem Thal, aber nicht weiter, rings säumten ihn Nebel ein, die wie Rauch durcheinander wogten, und das schönste Licht der Sonne fiel voll und warm hernieder; ein Kolkrabe hoch in den Lüften und auf dem Grate wir, sprachlos vor Staunen, die Augen hatten hier alles allein zu thun. Dann fiel der Wolkenschleier darüber, und wir nahmen unsere Stände ein. Hinter den Lappen diesmal, die hinunter reichten bis in den Grund, durch den der Weg nach dem Bächenthal führt. Eine wildromantische Jagd! Blaugrau lag die Gegend, nicht zwanzig Schritte weit vermochte das Auge den Nebel zu durchdringen. Hier und da hörte man einen Stein gehen, den fernen Ruf eines Treibers, die sich zusammenschrieen, um die Richtung nicht zu verlieren. Dann mit einmal ein Windstoss, der die Wolken zusammenballte und im gewaltigen Ruck mit unsichtbarer Hand weit-

hin wegwarf, dass plötzlich wie herbeigezaubert das ganze Joch, eine sonnenbeglänzte Landschaft, vor unseren Augen lag. Ein Kampf der Elemente, eine Flucht der Bilder, das wechselte wie die Decorationen einer Oper. Und wenn dann im Nebel, der alles riesengross erscheinen liess, plötzlich aus den Latschen gespenstisch der schwarze Kopf eines Gemsbockes auftauchte, die glänzend schwarzen Krucken weit hinausragend — da hab' ich zum erstenmal die Gebirgssagen verstanden, die von verzauberten Gemsen wissen und von dem Teufel, der als uralter kugelgefeiter Gemsbock in den Schrunden und Schluchten wechsle. Ein „schwarzer Teufel" heisst der Latschenbock; wie schwarze Teufel kommen die Kerls wirklich im Nebel daher, an die Lappen geprallt; noch hört man sie nur; ein Wischer, da guckt das neugierige Gesicht auf zwanzig Schritt Dich an; hebst Du die Büchse — im Hui verschwunden ist das Bild, wie aus einer Camera obscura. Die Jagd im Steinloch war gewiss wunderschön, aber sie hält keinen Vergleich aus mit den wechselnden Bildern und Eindrücken des heutigen Tages. — Das Resultat waren trotz Wetterunbill sieben Gemsen, von denen zwei gute Böcke auf meinen Antheil kamen. Den ersten hatt' ich auf schöne Distanz über den Graben hin-

über zu Beginn der Jagd geschossen; der zweite, der schon einen ganz annehmbaren Bart trug, war im Nebel vor mir aufgetaucht, wie ein Blitz, der da kommt und geht; mit der ersten Kugel hatt' ich ihn überschossen; es musste höllisch schnell gehen, wollt' man ihn noch fassen; um so besser traf ihn, als er auf den ersten Schuss sich wendete und ausreissen wollte, Nummer zwei. Er stürzte den Graben hinab und verendete unten in einem Latschenstock. — Der Nebel fiel; so ein Nebelreissen im Hochgebirg sieht anders aus, wie in der Ebene. Auf halbem Wege schon wurde der Nebel Schnee, und als wir am anderen Tage erwachten, lagen Berg und Thal unter dichter Schneedecke.

Von der „Wachgemse" heisst es, dass sie, wenn sie Gefahr „wittere", durch einen lauten Pfiff das Rudel zur Flucht ansporne. Wie die Wachgemse und der Leitbock Fabel sind, so ist es auch in dieser Art der Pfiff der Gemse. Das Reh schreckt, die Gemse pfeift. Wenn sie Unrath merkt, pfeift sie allerdings, wie man zu sagen pflegt, den ganzen Kar aus, und alle darin ruhenden Gemsen gehen mit ihr, derjenigen nämlich, die zuerst etwas Verdächtiges wahrgenommen und darauf aufmerksam gemacht hat, zum Teufel; ebenso flüchten weit und breit die Rehe auf das Schmälen

eines Bockes oder einer Geiss. Es pfeift aber auch die angeschossene Gemse im Augenblick, wo sie unversehens die Kugel bekommt, und im Vorjahr hört' ich einen Capitalbock pfeifen hoch oben auf dem Plateau des Rappenspitzes, als wir die Naudersgräben im Grammaisthal jagten, der nicht herabzubringen war und sich immer wieder in dem — von unten gesehen kleinen — Latschenspitz steckte, so oft ihn die Treiber aufs neue angingen. — Angeschossene Gemsen sind nicht immer ungefährlich, und die scharfen Haken der Krucken haben den Jäger schon manchmal schmerzlich verwundet. Forstgehilfe H. kann zuletzt noch von einem solchen Bock am Esterberg erzählen, mit dem er eine „geschlagene" halbe Stunde zu raufen hatte, bis er seiner Herr wurde. Sonst hat die Gemse so manches von der Ziege, ihrer „häuslichen" Verwandten; die Art, wie die jungen Thiere mitsammen scherzen, erinnert ganz an die Gewohnheiten der Zicklein. Bei einer Jagd am Hahnenkampel kam ein Rudel gegen unsere Schützenkette; rechts und links von mir erhielten die Kitzgeissen Feuer, von dem Jungzeug dahinter schoss ich einen zweijährigen Bock und fehlte einen zweiten mit der Kugel des linken Laufes. Die gesund davongekommenen Thiere machten Kehrt, und fast noch in Schussweite war es,

dass mein Böcklein mit einem anderen Jahrling zusammentraf, der eben aus der Wand herunterkam und über den Gries wollte. Ihn sehen, die bekannte Fechterstellung des Ziegenbockes annehmen und ein paar Sprünge gegen ihn mit eingelegten Krucken machen, war eins. Und eben war ihm die Kugel noch nahe genug am Rücken vorbeigegangen. Uebermüthige Jugend! — Bei den grossen Treibjagden werden verhältnissmässig wenig gute Böcke geschossen. Die Latschenböcke sind nicht beim Rudel, und das geringe Zeug läuft zuerst bei den Schützen an, die wahllos darauf losschiessen. Die alten Böcke stehen unterdessen irgendwo mäuschenstill im Trieb und äugen und lusen nach allen Seiten. Dorthin, wo das Gekrache nicht aufhört, wechseln sie gewiss nicht; mit einmal geht's zurück und die Wände hinan statt hinab. Die Gemse lässt sich überhaupt über eine gewisse Grenze nicht hinaustreiben, und eine Treibjagd im Hochgebirge erheischt darum einen besonders orts- und wildkundigen Leiter. — Die Entfernungen im Hochgebirge täuschen ungemein. Die klare Luft, die Wind und Schall, wie gesagt, so weit fortträgt, lässt alle Gegenstände weit näher erscheinen als sie in Wirklichkeit sind. Die Gemse ist schussmässig, wenn man deutlich zwischen ihren Krucken

hindurchsehen kann; wenigstens für eine normale Büchse. — Die flüchtige Gemse hat nicht den gleichmässigen Sprung wie Hirsch und Reh; es ist mehr ein Hoppeln — ausser wenn sie grosse Eile hat — das nie lange währt. Der ruhige Schütze kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass sie innerhalb Schussweite plötzlich anhält und die Gegend abäugt. Man möchte manchmal darauf wetten, wo dies Verhoffen stattfindet, so regelmässig sind ihre Gewohnheiten. Auch ein scharfer Pfiff, ein derber Schrei lässt sie mitten im Laufe innehalten, um sich darüber zu orientiren. Wer seines Schusses auf die flüchtige Gemse also nicht sicher ist, braucht nicht zu verzagen, er kommt noch immer dazu, auf die verhoffende zu feuern. Den Bock und die Geiss zu unterscheiden, gebe sich der Fremdling nicht zu viel Mühe. Einer alten Geltgeiss gegenüber ist oft der einheimische Jäger schlecht berathen. Bei der ersten Jagd am Sonnjoch, die ich mitmachte, 1880, kam eine solche Urgrossmama mit weissen Querstreifen am Halse im Trieb vor, die selbst der gemsgerechte herzogliche Wildmeister, einer der besten Hochgebirgsjäger seiner Zeit, für einen Bock ansprach. Noch als sie am Boden lag, schwor man darauf, dass das ein Bock sei. Im Allgemeinen ist der Bock gedrungener,

hat kürzeren, breiteren Kopf, stärkere, straffer einwärts gebogene Krickeln, und wenn er recht nahe dem Schützen kommt, lässt sich vielleicht der dünn behaarte Pinsel erkennen. Aber nicht oft, am wenigsten im zottigen Winterkleid. Abnormitäten kommen bei der Gemse sehr selten vor. Abgehende Steine, die hie und da die Bildung eines widersinnigen Krickels veranlassen, schlagen meist das ganze Horn vom Stirnzapfen herunter, eine Verstümmelung, die auch die Folge eines Sturzes sein kann. Unter den Tausenden von Krucken, die ich im Leben schon gesehen habe, waren vielleicht zwei Dutzend widersinnig geformt, die Haken verkümmert, nach vorn oder hinten gebogen, bei einer Gemse gerade stehend wie das Gehörn eines Spiessbockes. Die Industrie thut, um die karge Natur zu unterstützen, ein Uebriges in der Fabrikation falscher Gemskrucken; die vielhörnigen Krucken namentlich sind sämmtlich in ihren Ateliers entstanden.

Wenn Roth- und Damhirsch abgebrunftet haben, im November, beginnt das Geschlechtsleben der Gemse. Schon im October sind dem Bocke die Brunftkappen angeschwollen und allmählich ist aus dem Winterhaar der Bart emporgewachsen, über hand-

breit lang und bereift, dann ein gut Stück umliegend, ein „wachelnder" Bart, der in bewegter Luft hin und her auf dem Rücken „wachelt", die heissbegehrte Trophäe des Jägers. In Oesterreich, wo ein ordentlicher Gemsbart zur Uniformsausrüstung des Jägers oder Forstmannes gehört, werden bis zu 40 fl. dafür gezahlt, freilich muss er darnach sein, aus den längsten gleichfarbigen Haaren alter Böcke zusammengesucht. — Heraussen im Lande liegt der Nebel auf Wald und Feld, und der erste nasse Winterschnee ist längst in den Strassen der Städte zu Koth getreten. Da ist im Hochgebirge noch ein Stück Sommer zurückgeblieben, warm und lieblich, und die Sonne wirft ihre Abschiedsgrüsse in seine Thäler, als wollt auch sie's bezeugen, dass da drinnen der schönste Fleck Erde verborgen liegt, von dem sich's gar so hart scheidet. An solch sonnigen Novembertagen auf einem Bergrücken zu liegen und das Rudel scherzender Gemsen im Kar zu beobachten, die Kämpfe der guten Böcke, ihr Werben um die brunftigen Geissen, das Spiel der Kitze und Jahrlinge . . . wer verargt es dem Hochgebirgsjäger, wenn er die Welt nur schön findet in seinen Bergen, wie jener Marschbauer nichts anderes wusste, als sein fruchtbares Land und den wanderlustigen Sohn mit

grossen Augen ansah, als dieser den heimatlichen Koog verlassen und hinausziehen wollte in die Welt, die ja nur Geest sei. — Zur Brunftzeit lassen sich auf den Schneiden der Berge die nach brunftigen Geissen den ganzen Tag suchenden und umhertrollenden Böcke abwarten, und wen St. Hubert begünstigt, kann mehr als einmal zu Schuss kommen. Wenn frühe Winter einfallen, verschneit es freilich die ganze Brunft, d. h. Weg und Steg in den Regionen, wo sie sich abspielt, und auch sonst ist die Pirsche im November gefahrvoller, denn im übrigen Jahre. Da wirft es oft, während der Jäger unter den Berggipfeln weilt, Schnee in die Wände, über die Lahnen, und die kalten Nächte überziehen mit glattem Eise Pfad und Brücken, und nun geh' Einer brav auf einem übereisten wackligen Föhrenstämmchen, wie wir's oben beschrieben haben! Mancher Gemsbock, der vom Grat herabgeschossen wurde, muss in der Tiefe liegen bleiben, weil's der sichere Tod wäre, ihn holen zu wollen, und oft kommt man nicht anders bergabwärts, als indem man Schritt für Schritt Stufen ins Eis schneidet und sich mit den Steigeisen unter den Schuhen vorwärts im gefrorenen Kalkstein stampft. Und alles ist gut, wenn weiter kein schlimmer Zufall dem Jäger übel will, wenn kein ab-

gehender Stein ihn trifft und ihn zu Boden wirft, wenn kein Wilderer mit ihm zusammenstiess zu kurzem, heftigem Kampfe. Ausser ihnen ist jetzt ja Niemand mehr in den Bergen, die Sennhütten verödet auf Meilen in der Runde, und dem einsam und verwundet irgendwo da droben Liegenden kein anderer Freund in Sicht als der endlich erlösende Tod.

Aber so schlimm wird's wohl nicht gleich sein; und sei's auch, den echten Jäger stählen Schrecken und Gefahren, sie machen ihn nicht kleinlaut und verzagt. „Mein'n Ahnl hat's abig'riss'n von der Wand. Bei der Buch'n drob'n steht's Marterl, wo der Voter si' derfall'n hat. 'N Bruada hob'n d' Lumpen d'rschoss'n . . ." Doch der Sohn und der Enkel gehen unentwegt dieselben Steige und lehren das eigene Kind wieder, ihnen nachzufolgen, falls auch sie dereinst das alte Familienschicksal trifft. Hut ab vor solchem Volke!

November.

„Dachsmonat."
v. Wildungen.

Herrn Grimmbart widerfährt die Ehre, eines Monats Taufpathe zu sein, und die edle Gemse ging leer aus im Wildungen'schen Jagdkalender! Dieser gute Herr, der, getreu dem Charakter der Zeit, in welcher er lebte, heute Recht sprach, morgen über Forstwesen decretirte, der submisseste Diener der Jerome-schen Luderwirthschaft und nach dem Sturze der Fremdherrschaft wieder ebenso ergebener kurhessischer Oberforstmeister, der aus einem „Sonntagsjäger" zum zünftigen Waidmann geworden, kannte eben die Gemse nicht, deren störrisches Wesen den mannigfachen Versuchen widerstand, ihr einen Platz in den zopfigen Prunkjagden jener Tage anzuweisen. Auch hatten die Herren jener Zeit in ihren Wäldern und auf den Feldern ihrer geplagten Frohnbauern Sauen und Hirsche genug, um das gefährliche „Gamsgebirg" leicht vermissen

zu können. Veraltet, wie seine Verse, ist eigentlich längst Wildungen's Kalender; aber der Jäger wahrt das Alte pietätsvoll, und so fügten auch wir uns gern dem ererbten Brauch und setzten die alten Namen als Ueberschriften über die Capitel dieses Büchleins.

Dachsmonat November, sei's d'rum, und ziehen wir aus, den Onkel Grimmbart zu jagen, das Thier, von welchem „Professor Dormin" sagt: „Es hat seinen Namen daher, dass es in Dachsbauen wohnt. Der Dachs liebt nämlich die Einsamkeit so sehr, dass er vor sich selber ausreisst; daher ist es ihm nur dort wohl, wo er sich nicht sieht. Er besteht aus Speck und Schwarte und wird zum Stiefelschmieren verwendet." — Schade, dass der gelehrte Herr Professor die Reinlichkeit „Gräwing's" in seiner erschöpfenden Beschreibung mitanzubringen vergessen hat, die ihm nicht gestattet, sich innerhalb des Baues zu lösen. Nein, zu diesem Zwecke legt er sich einen eigenen „Locus" in der Nähe seiner Burg an, und an der Frequenz dieses Locus erkennt der Jäger, wie stark die Familie ist, die ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen hat. — Die Ranzzeit des Dachses hat neuerdings eingehende Untersuchungen veranlasst. Die alte Jägerei und die bisherige Jagdschriftstellerei, die sich in vielen Fällen freilich damit be-

gnügt, eine Sammelmappe allen alten Köhlerglaubens aufzustellen, hatte den November als Ranzzeit bezeichnet, ohne weitere Anhaltspunkte dafür, gerade wie sie beim Reh die Novemberbrunft für die wahre ausgab und daran festhielt. Nun stellt sich aber durch die neueren Forschungen heraus, dass der Dachs im Juli und August sich begattet, und dass die befruchteten Eier nach Ablauf der sogenannten Furchung ein ähnliches Ruhestadium durchmachen und erst im Laufe des Winters zur Weiterentwickelung gelangen wie beim Reh. Mit dem zweiten Lebensjahre ist der Dachs ausgewachsen und fortpflanzungsfähig; die Jungen des Jahres findet man im Herbst gewöhnlich alle noch friedlich im väterlichen Bau beisammen. Auch das Capitel vom Winterschlaf des Dachses ist nicht in allen seinen Theilen so, wie es uns überliefert wurde. Einzelne Dächse spürt man den ganzen Winter hindurch; sie können zum mindesten also nicht regungslos und in Kugelgestalt den Winter über in ihrem Bau liegen. Auf der stets in der ersten Januarwoche abgehaltenen Jagd in den sogenannten Wernbrunner Feldern wurde in einem bestimmten Bogen regelmässig ein Dachs erlegt; das war so herkömmlich. Dieser Dachs konnte füglich doch auch nicht im Bau geschlafen haben. — Ein Dachs auf einer

Treibjagd giebt immer ein Mordshallo für die Hunde ab; das ist ein Geraufe und Gefauche, bis die Kugel, in die sich Dachs und Hunde bald verbissen haben, schliesslich bei einem Schützen anrollt, dem ein tüchtiger Stock in diesem Falle erwünschter ist, als die beste Flinte. Im Allgemeinen werden Dachse nicht häufig auf Treiben geschossen, die Jagdbesitzer versäumen es meistens, sie in den dem Treiben vorhergehenden Nächten zum Bau hinaus zu sperren. Bei einer Jagd in Au, dem Baron Beck gehörig, zierten acht Dächse die Strecke; einem Schützen waren deren elf mit einemmal angelaufen, gewiss ein Unicum auf dem Gebiete der niederen Jagd. — Die gewöhnliche Art, mit dem Schiessgewehr Meister Grimmbart's habhaft zu werden, ist der Anstand am Bau in mondhellen Nächten; man darf sich dabei aber das Warten nicht verdriessen lassen. Nachts sucht man den seiner Aesung Nachgehenden auch wohl mit scharf verbellenden Stöber- und Hatzhunden auf und jagt ihn nach seinem Bau, dessen Röhren mit Dachshauben belegt sind und in dessen Nähe Jemand passt, den Einfahrenden sofort zu erschlagen. Sonst wird er gegraben und in der Falle gefangen. Zum Graben gehört ein lange anhaltender, ausdauernder Dachshund, der nicht zu scharf dem Dachs selbst auf den

Leib rückt, sondern vorliegt und unaufhörlich Laut giebt. Ein Hund, sagten wir. Nichts ist thörichter, als zwei Hunde in einen Bau zu lassen. „Zur Unterstützung" sagen die Jäger, die sich den Vorgang unter der Erde nicht vergegenwärtigen können. Was sollen zwei Hunde im Bau? Der zweite, der hinter dem ersten in derselben Röhre einfährt, wird unter Umständen, wenn der erste Hund vorliegt, im Eifer, möglichst bald daranzukommen, gegen diesen Hund selber das Beissen und Raufen anfangen (es ist vorgekommen, dass der hintennach drängende dem Kameraden das ganze Kurzwildpret wegriss), so dass der arme Kerl vorn vom Dachs, hinten von seinesgleichen attakirt wird. Kommt der Hund von einer anderen Seite, so ist an ein Sprengen des doppelt engagirten Dachses oder Fuchses gar nicht zu denken, und alles Einschlagen wird schwieriger, wenn Dachs und Hunde sich im Kessel verbeissen, wozu sie, wenn sie zu zweit mit einem Dachse zu thun haben, grosse Lust haben. Sind aber mehr Dächse im zerklüfteten Bau, und die verschiedenen Hunde liegen an verschiedenen Stellen vor — dann kennt sich oben der Kuckuck aus, und die Wanne wird neunmal unter zehnmal an unrichtiger Stelle einzuschlagen begonnen. Sichere Arbeit ist es mit einem Hunde; der

zweite mag heraussen, abseits vom Bau angeleint, liegen, um verwendet zu werden, wenn der erste Dächsel ermüdet ist, wenn es auf mehr als einen Dachs oder Fuchs geht: nacheinander ist die richtige Losung, nicht miteinander. — Zur Falle nehme man diejenige, die den Dachs möglichst rasch tödtet. Die alte Stossfalle ist dazu sehr brauchbar, ein Schliefkasten, der in die felsige Röhre — sie ist in Felsenbauen nur anwendbar, in Sandbauen kann man ja graben — eingepasst wird mit einem Fallbrette in der Mitte, einer Art Guillotine, nur dass kein Messer den Dachs entzweischneidet, sondern statt dessen ein mit Blei oder einem Stein beschwertes und mit ein paar spitzen Stiften versehenes Brett auf den Dachs drückt und ihn erdrückt. Die Falle kann das ganze Jahr im Bau bleiben, natürlich ohne Stoss, ist auf diese Weise stets verwittert und wird fängisch gestellt, sobald die Zeit des Dachses gekommen ist und diese sie ohne Scheu angenommen haben. Ueber die Dohlbaue, in denen der Dachs ebenfalls erbeutet wird, siehe das Nähere unter „Februar".

Die Jagd auf den Fischotter sollte dem Fischer vollständig freigegeben sein, einzig die Schusswaffe des unausbleiblichen Missbrauches wegen ausgenommen. Es ist unglaublich, welchen Schaden unter Fischen oder Krebsen

der Otter anrichtet. Wie der Marder tödtet er nicht nur, um seinen Hunger zu stillen, er tödtet, schon gesättigt, aus Lust am Fang und beisst dem gefangenen Fische nur den Hals durch, den Ansatz des Leibes unter den Kiemen. Wo die Jagd in den Händen moderner Pachtjäger ist, die den Otter nicht verstehen, nicht zu sehen, geschweige zu jagen wissen, möchte der Fischer geradezu verzweifeln. Er hat keinen Anspruch auf Wildschadenersatz und ist durch die Unfähigkeit des Jägers gestraft, wie sonst Niemand auf Gottes weiter Welt. Die Sau bricht doch nicht Nacht für Nacht im selben Felde, der Otter aber wandert erst dann aus, wenn er den letzten Edelfisch oder Krebs verspeist hat. Den Otter zu erlegen, stehen unerfahrene Jäger vom Abend bis in den Morgen an Stellen an, wo sie im leichten Treibsand seinen zufälligen Ausstieg entdeckt haben. Vergebene Mühe! Man spüre der frischen Spur des Otters bis zum letzten Ausstieg mit reichlicher Losung nach. Jedes Raubthier pflegt sich ausgiebig zu lösen, ehe es seine Schlupfwinkel aufsucht. Dort stelle man sich Abends an, vor Eintritt der Dämmerung — der Otter geht immer zeitig auf Raub aus — aber mit der denkbar grössten Vorsicht, denn schneller als der Fuchs umschlägt, taucht auf und verschwindet wieder unser Fischräuber. Das Auf-

fahren mit dem Gewehr, das Auge des Jägers vergrämen ihn. Luftblasen auf der Oberfläche des Wassers kündigen sein Kommen an; ist er mit einem Fisch im Rachen ausgestiegen, dann sichert er erst einen für den Jäger kritischen Augenblick lang, ehe er den Fisch zu verarbeiten beginnt. Jetzt ist die Zeit für den Schuss gekommen. Aus tiefem Wasser muss man ihn immer erst aussteigen lassen, weil sonst zu leicht der verendete und unter den Wasserspiegel versunkene, in der Tiefe auch wohl forttreibende Otter verloren geht. Ist er mit der Dämmerung nicht gekommen, verlasse man ruhig seinen Platz und wiederhole am nächsten Tage das gleiche Verfahren. — Hühnerhunde stehen gern vor dem Otter vor. Darauf rechnend, kann man die Bäche absuchen und ober- und unterhalb des besetzten Baues mit Fischnetzen sie absperren. Alle Baumwurzeln, Uferlöcher etc. etc. mit Stangen tüchtig durchsucht, das zwingt ihn bald, herauszufahren, er verwickelt sich in den Netzen und kann erschossen, erschlagen oder mit dem Fischger erstochen werden. Den an diesem Ger Angespiessten hält man unter Wasser, drückt ihn gegen den Boden, bis er verendet ist. — Zum Fangen des Otters eignet sich am besten die sogenannte Otterstange, das Scheereisen. Tellereisen an seinen Ausstiegen sind

zu unsicher und zu sehr der Gefahr des Diebstahles ausgesetzt. Die Otterstange stellt man fängisch in kleine Buchten, Nebenbächlein mit einem schneller Veränderung nicht unterworfenen Wasserspiegel. Den feinen Abzugdraht zieht man durch einen Binsenstengel und legt noch ein oder die andere Binse möglichst natürlich nahe daran ins Wasser. — Der Otter hat die Gewohnheit, nie unter Hindernissen im Wasser durchzuschwimmen, sondern darüber wegzuklettern. Darauf bauend, überbrückt man den Bach, der dazu natürlich nicht zu breit sein darf, mit einem Baumstamme, sachte vom Wasser überspielt, und zieht darüber den Abzugsdraht eines Selbstschusses. Der angeschossen ins Wasser, todtgeschossen unters Wasser stürzende Otter muss dann freilich am nächsten Tage erst noch gesucht werden. — Der Otter ranzt das ganze Jahr hindurch, zu jeder Zeit trifft man Junge in jedem Stadium des Wachsthumes an. Die Natur hat jedem Thiere sein Hochzeitsleben für eine Zeit festgesetzt, dass die Ernährung der Jungen den Eltern möglichst leicht gemacht ist. Die Vegetarianer setzen im Frühling, wenn in Feld und Wiese der Tisch gedeckt ist; die Raubthiere wölfen, wenn die ihnen zur Nahrung dienenden anderen Thiere Junge haben, die leicht zugänglich sind; der von Fischen jahr-

aus jahrein lebende Otter hat das ganze Jahr „hohe Zeit", denn die Bedingungen seiner Existenz sind stets die gleichen, zu seinen Fischen und Krebsen kann er in jeder Jahreszeit.

Der November mit seinen Nebeltagen bringt Schaaren fremder Raubvögel ins Revier, die von der Aufhütte aus decimirt werden müssen. Ich liebe die transportable Hütte; sie braucht nicht so ängstlich verborgen zu sein, denn die Vögel, auf welche es ankommt, wie der hassende Nebelgeier etc., gehen blind in ihrer Wuth auf den Uhu. Aufbäumen werden die Vögel auf dem Fallbaum, wenn der Schütze nicht sonderlich gut verborgen ist, weniger gern, aber bei grösseren Schusslöchern ist ein Schuss auf den herniederstossenden Vogel auch im Verhältniss wieder leichter. Der Schütze in der Hütte muss den Schuss nur nicht leichtsinnig riskiren; jeder Vogel kommt wieder, wenn er einmal gekommen ist, und jeder Vogel fällt schliesslich auf der Kragel an, wenn die Hütte, was man von einer ständigen Aufhütte natürlich verlangen kann, sorgfältig angebracht ist. Ich habe Wanderfalken und Habichte schon vom Fallbaum herabgeschossen. Lustig ist es, wenn ein auf der Wanderung begriffener Flug Nebelgeier (Rauhfussbussard) des Uhus ansichtig wird. Man wird kaum fertig, die Patronen in den Lauf hineinzuschieben, so toll und ohne

Unterlass schwirrt es um den Kopf des Uhu. Ueber den letzteren ist die irrige Meinung verbreitet, dass er in der Gefangenschaft kein Wasser gebrauche. Jedes Thier braucht Flüssigkeit zum Leben; wenn Hirsch und Rehe mit dem Thau des Morgens sich begnügen, ersetzt dem Raubzeug das Blut ihrer Opfer die Tränke — sagt man. Zum mindesten bekommt aber das gefangene Raubzeug diese Opfer nicht in so frischem Zustande, dass ihr Blut noch fliesse, und ich habe an den Uhus in meinem Besitze immer beobachtet, dass sie für frisches Wasser sehr dankbar waren, tranken und sich badeten. So rasch kamen sie darauf los, dass sie die leichten flachen Gefässe, in denen ich ihnen das Wasser zuerst vorsetzte, umschütteten, und ich deshalb schwere, tiefere Schüsseln dazu verwenden musste, die aber so viel Raum bieten mussten, dass der Auf sich bequem darin wenden und baden konnte. —

Der Hase. Armer Kerl, den „Alles, Alles fressen will", der selbst der Hauskatze nach ihrem Tode seinen Namen leihen muss, um sie gasthausküchenfähig zu machen — nun kommen wir auch noch und jagen hinter ihm drein, damit Niemand uns eines Fehlers zeihen möge, und das wäre es sicher, wenn wir deiner vergässen, du stiller Dulder, das Ziel der Sehnsucht des angehenden jugendlichen

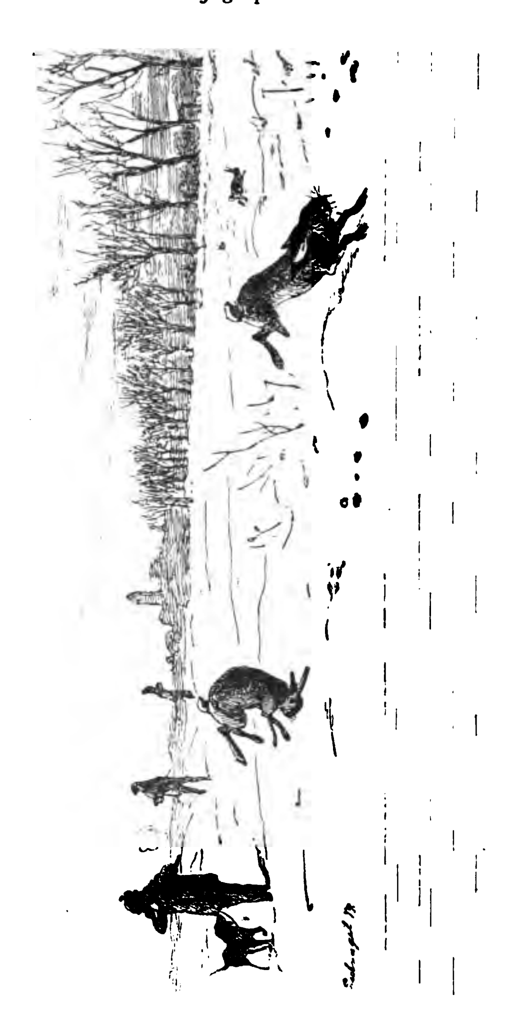
Nimrod, des Sonntagsjägers einzige Freude, denn einem deines Geschlechtes zerschmettert er endlich doch die beiden Hinterläufe, und selbst der alte Podagrist in Filzschuhen, am Krautfeld sitzt er im bequemen Schirm, wenn er auf alle andere Jagd von wegen des leidigen Zipperleins bereits verzichten musste, und bläst zuletzt noch dir kunstgerecht das Lebenslicht aus. Aber tröste dich, in der Küche bist doch du das vornehmste Haarwild, und deine Vorderblättchen mit Apfelmus, ein Stück Ziemer in Rahmsauce verträgt auch das Leckermaul noch und wässert darnach, das an allen anderen Leckerbissen aus Flur und Wald bereits sich satt gegessen hat. Also wie machen wir's am schlauesten, um deiner noch habhaft zu werden?

Bei der Hühnerjagd halten die halbgewachsenen Häslein und die alten Setzhasen, dass man sie manchmal an den Löffeln greifen kann. Wer das benützt, um solch wohlfeile Beute heimzubringen, dem gebühren fünfundzwanzig *ad posteriora.* Nichts schädigt einen Hasenstand so sehr, als vorzeitiges Metzgern gelegentlich der Hühnerjagd. Wer vor Aufgang der allgemeinen Schusszeit seine Gelüste nach Hasenbraten nicht meistern kann, setze sich am Waldessaum an, wenn Lampe zu Felde rückt, und suche sich dort einen Dreiläufer

heraus. Der Anstand kann ausgeübt werden den ganzen Herbst und Winter hindurch, Morgens und Abends. Den Platz des Ansitzes wird man nach der Bestellung der Felder in seiner Nähe von Zeit zu Zeit ändern müssen. Will Einer diese Jagd — bei der ihm auch manch ander Gethier unter die Finger kommen kann — recht ergiebig haben, so verlappe er eine Stunde lang oder kürzer die Waldlisière, und was vor diesen Lappen aus dem Walde tritt, wird seinen Stand passiren. Man kann die Hasen im strengen Winter auch „ankörnen". In solchen Zeiten schiesst ihn aber nur das Raubthier „Bauer" und rottet an zu diesem Zwecke eigens stehen gelassenen Kohlköpfen den ganzen Bestand aus. — Die beliebteste Art auf Lampe zu jagen, ist die Suche. Eine Schützenlinie geht die Felder ab und schiesst die vor ihr aus dem Lager aufstehenden, das Einfachste, was man sich denken kann. Oder es macht es ebenso der einzelne Jäger. An Tagen, wo sie fest liegen, kann er den Vorstehhund kurz vorsuchen lassen, doch hab' ich den Hund immer lieber hinter mir, dessen Arbeit erst auf den nicht im Feuer stürzenden beginnt. Wo der Hase zu suchen ist, ist je nach dem Revier verschieden. Im September auf Stoppelfeldern, Grummetwiesen, in den östlich gelegenen Feldhängen, in Wachholder-

stöcken bei schönem, in Feldsträuchern und Feldhecken bei schlechtem Wetter; den October hindurch in Rüben, Kraut, Kartoffel- und Kleefeldern, auf frischgepflügten Aeckern und Brachen; Novembers in Sturzäckern, zwischen deren hohen Schollen sie bei Wind und Wetter sicher liegen, trockenen Brüchen, im „Batzenmoos", in den Krüppelbüschen der Oedplätze, an altgrasigen, bestrauchten, hohen Rainen; ebenso im December, auch auf Saatfeldern, in tiefen Schneewehen und bei recht stürmischer Witterung in moorigen Wiesen auf den Erlenblöcken; den Januar hindurch im Vorschilf trocken gelegter Weiher — sitzt auch sehr gern der Fuchs da — Felddüngerhaufen, Schweinwühlen und Gärten nahe den Dörfern, an Kartoffel- und Runkelrübenmieten, und wo sonst er sich recht warm sassen kann, von Norden her im Ueberwinde und freisonnig gegen Süden. Man sagt: je mehr das Mondlicht im Abnehmen ist, desto besser halten die Hasen; ist anderes Wetter im Anzug, stehen sie jederzeit weit auf, ebenso auf dem gefrorenen Boden, wo sie den Tritt des Jägers natürlich von weitem vernehmen. Im Winter lassen sie sich oft im Lager einschneien, und nach einer Neue, wo der Jäger ihrer Spur nachgeht, muss man sie manchmal aus dem Schnee heraustreten. Das Ausmachen bei einer

Neue ist ihnen überhaupt sehr gefährlich. — Die Mehrzahl der Jäger, an der Spitze natürlich sämmtliche Sonntagsjäger im schlimmen Sinn des Wortes, betreiben mit Passion die Suche auf Hasen; leider nur, dass dabei so sehr viel Setzhasen mehr geschossen werden, als Rammler. Auf gepflegten Jagden wird — ausser dem Küchenhasen, dem Braten für die Familie des Jagdbeständers — daher auf Hasen nur getrieben. Und zwar auf dem Felde ein Stand- oder Kesseltreiben, im Walde die herkömmliche oder die böhmische Treibjagd (Streifen). Standtreiben auf dem Felde heisst man's — der Name sagt es schon — wenn eine Treiberwehr die Hasen aufscheucht und den Schützen, die bestimmte Stände festhalten, zutreibt. Statt der Treiber würde ich — nach der in Frankreich früher gebrauchten Methode — Strohwische, an Bindfaden befestigt, dazwischen eine Schelle, übers Feld streifen lassen, man erspart dabei zwei Drittel der theueren und nicht überall zu habenden Treiber; ebenso kann man mit Lappen, die man vorstellt und von dazwischen postirten Leuten bewegen lässt, manchen Schützen ersparen, der nichts trifft, und einer auserlesenen kleinen Zahl von Gästen ein erhöhtes Vergnügen bereiten. Man sollte überhaupt bei der Auswahl seiner Jagdgäste für Treibjagden



vorsichtiger sein, als geschieht. Wenn man der Rücksicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse auch manches nachsehen muss, eine Rücksichtslosigkeit gegen die Jäger unter den Gästen bleibt es immer, wenn man sie wahllos mit Stümpern und Anfängern zusammenstellt, in deren Umgebung Niemand seines Lebens sicher ist. Ich stand einmal auf einer Hirschjagd neben so einem Herrn, Studiosus Juris. Ein Hirsch von zwölf Enden kam ihm auf wenig Gänge, und vor Schreck ging ihm die Büchse los, ohne dass er es merkte, und die Kugel fuhr über unsere Köpfe hinweg. — Beim Kesseltreiben gehen Treiber und Schützen abwechselnd nach zwei Seiten aus, einen Bogen zu schliessen, um, wenn dies geschehen, im grossen Kreise gegen den Mittelpunkt vorzurücken. Neidige Schützen zögern dabei gern und bilden einen sogenannten Sack, in der Hoffnung, die Hasen nehmen die dadurch entstandene scheinbare Lücke lieber an. Solche Schützen curirt man, wenn die Nachbarschützen mit einigen raschen Schritten sich aufschliessen und den Herrn im Sack zum Bogen hinaussperren. — Das böhmische Treiben, fliegende Treiben, Streifen, hat zwei Treiberwehren als Flanken, die Schützen mit einigen Treibern als Querreihe am Ende der Linien; vorne bleibt das Treiben offen. So

geht die ganze Gesellschaft vorsichtig, um nicht in Unordnung zu kommen, vorwärts. Das Wild läuft eine Strecke weit vorwärts, geht dann aber, an den Flanken anprallend, retour, den dortigen Schützen in die Flinte. Die altgewöhnliche Art der Treibjagd ist, ein Stück Wald auf drei Seiten mit Schützen zu umstellen und von der vierten Seite her die Treiber angehen zu lassen; einige Schützen stehen je nachdem auf den Rückwechseln. Um keinen Neid zu erregen, empfiehlt es sich, die Stände vor der Jagd zu verlosen und bei jedem Trieb den Stand Nr. 1 einer anderen Losnummer und so folgend zu geben. Dabei kann es wohl vorkommen, dass der Zufall auf die besten Wechsel die schlechtesten Schützen stellt. Das ist dann nur die gerechte Strafe für den Jagdleiter; warum hat er Krethi und Plethi mit eingeladen. So ein Treiben im Winter, wenn Jäger und Treiber ihre Sache verstehen, wie am Schnürchen Trieb auf Trieb sich folgen, ist eine angenehme Abwechslung auf die schliesslich einförmig gewordene Feldjagd hinauf. Des Jägers hohe Zeit fängt an, wenn das Laub an den Zweigen gelb geworden und abgefallen ist. Während die Blätter fallen, suche man ja nichts im Walde; da liegt der Hase auf den Feldern und der Fuchs im Bau. Aber wenn's kahl ist

im Buchendickicht, wenn an den Eichenrauschen das dürre Laub hängt und zusammenschwatzt im Winde, ein erster Frost hat über den Boden weg gefroren, und wenn die Treiber so recht hörbar in den klappernden Holzpantinen losgehen, stehen Reh und Hase schon von weitem auf und suchen auszuwischen. Da bockelt er vor, man kann ihn an seinen Sprüngen auf dem raschelnden Laube erkennen; langsam, man hört es ordentlich, dass Freund Lampe noch nicht mit sich im Reinen ist über das, was er thun soll — der energischere Tritt jetzt gehört einem Reh — das hier ist ein Fuchs, der die Branten, eine um die andere, vorsichtig aufsetzt — rechts oder links, wo bricht das Wild zuerst vor — ein rother Wisch — Bumm! und drinnen im Dickicht geht es holterdipolter, aber nach rechts und links zu beiden Seiten ausbrechend, nur Reinecke hat geglaubt, mit einem Saltomortale über die Strasse hinüber das jenseitige Holz erreichen zu können. Dafür liegt er jetzt, geknickt wie eine Lilie, im Chausséegraben, und vor diesem Räuber wenigstens sind die jungen Hasen des nächsten Frühjahres sicher. Ein Sprung Rehe hat die Treiberwehr durchbrochen; „retour!" geht ein Geschrei und Mordspektakel, um es den Schützen anzuzeigen. Retour? frägt mein

Nachbar, Stadtrath, schüttelt ungläubig den Kopf, nimmt aber doch seinen Jagdstuhl und setzt sich zehn Schritte weiter „retour" wieder beruhigt nieder .... Die Fasanen laufen vorwärts im Bogen, als wären sie ihr Lebtag nie anders denn zu Fuss marschirt, vor der Schützenlinie angekommen, stehen sie auf, dumm, wie der schöne Vogel nun einmal ist. Den aufstehenden kann man mit der Mütze herunter schlagen, würde er über den Weg quer hinüber mit raschem Flügelschlage streichen, fehlten ihn von sechs Schützen fünf. Tiro! rufen die Treiber; eine Waldschnepfe stand klatschend auf und kommt nun hörlos die Schützenkette heruntergeflogen .. hier ist es Spielgeflügel, dort Haselwild, was Abwechslung bringt; ein andermal schleicht, vorsichtig wie noch einmal ein Fuchs, eine Wildkatze heran und schnürt trotz all ihrer Klugheit schnurgerade auf den wie eine Mauer stehenden Schützen los; ein Edelmarder will in graciöser Flucht über die Schneisse ... und immer hat das Knallen noch kein Ende genommen, die Hasen wollen nicht alle werden, die Hasen, diese wichtigsten Personen der Treibjagd, denn wenn auch das andere Wild all vornehmer ist — was wäre ein Waldtreiben ohne Hasen, die in die ganze Geschichte doch erst das richtige Leben bringen! —

December.

„Schweinhatzmonat.“
v. Wildungen.

Alle Tage, die Gott gegeben hat, hinter den Sauen her. Das Personal der benachbarten Reviere stundenweit jeden Morgen zum Rapport zusammengetrommelt, um den Vernichtungskrieg gegen die Schwarzkittel mit Nachdruck zu führen; nicht einmal zur Frischzeit Ruhe — nein, wenn man jetzt eine alte Bache niederknallt, dann gehen doch auch gleich die Frischlinge mit zugrunde und das klappert, wenn die Posten an die zaundürren Rippenstücke solch einer säugenden Bache fahren ... Recht so, Herr Forstmeister, das sind Worte, wie man sie gern aus dem Munde von „Jägern“ hört. Unsere officielle Jägerei hat wahrlich nicht so triftigen Grund, das Wort „Aasjäger“ so häufig, wie sie es thut, im Munde zu führen. Als im traurigen Jahre 1848 das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden abgeschafft wurde — da war sie

es, die das hochbeschlagene Altthier, das Altreh im Setzen niederschoss, die den Hasen vernichtete, wo sie ihn nicht verwerthen konnte. Niedergemacht musste werden, was da „kroch und flog", wenn man es auch als unbrauchbares Aas sofort verscharren musste. Die Parole war damals ausgegeben worden zu allgemeiner Vernichtung, ehe man das Wild dem künftigen Eigenthümer überliess. Die Generation, welche jene Scheusslichkeiten mit ansah, ist noch nicht ausgestorben; aber wundert sich wer, dass das Aasjägerthum, die Schinderei so sehr überhand nahm, wenn damals von Seite der Executivbeamten sowohl wie der befehlenden Oberbehörden in solcher Weise gewirthschaftet wurde? In jenem schlimmen Jahre sind Orgien der Rohheit gefeiert worden, die ihre betrübende Wirkung bis in unsere Zeit noch haben.

Der ritterlichen Sau ist von Oben herab das Todesurtheil gesprochen worden, es trifft nur an einzelnen Orten noch das alte. Sprichwort zu, dass die Nürnberger Keinen hängen, wenn sie ihn nicht haben. Die Herren am grünen Tisch machen es auch nicht anders, und in den grossen Waldcomplexen Mittel- und Norddeutschlands, wo sie noch nicht ausgerottet ist, in den Bergwaldungen der Rheinlande, im südöstlichen Europa etc. etc.



Winter.

sorgt neben der Sau selber in ihrer ausserordentlichen Vorsicht die Unkenntniss der Durchschnittsjägerei dafür, dass es so schnell und so gleichmässig überall noch nicht vollzogen wird. Auch mancher brave Grünrock steckt den oberforstbehördlichen Wisch kurzerhand in die Tasche und macht gelegentlich Pfropfen daraus; dass er mit solch einem Schuss dann keine Bache von den Frischlingen hinweg treffen oder Kindermord begehen kann, ist selbstverständlich.

Der December ist der Rauschmonat der Sau. „Die Liebkosungen des Keilers" — schildert Pfiezenmeier ihr Liebesleben — „entsprechen seinem ganzen Wesen, und kein Thier giebt seinen zarten Gefühlen plumperen Ausdruck. Nicht in wilder Leidenschaft sucht der Keiler sich den Liebespreis zu erringen, nachdem er den schwächeren Rivalen vom Rudel vertrieben, durch Püffe und Stösse mit dem Gebrech giebt er der Auserwählten seine zarten Gefühle zu erkennen, ohne Hast und Uebereilung sucht er unter solchen Liebkosungen sein Ziel zu erreichen . . ." Ist das nicht eine Schilderung, als sollte damit der Bauernbursche conterfeit werden, der mit seinem Dirndl stumm verliebt hinterm Masskrug sitzt, von Zeit zu Zeit ihr einen Stoss zwischen die Rippen versetzt und ihr Namen

giebt, die er zwar als Kosenamen gebraucht, die für gewöhnlich aber und im Affect angewendet zu einer gerichtlichen Klage Anlass gäben. Sie versteht sie dennoch, wie sie gemeint sind, und lacht vergnügt mit einem nichts weniger als unwilligen „No!".

Ach welche Sau, mein Gott und Herr!
Ich preise Dich und dank' Dir sehr!

steht unter einem alten Bildlein, das einen gottesfürchtigen Jäger und das von ihm erlegte Hauptschwein darstellt. In der alten Zeit war die Jagd auf das Schwarzwild eine andere, als sie uns jetzt in den letzten Resten der früheren Herrlichkeit gezeigt wird. Der Finder fand und verbellte die bestätigte Sau, dann liess der Hatzmann seine Rüden los, die sie packten und deckten, bis auf schnaubenden Rossen über Stock und Stein, durch Wald und Moor die Jagdgesellschaft herangekommen war, deren fürnehmstes Mitglied sie jetzt waidgerecht abfing. Es war kein so geringes, dem Hauptschwein entgegenzutreten, die Feder in der Hand, das mit scharfen Waffen eben den stärksten Rüden zu Tode geschlagen hatte und nun in wilder Wuth, schweissigen Schaum vor dem Gebreche, die Gewehre wetzt gegen den langsam und sicher herantretenden Jäger. Es galt doch etwas

einzusetzen bei solcher Jagd. Heutzutage werden die Sauen in Kästen zur Jagd mit hinausgeführt, nachdem man ihnen vorsorglich vorher die Waffen rasirt und sie in dem engen Kasten sich bis zur Ermüdung abgearbeitet haben. Hauptschweine nimmt man dazu auch nicht mehr, der modernen Spielerei genügt ein Ueberläufer, wenn's hoch kommt, ein zweijähriges Keilerchen ... Auch zu eingestellten Jagden bringt man sie vielfach in solchen Kästen herbei; in manchen Parken ist das „Wildschwein" überhaupt nicht von ganz zweifelloser Abstammung, was ein Blick auf den Ringelschwanz — Pürzel kann man da doch nicht sagen — darthut. Man schiesst sie von dem Häuschen über der Schütte aus, dessen Fensterkreuz gepolstert ist, um die Büchse bequemer auflegen zu können, und wo sie sich pünktlich auf die Minute einfinden. Aus der zahmen Heerde vom Trog weg kann man das grunzende Hausschwein auch nicht anders wegputzen, und das einzige Hinderniss dabei ist, dass man nicht die nächstbeste Sau hinaufpuffen darf, sondern die Schiesslust bezähmen muss, bis die zum Abschuss bestimmte auf dem Schlachtplatze erschienen ist.

Wo sie dagegen wirklich noch ein wildes Schwein ist, in Freiheit gefrischt und auf-

gewachsen, ist die Jagd noch immer ritterlich und birgt fesselnde, selten gefahrvolle Momente in sich. Der richtige Jäger spürt sie auf und schiesst sie, sich langsam und vorsichtig näher schleichend, vor dem verbellenden Saufinder, Saubeller. Meist einem unscheinbaren Hunde, dessen fixköterartiges Aeussere, wie so oft im Leben der Schein, trügt. Der Hund darf nicht zu stark und zu scharf sein, weil vor schwächeren, nicht packenden Hunden das Schwein sich leichter stellt. Treibjagden im Sommer sind nicht vom selben Erfolge begleitet, wie im Winter, da das Abspüren und Bestätigen begreiflicherweise vom „weissen Leithund" besser besorgt wird. Im Winter wird dabei verfahren, wie beim Fuchsriegeln beschrieben wurde. Die Sau maust sich beim Treiben gegen die Schützenlinie wie ein Fuchs heran, mit einemmal ist sie da, und, wie man eine Kappe über den Weg wirft, über der Linie und drüben im Unterholze wieder verschwunden. Es heisst scharf beim Zeuge sein und die Büchse sicher handhaben, wenn man ihr die Kugel hübsch hinter die Teller oder kurz hinter den Schild hinaufzirkeln will. Sind Hunde im Bogen und mit lautem Hals hinter den Schweinen her, ist man freilich auf ihr Erscheinen vorbereitet, und kann von einem Abstehlen nicht mehr

die Rede sein. Ist die Rotte nicht gesprengt, kann es leicht passiren, dass alle hintereinander wie die Perlen am Rosenkranze bei einem Schützen passiren, der dann zehn Gewehre für eines gebrauchen könnte. Solche Rotten sind nur heutzutage sehr selten. Im Reviere Ruppertshütten trafen wir einmal — ich glaube Schanzspitz heisst der District, das Revier liegt im Spessart an der ehemals hessischen, jetzt preussischen Grenze — eine solche Rotte von etlichen vierzig Stück an, mit dem Resultate, dass wir mit vierzehn Schüssen zwei Frischlinge vom Jahr erlegten. Das Gros passirte bei einem Arzte, M., der es mit seinen Mixturen jedenfalls schneller zur Strecke gebracht hätte, als mit seiner Büchse, er kam vor Erstaunen und Fieber nämlich gar nicht zu Schusse; die gröbste Sau fehlte ein Forstgehilfe auf freiem Felde u. s. w. Ich lag schon im Anschlag, denn die Jagd ging nahe gegen mich her — da tauchte vor mir im Dickicht ein Treiber auf, ein aufgedunsener, bartloser Kerl, mit hochgeschwollenem, rothem Gesicht und mausgrauem kurzen Haar — heute noch sehe ich ihn in seinem Drilchanzug vor mir stehen und pusten, und heute noch könnt' ich ihn niederschlagen dafür — stellt sich, verschnaufend und die ganze Gegend mit seinem Parfum erfüllend,

zehn Schritte vor mich hin und adieu Partie — was mir von St. Hubertus für diesen Tag zugedacht war, machte Kehrt und ging, Gott weiss wo, durch. Ein paar Tage später hatte die gleiche Rotte sich im Nachbarreviere Frammersbach gesteckt. Die Treiber kamen mit einemmale auf den Kessel, und wir heraussen wussten nicht, was ihre Schreckensrufe bedeuten sollten. „Heilige Mutter Gottes, was Säu!" hörten wir immer jammern. Die Aermsten sahen die schwarze Gesellschaft im Geiste schon auf ihren dürftigen Feldern brechen. Auch da ging es nicht viel besser mit der Strecke als die paar Tage vorher, und mancher der anwesenden Schützen konnte sich nur rühmen, ihrer mehrere auf einem Stande gefehlt zu haben. — Saujagden lohnen selten die darauf verwendete Mühe. Heute hier, ist die Gesellschaft morgen vielleicht meilenweit, und die über Nacht zusammengeholten Jäger finden den leeren Kessel. Im Winter beim hohen Schnee erst das ganze Revier abspüren, dann die Meldung heimbringen, die Treiber und Schützen zusammenholen und jetzt zum zweitenmale Weg und Steg ablaufen, um die Schützen anzustellen und die Treiberkette anzulegen, schliesslich verdriesslichen Gesichtern nur begegnen, wenn das einzige Schwein im Bogen nicht

schussgerecht oder dem Unrechten angelaufen ist — es ist begreiflich, dass das niedere Forst- und Jagdpersonal auf solchen Dienst nicht gut zu sprechen ist, der sich in manchen Gegenden Tag für Tag wiederholt, so lange der Schnee im Walde liegt, denn der Befehl von Oben liegt vor, dem Schwarzwild auf jede mögliche Weise Abbruch zu thun.

Strenge Winter thun ihm weher, als alle Ausrottungsversuche. In den harten Monaten 1879 auf 1880 erfroren die Frischlinge, und die heruntergekommenen, kümmernden Bachen nahmen nicht auf. Im Spessarter Staatspark gingen weit über hundert an der Kälte und dem Hunger zugrunde. Der „Etat" gestattete ein weiteres Füttern nicht mehr. Dem Rothwild ging es natürlich noch schlechter. An einer einzigen „Fütterung" — die „ " sind ja berechtigt — wurden 26 Kälber verhungert gefunden. Das heiss' ich dann Thierquälerei, wenn man Wild hinter Parkmauern sperrt und es ihm in schlimmer Zeit am Nöthigsten fehlen lässt. Der arme Bauer, der die Kuh im Stalle verhungern lässt, wird bestraft — wenn der Park grösser ist, als eines Söldners Stallung, man könnte gegen eine Abnahme des Wildes aus solchen Gründen, weiss Gott, doch immer Vorsorge treffen. Ich denke daran, mit wie bitteren Mienen mir ein paar

alte ehrliche Förster ihr Leid klagten. Noch im späten Frühjahre fielen gute Keiler, darunter das Hauptschwein des Parkes, an den Folgen dieser winterlichen Entbehrungen. So sehr war der Stand an Sauen in diesem einen Winter herabgekommen, dass im darauffolgenden Herbste nicht einmal die üblichen prinz-



lichen Hofjagden gehalten werden konnten. — Die Sau verträgt viel. Die gröbste, die damals im Spessart bekannt war — bald steckte sie in diesem, bald in jenem Reviere; dann zersplitterte sie mit einem Schlage ihrer Gewehre ein paar der morschen Planken des Parkzaunes und machte heut' im fürstlich Löwenstein'schen, morgen im königlichen Park Besuch — verendete an einem „Posten", der sie unter dem Halse nur gestreift hatte. An

der durch den Streifschuss veranlassten Anschwellung war sie erstickt. Als sie eingegangen gefunden wurde — nach Empfang des Schusses aus einer bäuerlichen Muskete hatte sie sich noch in den Löwenstein'schen Park hineingeschlagen — schnitt man nicht weniger als 18 Kugeln, Röller und grobe Schrotkörner aus ihrem Wildpret, Beweis, wie oft sie im Feuer gestanden hatte. Und die vielgeprüfte und so oft schwerkranke war diesmal elendiglich an einem lumpigen Streifschuss zugrunde gegangen.

* * *

Damit wäre das Jahr zu Ende, und es erübrigt nur noch, einiger Kleinigkeiten zu gedenken, für die bei den einzelnen Monaten kein rechter Platz gefunden wurde. Das Moorschneehuhn wird dort, wo es vorkommt, in Deutschland existirt es ja doch nur in Ostpreussen, gejagt wie junges Birkwild; auf das Alpenschneehuhn und das Steinhuhn — beide Bewohner unserer Hochgebirge, und zwar ihrer höheren und höchsten Regionen — wird der Alpenjäger kaum eigens jagen gehen, und wenn er sie zufällig antrifft, um des leichten Vogels willen sich nur in bestimmten Fällen die Pirsche auf Rothhirsch oder Gemse verderben wollen. Im Frühjahre

trifft man beide öfters gelegentlich der Spielhahnfalz und hört namentlich häufig dabei ihr Falzlied, das bei dem Schneehuhn lebhaft an das Knarren eines seit seinem Bestehen nicht geschmierten Stadelthores erinnert, bei dem Steinhuhn einem langdauernden Wetzen gleicht. Um diese Zeit sie zu schiessen, verbieten die Schongesetze. Auch dem Abschuss der Haselhähne im Frühjahre sind in den meisten Gegenden die Jagdgesetze entgegen, sonst wäre es nicht allzu schwer, sie aufs „Spiessen" zu schiessen. Im Herbste „bistet" man sie, lockt sie durch Nachahmung des Locktones der Alten herbei, am besten, wenn das Volk gesprengt ist. Doch gehört ein gutes Auge dazu, das bewegungslose Haselhuhn zu erkennen, und selbst wenn man es auf einen kahlen Baum hat anfallen sehen, erscheint es oft wie von den Aesten verschlungen. Es drückt sich in eine Baumzwiesel und verschmilzt dann so sehr mit der Farbe des Baumes, dass ein ungeübtes Auge lange auf den Punkt hinstarren kann, ohne das ruhig dort sitzende Huhn zu erblicken. Zum Spiessen und Bisten benützt man gewöhnlich ein aus einem Gänseflügelknochen gefertigtes Pfeifchen. Im Mittelgebirge schiesst man das Haselwild auch wie die herbstliche Schnepfe vor dem Vorstehhund, der dazu

natürlich nicht das gleiche grosse Terrain nehmen darf, wie bei der Hühnerjagd auf freiem Felde. Im Walde heisst es, ihn hübsch unter der Flinte halten. — Das Kaninchen ist unter dem Haarwild für den Schützen dasselbe, was ihm die Bekassine unter dem Federwild gilt. Es gehört ein sehr gewandter Schütze dazu, ein im dichten Gebüsch wie ein Schatten im Zickzack durchwischendes Karnikel sicher hinzulegen, und wenn eine Jagdgesellschaft erzählt, sie habe so und so viele der flinken Höhlenbewohner vor dem Frettchen geschossen, so muss das nicht so ganz wörtlich genommen werden. Vielfach macht man das so, dass man das Frettchen in den Bau schickt, wenn sämmtliche Röhren mit Hauben versteckt sind. Die gefangenen Karnikel trägt man dann auf einen freien Platz hinaus und lässt sie dort vor dem Schützen springen, der jetzt freilich keinen schweren Schuss mehr hat. Ausser beim Frettiren schiesst man sie beim Treiben, auf dem Anstand und vor dem Hühnerhund in den um ihre Baue herum belegenen Feldstücken. Baron v. W. hatte immer das meiste Glück bei unseren Kaninchentreiben. Sonst nichts weniger als zuverlässig mit der Büchse, hatte er doch Schuss für Schuss sein Kaninchen. Endlich klärte sich das Räthsel auf: Der gute

Mann verstopfte, sobald er in der Nähe eines grösseren Baues angestellt war, schnell mit Rasenstücken, Laub und dergleichen sämmtliche Röhren. Die durch das Geräusch der angehenden Treiber rege gemachten Kaninchen hoppelten spornstreichs nach dem Bau und fingen dort zu graben an, um die Hindernisse in den Röhren zu beseitigen; ein grabendes Kaninchen ist aber bekanntlich leichter zu schiessen als ein flüchtiges. — An sonnigen Wintertagen liegen sie gern sämmtlich ausserhalb der Baue. Ein mit Kaninchen besetztes Revier giebt viel Spass, man hat das ganze Jahr über etwas zu schiessen. Aber mit der Landwirthschaft vertragen sich die wie Mäuse sich vermehrenden Nager nicht gut, und man sagt ihnen auch nach, dass die Hasen ihre Gesellschaft scheuen, der ewigen Unruhe halber, die sie, fortwährend auf den Läufen, im Walde verursachen.

Die Krammetsvögel (Wachholderdrosseln) kommen im Winter in grossen Flügen zu uns und plündern die Vogelbeer- (Ebereschen-) Bäume, sofern die Kinder, die nach den rothen Beeren ebenfalls Verlangen tragen, und die Schnapsbrenner — in einigen Klöstern namentlich wird Branntwein daraus gemacht — ihnen damit nicht zuvorgekommen sind. Man baut darum Schirme vor solchen Bäumen

und begiebt sich vor Tagesanbruch hinein. Mit dem Sonnenschein kommen die Vögel, von denen man oft ein Dutzend und mehr mit einem Schusse erlegt, so dicht fallen sie an. Sind mehrere Bäume vorhanden, oft ganze Alleen, so pflückt man zeitig die Beeren und behängt dann nur diejenigen Bäume damit, die man vom Schirm aus mit seinem Schuss bestreichen kann. Ein Dohnenstieg am richtigen Platze rentirt sich allerdings besser, als dies morgendliche Passen, doch erbeutet man auch auf die geschilderte Weise mehr, als man zur Mahlzeit gebrauchen kann.

Steinbock und Mankei, Bär, Wolf und Luchs, Elch und Biber sind neben der grossen Anzahl der Sumpf- und Wasservögel noch unbesprochen. Allein, was die letzteren betrifft, so soll dies Buch keine Naturgeschichte sein — eine eigene „Jagd" darauf giebt es nicht — und mit Bezug auf die ersteren will Verfasser nichts niederschreiben, wovon er die Kenntniss nur aus Büchern schöpfen müsste. Einer Wolfsjagd habe ich allerdings über'm Rhein drüben vor Jahren einmal beigewohnt, einer erfolglosen Jagd, und dabei gesehen, dass man, soll es dem feigen, scheuen Wolf gelten, die Treiben noch grösser nehmen muss, als bei der Jagd auf jedes andere Wild, und dass unbedingteste Ruhe

das Haupterforderniss für die dabei Betheiligten bildet. Der Wolf reisst bei der geringsten verdächtigen Wahrnehmung in grosser Entfernung aus und kommt eher als selbst der Fuchs vor dem Schützen an. Eine in Russland beliebte Methode, das Vorhandensein von Wölfen zu bestätigen, ist das Anheulen derselben. Der „Heuler" heult um Mitternacht von irgend einem erhöhten Punkte aus in den Hochwald hinein, die Stimme des alten Wolfes nachmachend, der um diese Zeit mit Atzung für die Jungen heimzukehren pflegt, die Wölfin antwortet, die Jungen fallen in das Concert ein, und das „Nest" ist bestätigt. Des anderen Tages um zwölf Uhr beginnt das Treiben. Ich möchte einmal das Gesicht eines solchen Heulers während der Arbeit sehen. — Der Bär kommt vereinzelt in der Schweiz und im Hochgebirge vor, der Norden, Osten und Südosten Europas bergen ihn häufiger. Der zu früh verstorbene Fürst Constantin Löwenstein, einer der ersten Jäger Europas, sprach einmal bei einer Tafel des Fürsten Taxis davon, dass er gern einen Bären schösse, und Fürst Taxis lud ihn sofort ein, dies auf seinen Besitzungen in Croatien auszuführen. Die dortige Jägerei erhielt Befehl, den hohen Gast, der an dem und dem Tage eintreffen würde, unter allen Umständen auf

einen Bären zu Schuss zu bringen. Aber die Jägerei hatte augenblicklich keinen Bären im Revier und kaufte einer Zigeunerbande, auf dass der Fürst die weite Reise doch nicht umsonst gemacht hatte, ihren Tanzbären ab, der dann richtig dem Fürsten anlief, leider jedoch aufrecht in der bekannten Jahrmarktsstellung. Fürst Löwenstein lachte herzlich, verzichtete aber auf den Schuss auf einen Tanzbären. — Das Murmelthier wird auf dem Ansitz geschossen, der Steinbock wie die Gemse gejagt. Die Jagd auf den Luchs muss derjenigen auf die Wildkatze gleich sein, während Pirsche und Treiben auf Elchwild sich wenig von der Hirschjagd unterscheiden. Der Elch ist begreiflicherweise nicht so flüchtig wie unser Edelhirsch. In Norwegen sucht man den Elchhirsch mit Hunden, die seine Nähe durch eine Art von Vorstehen markiren. Im Winter bei Schnee und Eis kann man dem Elchwild sehr an. v. Riesenthal erzählt, dass im Jahre 1848 der Janhagel in Ostpreussen es auf das Eis getrieben, mit Schlittschuhen verfolgt und es dann gespiesst oder mit Knütteln erschlagen habe. Man kann sich einen Begriff von dem Wüthen jenes Pöbels machen, wenn actenmässig constatirt ist, dass das Pfund Elchwildpret für fünf Pfennige kaum einen Käufer fand. O dieses liebe „Volk"! Den Biber end-

lich, wo er etwa noch vorkommt, wollen wir zu allerletzt erst jagen, lieber ihn in Baumwolle wickeln, auf dass er vor dem Aussterben gerettet werde. —

Sollte Jemand so seltenes Wild auf seinen Jagden haben und es als einen Fehler dieses Büchleins empfinden, dass darüber so gut wie nichts in demselben enthalten ist: der Verfasser ist gern bereit, bei einer künftigen Auflage diesen Fehler zu verbessern; wolle der Betreffende nur gütigst ihn mit einer Einladung zu solcher Jagd erfreuen, damit er aus eigener Anschauung darüber berichten kann.

Und nun ein herzlich Waidmannsheil allen gerechten Jägern, Allen, die es ehrlich und treu meinen mit Wild und Waidwerk! —



ANHANG.

Gesetzliche Schon- und Schusszeiten.

I. Deutsches Reich.

Anmerkung: ■ Schonzeit, □ Schusszeit.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Herzogthum Anhalt.												
Männliches Roth- und Damwild . . .			■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■	▌		
Rehböcke		■	■	■								
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	▌		▐
Rehkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Biber			▐	■	■	▌						
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer- und Birkhähne						■	■	■				
Fasanenhähne						■	■	■	■			
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen, Schwäne, alles andere Sumpf- und Wassergeflügel, excl. Gänse und Reiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Auer- und Birkhennen, Haselwild und Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				
Fasanenhennen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Hasen	▐	■	■	■	■	■	■	■	▌			
Grossherzogthum Baden.												
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■							
Weibl. Roth-, Dam- und Rehwild . .		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehböcke		■	■									
Hasen, Fasanen, Haselwild, Wachteln		■	■	■	■	■	■	▌24				
Auer- und Birkhähne						■	■	▌16				

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Grossherzogthum Baden.												
Auer- und Birkhennen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■ 24				■
Enten				■	■	■						
Schnepf. u. all. and.Sumpf-u.Wasserv.,excl.Reiher					■	■						
Alle übrigen, hier nicht genannten Wildarten das ganze Jahr frei.												
Königreich Bayern.												
Rothhirsche	■	■	■	■	■	■ 24				14 ■	■	■
Edelwild, Alt- und Schmalthiere	5 ■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			
Damböcke	■	■	■	■	■	■ 24				29 ■	■	■
Damgeissen	5 ■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Gemsen	■	■	■	■	■	■	■ 25					■
Rehböcke		1 ■	■	■	■							
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			
Murmelthiere	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			■	■
Hasen, Rebhühner, Wachteln		1 ■	■	■	■	■	■	■ 15	■ 15			
Fasanen			■	■	■	■	■	■				
Auer- und Birkhähne		1 ■	■	Balz	■	■	■					
Hasel-, Schnee- und Steinhühner		1 ■	■	■	■	■	■					
Wildenten				■	■	■						
Waldschnepfen und Bekassinen				14 ■	■	■						
Tauben, Ziemer, Drosseln u. alles auf den Mösern brütende Federwild				■	■							

Rehgeissen, Wildkälber, Gems- und Rehkitze, Auer- und Birkhennen sind das ganze Jahr zu schonen, Sauen, Raubzeug, Kaninchen, sowie das nicht namentlich angeführte Haar- und Federwild kann jederzeit geschossen werden. Der Aufgang der Feldjagd ist von den Regierungen zwischen 15. August und 15. September festzusetzen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Herzogthum Braunschweig.												
Rehböcke		■	■	■	■ 16							
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Rehkitze	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanhähne						■	■	■				
Wildenten				■	■	■						

Herzogthum Braunschweig.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Trappen, Schnepfen, Schwäne, Sumpf-, Wasserv. excl. Reiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Hasen, Auer-, Birk-, Fasanhenn., Haselw., Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				

Die übrigen Wildarten haben keine gesetzliche Schonzeit.

Bremen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Rehböcke			■	■								■
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14
Rehkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hasen, Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Enten				■	■	■						
Schnepfen, alles andere Sumpf- und Wassergeflügel, ausgenommen Gänse und Fischreiher					■	■						

Elsass-Lothringen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Alles nachstehend nicht genannte Wild		2 ■	■	■	■	■	■	■ 23				
Schwarzwild, Hirsche, Kaninchen u. (siehe unt.) schädliches Wild												
Rehböcke		2 ■	■	■	■							

Das Jagen mit Hunden auf vorstehend genannte Wildgattungen in der Zeit vom 2. Februar bis 23. August ist untersagt.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Auer- und Birkhähne												
Fasanenhennen und Rebhühner . . .		2 ■	■	■	■	■	■	■ 23				

Fasanhennen und Rebhühner dürfen auch ausserhalb der gesetzlichen Schonzeit nicht erlegt oder gefangen werden, so lange der Boden mit Schnee bedeckt ist, insoferne das Einfangen nicht lediglich zum Zwecke der Erhaltung oder Vermehrung dieser Vögel geschieht.

Elsass-Lothringen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Drosseln (Krammetsvögel), Feldlerchen	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			1 ■
Wilde Gänse und Fischreiher												
Alles übr Wasser- u. Sumpfgefl., Strich- u. Zugv.				■	■	■						

Nützliche Vögel: Ammern, Amseln, Bachstelzen, Baumläufer, Blaukehlchen, Braunellen, Dohlen, Eulen (mit Ausnahme des Uhu), Finken, Fliegenschnäpper, Goldhähnchen, Grasmücken, Hänflinge, Kuckucke, Laubvögel, Meisen, Nachtigallen, Nachtschwalben, Pieper, Pirols, Rohrsänger, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Saatkrähen, Schwalben, Segler, Seidenschwänze, Spechte, Spechtmeisen, Staare, Steinschmätzer, Stieglitze, Tagschläfer, Wasserschmätzer, Wendehälse, Wiedehöpfe, Wiesenschmätzer, Zaunkönige, Zeisige erfreuen sich ständiger Schonzeit.

Bemerkungen: Als Ausübung der Jagd gilt es nicht, wenn Eigenthümer, Besitzer oder Pächter schädliches Wild auf ihren Ländereien vertilgen. Als schädliches Wild sind zu erachten:

1. Wölfe, Wildschweine, Wildkatzen, Füchse, Iltisse, Marder, Wiesel, Fischotter, Eichhörnchen, Kaninchen, Dachse.
2. Geier, Adler, Falken, Habichte, Sperber, Milane, Bussarde, Weihen, Elstern, Würger, Reiher, Wildtauben, Uhus, Kolkraben, Häher, Eisvögel, Cormorane (Scharben).

Hamburg.

Wie in **Preussen.**

Grossherzogthum Hessen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Weibliches Rehwild	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Dachs	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . .						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen-Arten, Brachvögel u. Kibitze					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Alles übrige Wild		■	■	■	■	■	■	■				

Schwarzwild, männliches Edel- und Damwild, Rehböcke, alles Raubzeug, wilde Kaninchen, wilde Tauben, alles Wild, welches im Grossherzogthum oder in dessen nächster Umgebung nicht setzt oder nistet, haben keine Schonzeit.

Die jüngste Session der hessischen Kammer hat dem Rehbock eine zweimonatliche Schonzeit bewilligt und die Schusszeit des Dachses verlängert doch ist der Beschluss noch nicht publicirt, hat also zur Zeit des Erscheinens dieses Buches noch nicht Gesetzeskraft.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Hohenzollern'sche Lande.												
Rothhirsche	■	■	■	■	■	■				■	■	■
Weibliches Rothwild	■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Damhirsche										14 ■	■	■ 16
Weibliches Damwild		■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16	
Rehböcke		■	■	■	■	■						
Hasen		■	■	■	■	■	■	■				
Dachse			■	■	■	■	■	■	■			
Fasanen, Hasel- und Rebhühner		■	■	■	■	■	■	■ 15				
Die Rehgeissen erfreuen sich ständiger Schonzeit.												
Fürstenthum Lippe-Detmold.												
Rehböcke			■	■								
Geissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Rehkitze	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Enten				■	■	■						
Schnepf. u. all. and. Sumpf- u. Wasserv., excl. Reiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				
Hasen	15 ■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Lübeck. Wie in Preussen.												
Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Grossherzogthum Mecklenburg-Strelitz.												
Alles Haarwild			■	■	■	■	■ 16					

Das Federwild hat keine Schonzeit, soll aber pfleglich behandelt werden.

Grossherzogthum Oldenburg.

a) Herzogthum Oldenburg.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männl. Roth- u. Damwild, Rehböcke			■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Weibliches Rehwild	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16	14 ■
Rehkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hasen	■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Birk- und Fasanenhähne	■	■				■	■	■				
Birk- und Fasanen-Hennen, Wachteln, Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Wilde Enten, Tüten (Regenpfeifer) und Kibitze				■	■	■						

In Thiergärten gehegtes Wild, Raubwild jeder Art, wilde Schweine, wilde Kaninchen, Schnepfen, Bekassinen, wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Tauben haben keine gesetzliche Schonzeit.

b) Fürstenthum Lübeck.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männl. Roth- und Damwild				■	■	■						
Roth- und Damthiere und Kälber . .		■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Rehböcke			■	■								
Rehgeissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Rehkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hasen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Birk- und Fasanhähne						■	■	■				
Birk- und Fasanhennen, Wachteln .		■	■	■	■	■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Wildenten				■	■	■						
Schnepfen, Bekassinen, Schwäne . .					■	■						

Wild in Thiergärten, Raubwild, Sauen, Kaninchen, Gänse, Tauben haben keine Schonzeit.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Grossherzogthum Oldenburg.												
c) **Fürstenthum Birkenfeld.**												
Rehböcke, Roth- und Damhirsche . .		■	■	■	■	■						
Roth- und Damthiere, Kälber . . .		■	■	■	■	■	■	■	■	▌16		
Rehgeissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	▌16		14▌
Rehkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . . .		■				■	■	■				
Enten				■	■	■						
Schnepfen und Bekassinen					■	■						
Dachs	■	■	■	■	■	■	■	■		■	■	■
Feldhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Alles Andere: Has., Haselw., Wacht. etc.		■	■	■	■	■	■	■				
Raubwild, Schwarzwild, Kaninchen, Schwäne, Gänse, Tauben haben keine Schonzeit.												
Königreich Preussen.												
Elchwild	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Männliches Roth- und Damwild . . .			■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■	▌16		
Rehböcke			■	■								
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	▌16		14▌
Rehkitze	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . . .						■	■	■				
Wildenten				■	■	■						
Trp., Schnepfen, Schwäne, Sumpf-, Wasservögel					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Has., Auer-, Birk-, Fasanhenn., Haselw., Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				

Die übrigen Wildarten haben keine gesetzliche Schonzeit. Rehe, Hasen und Rebhühner dürfen nicht in Schlingen gefangen werden. Bei Rebhühnern, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanhennen, Hasen, Wachteln und Dachsen können die Bezirks-Regierungen die Schonzeit um 14 Tage abändern.

Fürstenthum Reuss (ältere Linie).

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Rothwild		■	■	■	■	■	■ 15					
Ricken, Wild-u. Rehk., Auer-u. Birkhen.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hasen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Das übr. zur mittleren u. nied. Jagd gehörige Wild		■	■	■	■	■	■	■				

Die zur mittleren und niederen Jagd gehörigen Raubthiere und alle Zugvögel werden das ganze Jahr, das auf die Felder tretende Rothwild darf auf Anstand und Pirschgang in der Schonzeit ebenfalls geschossen werden. Wild- und Rehkälber gelten als solche — wie überall — bis zum 1. Januar des der Geburt folgenden Jahres.

Fürstenthum Reuss (jüngere Linie).

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Hirsche			■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild u. Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Rehböcke			■	■								
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . . .						■	■	■				
Wachteln und Fasanhennen		■	■	■	■	■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				
Enten				■	■	■						
All. and. Sumpf- u. Wasserv., exc. Gänse u. Fischr.					■	■						
Hasen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehkitze, Auer- und Birkhennen . .	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■

Alles übrige Wild hat keine gesetzliche Schonzeit.

Königreich Sachsen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .			■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber			■	■	■	■	■	■				
Rehböcke		■	■	■	■	■						
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		15 ■
Hasen, Fasanen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Auer-, Birk-, Haselhähne, Schnepfen		■			15 ■	■	■	■				
Enten			14 ■	■	■	■						
Wacht., Bekas., Dachs u. übr. jagdb. Säugeth. u. Vög.		■	■	■	■	■	■	■				
Rehkälber, Drosseln, kl. Feld-, Wald- u. Singvögel	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Ziemer			■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16	

Schwarzwild, Tauben und ausländische Vögel sind das ganze Jahr schussbar.

Herzogthum Sachsen-Altenburg.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	▌16			
Rehböcke		■	■	■	■							
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	▌16			15▐
Rehkitze, Auer- und Birkhennen . .	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . . .						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen, Schwäne, alles andere Sumpf- und Wassergeflügel, excl. Gänse und Reiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Fasanhennen, Haselw., Wachteln, Has.		■	■	■	■	■	■	■				

Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha.

a) Coburg.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	▌2			
Rehbock		■	■	■	■							
Ricken, Rehkälber, Auer- u. Birkhenn., Singv. a. Art, incl. d. als jagdb. anges., z.B. Lerchen u. Drosseln	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanenhähne . . .						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Schnepfen und alles andere Sumpf- und Wassergeflügel, mit Ausnahme der Gänse und Fischr.					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Fasanenhennen, Haselwild, Wachteln		■	■	■	■	■	■	■				
Hasen		■	■	■	■	■	■	■	▌16			

Alle nicht genannten Wildarten, namentlich Wildschweine, Kaninchen, Raubthiere (Füchse, Wildkatzen, Marder, Iltis, Fischottern, Wiesel, wilde Gänse, Fischreiher, Raubvögel, Elstern, Kolkraben, Krähen, Kernbeisser, Eichelhäher, Würger) dürfen das ganze Jahr hindurch gejagt werden.

Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha.

b) **Gotha.**

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	▌2			
Rehböcke		■	■	■								
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	▌15		14▐
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer- und Birkhähne, Fasanhähne . .						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen, Schwäne u. anderes Sumpf- und Wassergeflügel, excl. Gänse u. Fischreiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Rehkitze, Auer- und Birkhennen . .	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasanhennen, Haselw., Wachteln, Lerchen, Hasen		■	■	■	■	■	■	■				
Drosseln			■	■	■	■	■	■	■			

Alle nicht genannten Wildarten, namentlich **Wildschweine, Kaninchen,** Raubthiere (excl. Wiesel, Eulen, **Bussarde,** Raben und **Krähen),** Gänse, Fischreiher **dürfen das ganze Jahr gejagt werden.**

Herzogthum Sachsen-Meiningen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■				
Rehböcke		■	■	■	■							
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	▌15		14▐
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer- und Birkhähne						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen, Schwäne u. anderes Sumpf- und Wassergeflügel excl. Gänse u. Fischreiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Fasanen		■	■	■	■	■	■	■	■			
Haselw., Wachteln, Lerchen u. Hasen		■	■	■	■	■	■	■				
Drosseln			■	■	■	■	■	■	■			

Alles andere Wild (incl. der jagdbaren Vögel) und **Raubthiere sind** das ganze Jahr zu schiessen, Rehkitze, Auer- und **Birkhennen haben** immerwährende Schonzeit.

Grossherzogthum Sachsen-Weimar.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■				
Rehböcke		■	■	■	■							
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■16		14■
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Auer-, Birk- und Fasanhähne						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Trappen, Schnepfen, Schwäne u. alles and. Sumpf- und Wassergeflügel, excl. Gänse u. Fischreiher					■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Auer-, Birk-, Fasanh., Haselw., Wacht., Lerch., Has.		■	■	■	■	■	■	■				
Drosseln			■	■	■	■	■	■	■			

Rehkitze dürfen nicht geschossen werden.

Fürstenthum Schaumburg-Lippe.

Wie in **Preussen**.

Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■	■16		
Rehböcke		■	■	■	■							
Rehgeissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■16		14■
Auer-, Birk- und Fasanhähne						■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Fasanhen., Haselw., Hasen u. Wacht.		■	■	■	■	■	■	■				
Schnepf., Trapp., Sumpf-, Wassergefl.					■	■						
Enten				■	■	■						
Drosseln			■	■	■	■	■	■	■			
Dachs	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■

Rehkitze, Auer- und Birkhennen, Lerchen dürfen nie geschossen werden.

Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männliches Roth- und Damwild . . .		■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Damwild, Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Rehböcke		■	■	■	■							
Ricken	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		14 ■
Auer-, Birk- und Fasanhähne						■	■	■				
Enten				■	■	■						
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Auer-, Birk-u.Fasanh.,Haselw., Hasen u.Wachteln		■	■	■	■	■	■	■	■			
Dachse	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Trappen, Schnepfen u. Sumpfgeflügel					■	■						

Rehkitze sind immer zu schonen.

Fürstenthum Waldeck.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Rehböcke		■	■	■	■	■ 14						
Rehe		■	■	■	■	■	■	■	■			
Hasen		■	■	■	■	■	■	■				
Auer-, Birk- und Haselwild (Hahnen dürfen in der Balzzeit geschossen werden)				■	■	■	■	■				
Feldhühner	■	■	■	■	■	■	■	■				

Schmalböcke, Schmalrehe und Rehkitze dürfen nicht geschossen werden; Roth-, Dam- und Schwarzwild darf nur in geschlossenen Thiergärten gehegt werden, sonst ist es vogelfrei; Gänse, Enten, Schnepfen und andere Strichvögel sind in der Brütezeit zu schonen, Junge und Eier des jagdbaren Federwildes dürfen nicht ausgenommen, Kibitzeier nur bis 1. Mai gesammelt werden.

Königreich Württemberg.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Männl. Roth- u. Damwild, Rehböcke		■	■	■	■							
Weibl. Roth- und Damwild, Hasen .		■	■	■	■	■	■	■	■			
Wildkälber und Damkitze, d. h. die noch im Kalenderjahre ihrer Geburt stehenden Jungen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Rehgeissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15		■
Kitzböcke, d. h. männl. Rehw. im Jahre s. Geb.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15		

Königreich Württemberg.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Auer- und Birkhähne						■	■	■ 16				
Auer- und Birkhennen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■		■
Feld- u. Haselhühner, Fasanenhennen	■	■	■	■	■	■	■	■ 24				■
Fasanenhähne		■	■	■	■	■	■	■ 24				
Wachteln			■	■	■	■	■	■ 24				
Wilde Enten			15 ■	■	■	■						
Wilde Tauben			■	■	■	■						
Schnepfen und Bekassinen				15 ■	■	■	■ 15					

Nachtrag.

Nach Fertigstellung des Druckes erschien endlich, ddto. 5. September 1893, die grossherzoglich hessische Verordnung, welche die Neuregelung der dortigen Schonzeiten zum Gesetz erhebt. Es geniessen also in Zukunft im Grossherzogthum Hessen nachstehende Thiere die nachstehende Schonzeit:

Weibliches Rehwild	vom	15. December	bis	15. October
Rehböcke	„	1. März	„	30. April
Dachse	„	15. Februar	„	15. Mai
Auer-, Birk-, Fasanenhähne	„	1. Juni	„	31. August
Enten	„	1. März	„	30. Juni
Trappen, Schnepfenarten, Kibitze, Brachvögel	„	1. Mai	„	30. Juni
Rebhühner	„	1. December	„	31. August
Staare	„	1. Februar	„	31. Juli

(Die bezeichneten Tage sind jedesmal miteinbegriffen

II. Oesterreich-Ungarn.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Niederösterreich.												
Hirsche		■	■	■	■							
Hirsch-Thier und Kalb		■	■	■	■	■	■	■	■15			
Rehbock			■	■								
Rehgeiss und Rehkitzgeiss	■	■	■	■	■	■	■	■	■			■
Rehkitzbock im Geburtsjahr					■	■	■	■	■			
Gemsbock		■	■	■	■	■						
Gemsgeiss	■	■	■	■	■	■	■	■15				■
Gemskitz im Geburtsjahr	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hase (grauer und Alpenhase)		■	■	■	■	■	■	■				
Auerhahn						■	■	■				
Auer- und Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Birkhahn						15■	■	■				
Ente			■	■	■	■15						
Fasan		■	■	■	■	■	■	■	■15			
Haselhuhn			■	■	■	■	■	■				
Rebhuhn und Wachtel	■	■	■	■	■	■	■					
Oberösterreich.												
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	■15					■
Gemsgeiss, Rehkitzbock		■	■	■	■	■	■	■	■			
Hasen, Feld- und Alpen-	15■	■	■	■	■	■	■	■15				
Rehbock			■	■	■							
Rehwild, weibl. Wildkälber	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Oberösterreich.												
Roth-, Damwild, männl.	■	■	■	■	■	■					■	■
Roth-, Damwild, weibl.		■	■	■	■	■	■	■	■			
Biber		■	■	■	■	■	■	■	■			
Birk-, Auerhahn	■	■				■	■	■	■	■	■	■
Birk-, Auerhenne, Rehkitz i. Geburtsj.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasan, Rebhuhn		■	■	■	■	■	■					
Gänse, Enten, Sumpfvögel			■	■	■							
Hasel-, Stein-, Schneehuhn			■	■	■	■	■	▌15				
Schnepfe			■	■	■	■	■	▌15				
Wachtel, Wildtaube		■	■	■	■	■	■					
Böhmen.												
Rehbock und Spiesser		■	■	■								
Auer-, Birk-, Haselhahn		■				■	■					
Waldschnepfe		■				■	■					
Wildgans, Ente		■	■	■	■	■						
Wild, anderes		■	■	■	■	■	■					
Mähren.												
Hase, Feld-		■	■	■	■	■	■					
Hirschkalb		■	■	■	■	■	■	■	■	■		
Rehbock, Spiesser		■	■	■								
Reh-Kitzbock		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehwild, weibl.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Roth-, Damwild, männl.	■	■	■	■	■						■	■
Roth-, Damwild, weibl. u. Wildk.		■	■	■	■	■	■	■	■	■		
Auer-, Birkhahn!					15▌	■	■					
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasanhahn				■	■	■	■	■				
Fasanhenne		■	■	■	■	■	■	■				
Gans, Ente, Taube			15▌	■	■	■						
Hasel-, Rebhuhn		■	■	■	■	■	■					
Sumpf-, Wasservögel			11▌	■	■	■						
Wachtel, Wachtelkönig		■	■	■	■	■	■					
Waldschnepfe				15▌	■	■						

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Schlesien.												
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	▌15				■
Waldschnepfe					■	■	■	■				
Edel- und Damhirsch v. Spiesser a.	■	■	■	■	■						■	■
Rehwild, weibl. ohne Unterschied	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Wildgänse, Enten und Tauben				■	■	■						
Edel- u. Damwild, weibl. u. Kälber		■	■	■	■	■	■	■	■	■		
Rehböcke		■	■	■								
Spiessböcke		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehkitzböcke	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Auer- und Birkhähne						■	■	■				
Auer- und Birkhennen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasanhähne				■	■	■	■	■				
Fasanhennen		■	■	■	■	■	■	■				
Sumpf- und Wasservögel				■	■	■						
Hasen, mit Ausnahme von Kaninchen		■	■	■	■	■	■	■				
Wachtel und Wachtelkönige	■	■	■	■	■	■	■	▌15				■
Haselhühner		■	■	■	■	■	■					
Salzburg.												
Dachs, Biber		■	■	■	■	■	■	■	■			
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	▌4					15▐
Hase, Alpen-			■	■	■	■	■	■				
Hase, Feld-		3▐	■	■	■	■	■	■				
Hirsche (von 8 Ender aufwärts)	■	■	■	■	■	■					■	■
Geringe Hirsche (unter 8 Ender)	■	■	■	■	■	■						
Hirschkalb, Gems-, Rehgeiss, Kitz	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Thiere, alte und gelte	8▐	■	■	■	■	■	■	■	▌15			
Murmelthier	■	■	■	■	■	■	■	■		15▐	■	■
Rehbock und Spiesser	■	■	■	■	■							
Auer-, Birkhahn		2▐	■	▌15		■	■	■				
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Schnepfe, Taube				15▐	■	■	■					
Fasan, Hahn und Henne		2▐	■	■	■	■	■	■				
Hasel-, Stein-, Schneehuhn		2▐	■	■	■	■	■	■				
Rebhuhn	■	■	■	■	■	■	■					24▐
Wachtel, Sumpfvögel				15▐	■	■	■					
Wildente			■	■	■	■						

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Steiermark.												
Gemswild	■	■	■	■	■	■	■					15 ■
Hase, Feld-, Alpen-	15 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Hirsche	■	■	■	■	■	■ 24				15 ■	■	■
Rehböcke		■	■	■	■							
Rehgeiss, Rehkitz		■	■	■	■	■	■	■	■			
Thiere, Wildkälber	■	■	■	■	■	■	■	■				
Auer-, Birkhahn	■	■	■			16 ■	■	■	■	■	■	■
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasan			■	■	■	■	■	■	■ 15			
Gans, Ente, Rohrhuhn			■	■	■	■						
Reb-, Hasel-, Schneehuhn		■	■	■	■	■	■					
Steinhuhn, Taube, Wachtel		■	■	■	■	■	■					
Sumpfschnepfen		■	■	■	■	■	■					
Krain.												
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	■					
Gemsgeiss und Gemskitz	■	■	■	■	■	■	■	■ 15				■
Hase, Feld-, Alpen-	16 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Kaninchen			■	■	■	■	■	■				
Rehbock		■	■	■	■							
Rehgeiss, Rehkitz	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			
Roth-, Damwild, männl.	■	■	■	■	■	■					■	■
Roth-, Damwild, weibl.		■	■	■	■	■	■	■	■			
Wildkälber		■	■	■	■	■	■	■	■			
Auerhahn	■	■	■			■	■	■	■	■	■	■
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Birkhahn	■	■	■			15 ■	■	■	■	■	■	■
Enten, div., excl. Stockenten				15 ■	■	■						
Fasanhahn, Henne		■	■	■	■	■	■	■				
Gans, Sumpf-, Wasservögel				15 ■	■	■						
Rebhuhn, Wachtel	■	■	■	■	■	■	■	■ 15				■
Hasel-, Schnee- und Steinhuhn		■	■	■	■	■	■	■ 15				
Stockente			■	■	■	■	■					
Schnepfe				■	■	■	■	■ 15				
Wildtaube				15 ■	■	■	■	■ 15				

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Tirol.												
Hase, Alpen-			■	■	■	■	■	■				
Hase, Feld-		2	■	■	■	■	■	■				
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	15					■
Gems-, Rehgeiss, Kitz	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Gabler, Spiesser, Schmalthiere	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hirsche	■	■	■	■	■	■				15	■	■
Rehbock	■	■	■	■	■	15						
Thiere, alte und gelte	6	■	■	■	■	■	■	■	15			
Murmelthier	■	■	■	■	■	■	■	■		15	■	■
Auer-, Birkhahn		2	■	15		■	■	■				
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Ente, Schnepfe, Taube				15	■	■	■					
Hasel-, Stein-, Schneehuhn		2	■	■	■	■	■	■				
Rebhuhn	■	■	■	■	■	■	■	■				24
Wachtel, Sumpfvögel				15	■	■	■					
Vorarlberg.												
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	15				11	■
Gems-, Rehgeiss, Kitz	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hase, Alpen-			■	■	■	■	■	■				
Hase, Feld-		2	■	■	■	■	■	■				
Gabler, Spiesser, Schmalthiere	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hirsche	■	■	■	■	■	■				■	■	■
Murmelthier	■	■	■	■	■	■	■	■		15	■	■
Rehbock	■	■	■	■	■	15						
Thiere, alte und gelte	6	■	■	■	■	■	■	■	15			
Auer-, Birkhahn		2	■	15		■	■	■				
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Ente, Schnepfe, Taube				15	■	■	■					
Hasel-, Stein-, Schneehuhn		2	■	■	■	■	■	■				
Rebhuhn	■	■	■	■	■	■	■	■				24
Wachtel, Sumpfvögel				15	■	■	■					
Wachtelkönige				15	■	■	■					
Wildgänse und Wasservögel				15	■	■	■					

Kärnten.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Hirsch	■	■	■	■	■	▌24				15▐	■	■
Alt- und Schmalthier		■	■	■	■	■	■	■	■			
Gemswild	■	■	■	■	■	■	■					15▐
Rehbock		■	■	■	■							
Hasen		■	■	■	■	■	■	■				
Fasanen			■	■	■	■	■	■				
Auer- und Birkhahn	■	■	■	▌6								■
Hasel-, Stein- und Schneehuhn		■	■	■	■	■	■					
Rebhuhn und Wachtel		■	■	■	■	■	■					
Stockente			■	■	■	■						

Görz und Gradiska, dann Istrien und Triest.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	■					16▐
Gemsgeiss	■	■	■	■	■	■	■					15▐
Rehbock		■	■	■	■							
Rehgeiss	■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Gems- und Rehkitz	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hase	15▐	■	■	■	■	■	■	■	▌15			
Auer- und Birkhahn	■	■	■			■	■	■	■	■	■	■
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Schnee- und Haselhuhn		■	■	■	■	■	■	■	▌15			
Steinhuhn		■	■	■	■	■	■	■	▌15			
Fasan		■	■	■	■	■	■	■	▌15			
Rebhuhn	15▐	■	■	■	■	■	■	■				
Wildente			■	■	■	■	■					
Schnepfe					■	■	■					
Wachtel	■	■	■	■	■	■	■					
Wildtauben und Sumpfvögel					■	■	■					

Beim Gemswild ist die Schonzeit im Gebiete der Stadt Triest vom 15. September bis 1. August festgesetzt.

Dalmatien.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Schnepfe, Wasser-, Sumpfvögel				15▐	■	■	■					
Wild, alles andere		■	■	■	■	■	■					

Galizien.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Fuchs		15 ■	■	■	■	■	■	■				
Hase, Feld-, Alpen-		■	■	■	■	■	■	■	■ 15			
Rehbock und Spiesser			■	■	■							
Roth-, Damwild, männl.	■	■	■	■	■	■						
Roth-, Dam-, Rehwild, weibl.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Wildkälber, Rehkitzbock	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Auer-, Birkhahn					[illegible] ■	■	■	■				
Auer-, Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Brach-, Sumpfvögel, Kampfhahn				15 ■	■	■						
Fasan, Rebhuhn	15 ■	■	■	■	■	■	■	■ 15				
Haselhuhn	■	■	■	■	■	■	■	■				
Trappe und die kleine Trappe				15 ■	■	■	■					
Wachtel, Taube	■	■	■	■	■	■	■ 15				■	■
Waldschnepfe				20 ■	■	■	■	■				
Wasservögel, Wildgans, Ente				15 ■	■	■ 15						

Bukowina.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Roth- oder Edelhirsch	■	■	■	■	■	■					■	■
Rehbock	15 ■	■	■	■	■	■						
Weibl. Roth- u. Rehwild, Hirsch- u.	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Rehkalb; Birk- und Auerhennen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hase, Haselhuhn	15 ■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15			
Birk- und Auerhahn						■	■	■	■			
Rebhuhn	■	■	■	■	■	■	■	■				■
Wildente, Moos-, Doppel- und Brach-				15 ■	■	■	■ 15					
schnepfe, Bekassine				15 ■	■	■	■ 15					
Waldschnepfe				15 ■	■	■	■	■	■ 15			
Wachtel				■	■	■	■	■ 15				
Trappe				■	■	■	■					

Ungarn-Siebenbürgen.

Allgemeine Schonzeit vom 1. Februar bis 15. August.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Edelhirsch	■	■	■	■	■	■				15 ■	■	■
Damhirsch	■	■	■	■	■	■					15 ■	■
Hirschthiere und Rehgeiss	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 15		

Ungarn-Siebenbürgen.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Rehbock	15 ■	■	■									
Gemsbock	■	■	■	■	■	■	■					15 ■
Gemsgeiss, Auer- und Birkhenne . .	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Sämmtliche Singvögel	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Auer- und Birkhahn	■	■				■	■	■	■	■	■	■
Haselhuhn	■	■	■	■	■	■	■	■ 15				■
Fasanen und Trappe		■	■	■	■	■	■	■ 15				
Rebhuhn	■	■	■	■	■	■	■					

Das Zug- und Wasser-Federwild ist auf der Brutstelle vom 15. April bis Ende Juli zu schonen.

Croatien-Slavonien.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Edelhirsche	■	■	■	■	■	■						
Thiere	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Männliches Damwild	■	■	■	■	■	■					■	■
Weibliches Damwild	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■ 16		
Gemsböcke	■	■	■	■	■	■	■					15 ■
Geissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Rehböcke	■	■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehgeissen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Hasen	15 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Auer- und Birkhahn	■	■					■	■	■	■	■	■
Auer- und Birkhenne	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Haselhühner	15 ■	■	■	■	■	■	■	■ 16				
Fasanen	15 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Steinhühner	15 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Grosse und Zwergtrappen	15 ■	■	■	■	■	■	■	■				
Rebhühner	■	■	■	■	■	■	■	■ 16				15 ■
Wildgänse, alle Enten, Tauben, Sumpf-		15 ■	■	■	■	■ 16						
und Wasservögel		15 ■	■	■	■	■ 16						
Waldschnepfen und Wachteln				15 ■	■	■	■					
Alle Singvögel	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Bosnien-Herzegowina.												
Männliches Edel- und Damwild . .	■	■	■	■	■	■				15 ▌	■	■
Rehböcke		■	■	■	■							
Gemsböcke	■	■	■	■	■	■						■
Hasen	15 ▌	■	■	■	■	■	■	▌ 15				
Weibl. Edel-, Dam- und Gemswild .		■	■	■	■	■	■	■	■			
Rehkitz, Dachs und Biber		■	■	■	■	■	■	■	■			
Birk- und Auerhahn	■	▌ 15				■	■	■	■	■	■	■
Rehgeiss, Birk- und Auerhennen . .	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■
Fasanen, Wachtel und Haselhühner .		■	■	■	■	■	■					
Stein-, Schnee- und Rebhühner . . .		■	■	■	■	■	■					
Wasser- und Sumpfvögel			■	■	■							
Wildgänse und Wildenten			■	■	■							
Wildtaube		■	■	■	■	■	■					

Bei Edel-, Dam-, Gems- und Rehwild gilt das Jungwild als Kalb bis zum 1. Juli des auf die Geburt folgenden Jahres in Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Krain und im Küstenlande, bis zum letzten des auf die Geburt folgenden Januar in Kärnten und bis zum letzten Tage des auf die Geburt folgenden Octobers beim Hoch-, und Decembers beim Rehwild in Mähren. Auf Fasanerien und Thiergärten finden die gesetzlichen Schonzeiten keine Anwendung.

III. Schweiz.

	Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Octob.	Nov.	Dec.
Flugjagd i. Niederl., Alpenhas., Auer-, Birkhähne, Hasel-,Schnee-,Steinhühner,Raubth.d.Hochgeb.	■	■	■	■	■	■	■	■				15 ■
Allgemeine Jagd im Niederlande	■	■	■	■	■	■	■	■	■			15 ■
Gems., Murmelth., Hirsche, Rehböcke d. Hochgeb.	■	■	■	■	■	■	■	■		■	■	■
Weibl.Roth-u.Rehw.,Wild-u.Rehkälber, säugende Gemsg., Gemsk.,Steinböcke,Auer-u.Birkhennen	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■	■

Jagd auf Schwimmvögel auf Seen ist von den Cantonen zu regeln. Abkommen mit den Grenzstaaten. Bundesrath und Cantonal-Regierungen sind zu besonderen Schutzmassregeln und anderen Modificationen ermächtigt. Im Hochgebirge werden zum Schutze der Gemsen durch den Bundesrath Schutzbezirke, „Freiberge", ausgeschieden, in denen gar nicht gejagt werden darf.

In der Schweiz existiren etwa 25 verschiedene Jagdgesetzgebungen, d. h. gerade so viel, als es Cantone und Halbcantone giebt. Dieselben stehen alle unter einem gemeinsamen eidgenössischen Gesetz von 1875, das die allgemeinen Grenzen angiebt, innerhalb welcher sich die cantonalen Gesetze und Vollziehungsverordnungen halten müssen (siehe oben). Die Jagd darf nach Bundesgesetz nicht vor dem 1. September beginnen und soll nur bis längstens 31. December dauern, d. h. die allgemeine Jagd auf Flugwild, Hasen, Fuchs, Reh, Dachs. Hochwild, zu dem das Gesetz das Hochgebirgswild rechnet, wie Gems (Steinbock), Rothwild, Auer-, Birk-, Stein-, Schneehühner, Murmelthiere, darf nur im September gejagt werden, vom grossen und kleinen Hahne nur die Hähne. Rehgeissen haben fast in allen Cantonen Schonung; Reh- und Hasenjagd geht mit Ausnahme der Hochgebirgscantone überall erst am 1. October auf und dauert zwei bis drei Monate. Eine Wasserjagd ist in den Seecantonen gestattet gegen Patent für Monat Januar und Februar, doch darf sie nur zu Schiff ausgeübt werden. Eine Birsjagd, d. h. Frühlingsjagd auf Schnepfen, Enten, Wachteln etc., giebt es seit 1875 nicht mehr. Im Allgemeinen kann man also sagen, die Schweiz schont alles Wild (Enten ausgenommen) mindestens acht Monate im Jahre. Das

Hochgebirgswild dagegen hat volle elf Monate Schonzeit. Eigentliche Hühnerjagd (September) wird von den meisten Cantonen im September nicht gestattet, so dass praktisch die Jagd fast überall — wo nicht Hochgebirge — am 1. October beginnt und dann, je nach Canton nur sechs, acht Wochen, oder bis 15. oder 31. December geöffnet ist. Reviersystem besteht nur in drei Cantonen, nämlich Aargau, Baselland und Baselstadt, in allen übrigen Cantonen ist Patentsystem. Die Patenttaxe variirt sehr. Waadt verlangt je nach Zahl der verwendeten Hunde (Laufhunde) bis 100 Frcs., Zürich 75 Frcs. für Flug- und allgemeine Jagd (drei Monate), Bünden 10 Frcs., Schwyz 10 Frcs. u. s. f., jeder Canton macht es, wie er will. Im Aargau fällt der Jagdpacht in die Staatscasse, welche die Hälfte Wildschaden den Grundeigenthümern rückvergütet; in Baselland fällt der Pacht den Gemeinden zu, denen es freisteht, Patente zu ertheilen oder ihr Gemeindeareal als Revier zu verpachten. Jagen kann Jeder in der offenen Jagdzeit, der ein Patent erworben hat, mag er Inländer oder Ausländer sein.

